

Der Commandant des Towers.

Erster Band.

Der

Commandant des Towers.

Historische Erzählung

von

W. Harrison Ainsworth.

Autorisirte Deutsche Ausgabe.

Erster Band.



Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1863.



Erstes Buch.

Das Testament Heinrich's VIII.

Erstes Kapitel.

Wie der allerhöchste und großmächtigste König Heinrich VIII. ernstlich erkrankte und sein Tod nahe bevorstand.

Die furchtbare Regierung Heinrich's VIII. näherte sich ihrem Ende. Der Vorhang stand im Begriff, über einem der schrecklichsten Trauerspiele hinabzufallen, die jemals im wirklichen Leben agirt worden sind, — über einem Trauerspiele, das die Zuschauer mit Verwunderung und Grausen betrachteten. Die Sonne der königlichen Gewalt, welche Alle, die sie angeschienen, mit der Gluth ihrer Mittagsstrahlen versengt hatte, versank rasch in ein Meer, das von unheimlichen Flammen erhellt und dunkel von Blute gefärbt war.

Fünfunddreißig Jahre lang konnte unter König Heinrich's tyrannischer Herrschaft kein Mann in England, wie hoch auch sein Rang sein mochte, sein Leben für gesichert halten. Im Gegentheil, je höher sein Rang, desto größer war seine Unsicherheit. Königliche Herkunft, Reichthum, Macht, Popularität vermochten nicht, den Herzog von Buckingham vor Heinrich's eifersüchtiger Furcht zu retten. Ganz wahr sagte der

sterbende Cardinal Wolsey von seinem furchtbaren und unerbittlichen Gebieter: — „Er wird eher den Verlust seines halben Reiches auf's Spiel setzen, als dem kleinsten Theile seines Willens oder seiner Gelüste die Befriedigung versagen. Seht Euch daher wohl vor, was für Gedanken Ihr ihm in den Kopf setzt, denn Ihr werdet sie nie mehr daraus vertreiben." Heinrich war zum Argwohn geneigt; und von ihm beargwohnt werden, hieß verurtheilt sein, denn er war eben so unversöhnlich wie mißtrauisch. Seine Gunst war gefahrvoll, seine Versprechungen eine arglistige Falle, seine Liebe sicheres Verderben. Habsüchtig wie grausam, und verschwenderisch wie habsüchtig, war seine Gier unersättlich. Er confiscirte die Besitzthümer der Kirche und legte dem Volke unerschwingliche Steuern auf. Es ist am Meisten zu verwundern, daß das eiserne Joch, welches er seinen Unterthanen auferlegte, von ihnen ertragen wurde. Aber er hatte eben sowohl eine feste Hand, wie einen unbeugsamen Willen. Arglistig wie entschlossen, entwarf er Gesetze — lediglich, um sie zu verhöhnen und zu brechen. Er entzog sich der Herrschaft des Papstes, um sich selbst zum Oberhaupte der Kirche zu machen. Einige ließ er hinrichten, weil sie die Autorität des Papstes anerkannten; über Andere verhängte er den Tod, weil sie gewisse katholische Lehrsätze leugneten. Um seine unparteiliche Gerechtigkeitsliebe zu beweisen, wurden römische Christen und Lutheraner an einander gekettet und Paarweise zum Scheiterhaufen geführt. In dem einen Augenblicke begünstigte er die neuen Lehren, in dem nächsten unterstützte er die alte Religion. So gebrauchte er die sich bekämpfenden Parteien zu seinen eigenen Zwecken, und ließ eine jede seine eigene Macht vermehren. Die Zwietracht in der Kirche sagte ihm zu, obwohl er sich den Anschein gab, sie zu tadeln. Seine Rathgeber zitterten bei seinem leisesten Stirnrunzeln und wagten um ihrer Köpfe willen nicht, ihm ehrlichen Rath

zu geben. Seine Parlamente waren gefügige Werkzeuge seiner Willkür und bestätigten seine gesetzlosen Decrete ohne einen Versuch zum Widerstande. Ein erbarmungsloses System religiöser Verfolgung ward in's Werk gesetzt und je nach seinen wechselnden Launen ausgeführt. Unaufhörlich brannten die Flammen des Scheiterhaufens in Smithfield. Das Schaffot auf Towerhill dampfte vom Blut der Edelsten und Besten. Die Staatsgefängnisse waren überfüllt. Die Tortur wurde angewandt. Geheime Nachsuchungen waren gestattet. Die Vertheidigung war dem Angeklagten verwehrt; und ein Untersuchungsbefehl traf die unglückliche Person, gegen welche er ausgestellt war, so sicher wie das Henkerbeil.

Die Weisesten, die Edelsten, die Muthigsten, die Besten von Heinrich's Unterthanen wurden seiner Rachgier und seinen Launen geopfert. Strenge Rechtschaffenheit vermochte Männer wie Thomas Moore und Fisher ebenso wenig, wie langjährige Dienste und blinder Gehorsam Wolsey und Cromwell zu retten. Das Alter gewährte dem achtzigjährigen Lord Darcy keinen Schutz, und die Frömmigkeit erhielt den Aebten von Fountains, Rivaux und Gervaux nicht das Leben.

Aber nicht Männer allein starben auf das finstere Geheiß dieses grausamen Tyrannen, der schlimmer als ein orientalischer Despot war, sondern auch Frauen. — Frauen von unvergleichlicher Schönheit, die sein Lager getheilt, und die jeglichen Anspruch auf seine Liebe und sein Mitgefühl hatten. Aber Mitleid lag nicht in seiner Natur. Wenn die Liebe verschwunden war, folgten Ekel und Haß. Entsetzlich, ja fast unglaublich, ist die Geschichte seiner sechsmaligen Ehe. Nichts Dem ähnliches läßt sich finden, außer in den Gebilden toller und phantastischer Dichtung. Man glaubt ein Blaubart-Märchen zu lesen, und doch war es leider furchtbare Wirklichkeit. Die makellose und liebevolle Katharina von Aragonien mußte sich von ihm scheiden lassen, um der lieblichen

Anna Boleyn Platz zu machen, die ihrerseits enthauptet ward, um die gefügige Jane Seymour an ihre Stelle treten zu lassen. Letztere lebte nicht lange genug, um ihren launenhaften Gemahl ihrer überdrüssig zu machen; es folgte ihr Anna von Cleve, deren Mangel an persönlichen Reizen die Annullirung ihrer Ehe und Cromwell's Tod verursachte. Dann kam die bezaubernde Katharina Howard, welche wie Anna Boleyn hingemetzelt ward; und zuletzt Katharina Parr, die nur ihre Klugheit und Vorsicht vor dem Henkerblocke rettete, wie sogleich erzählt werden wird. Zweimal ward das eheliche Band gewaltsam gelöst — zweimal ward es durch das Scharfrichterbeil zerhauen. An Vorwänden für seine gewaltthätigen Handlungen fehlte es Heinrich nie. Aber die richterlichen Untersuchungen, welche er seinen unglücklichen Gemahlinnen bewilligte, waren ein Hohn auf die Gerechtigkeit. Die Angeklagten waren verurtheilt, ehe man sie vernahm. Nur der Wille des Königs ward befragt. Seiner Rache vermochte Niemand zu entrinnen.

Als es sich darum handelte, ob das Leben der schönen Jane Seymour oder dasjenige des Kindes, welches sie unter dem Herzen trug, gerettet werden sollte, opferte Heinrich ohne Bedenken die Königin, mit der rohen Bemerkung: „er werde leicht eine andere Frau, aber vielleicht kein anderes Kind erhalten.“ Doch nicht allein junge und liebliche Frauen hatten unter seiner Grausamkeit zu leiden; ehrwürdigen Matronen erging es nicht besser. Verrucht war die Art, auf welche die alte und ehrwürdige Gräfin von Salisbury hingeschlachtet wurde.

Ein Verzeichniß von Heinrich's Opfern würde Bücher füllen; ihre Zahl ist fast unglaublich. Nahezu fünfunddreißig Jahre hatte dieser königliche Blaubart das Land regiert, die Kirche beraubend, seine Unterthanen ausplündernd, seinen Edelleuten auf den Nacken tretend, jedes Recht mißachtend,

seine Gemahlinnen zur Scheidung zwingend oder sie hinrichtend, seine Diener beschimpfend oder enthauptend, und trotz alledem in seiner selbstsüchtigen Verblendung fest überzeugt, daß er Einer der weisesten nnd gnädigsten Könige sei, und sich den Titel anmaßend: Vicar und Oberpriester des Himmels auf Erden.

Aber das Ende dieser entsetzlichen Tyrannei näherte sich. Seit Monaten hatte der grimme Monarch, wie ein kranker Löwe in seiner Höhle, sich in seinem Palaste zu Westminster eingeschlossen, und es schien fast gewiß, er werde denselben nicht mehr lebend verlassen. Nichts konnte finsterer als der jetzige Anblick des Hofes sein oder einen größeren Contrast zu seiner früheren Pracht und Lustigkeit gewähren. Die prunkvollen Aufzüge und Schaugepränge von ehemals waren vorüber; die verschwenderischen Bankette und an Belsazar mahnenden Festgelage, an denen der König und seine Günstlinge Theil genommen, hatten aufgehört; man vernahm keine lärmende Ausgelassenheit mehr — in der That, das Gelächter war erstorben. Edelleute in glanzvollen Gewändern und schöne stolze Damen erfüllten nicht mehr die Säle; Gesandte und Höflinge wurden nicht mehr beim Könige vorgelassen; ritterliche Spiele wurden nicht mehr vor den Thoren des Palastes abgehalten; das Ballhaus stand verödet, die Reitbahn verlassen, der König vernachlässigte alle seine früheren Vergnügungen und Beschäftigungen. Musik erscholl nicht drinnen und nicht draußen mehr, denn die leisesten Lebenstöne regten den König fast bis zum Wahnsinne auf. Heinrich verbrachte einen großen Theil seiner Zeit mit Andachtsübungen und beobachtete meist ein mürrisches Schweigen, während dessen er über der Vergangenheit brütete und mit herbem Bedauern nicht an seine Unthaten und Grausamkeiten, sondern an verschwundene Freuden dachte.

Der Hof des Königs war indeß nicht mehr verändert,

als der König selbst. Wenn er in seiner Jugend für einen der schönsten Fürsten Europa's galt und zu jener Zeit eine imponirende Persönlichkeit, ein stolzes und majestätisches Benehmen, kurz Alles besaß, was der äußeren Erscheinung eines Monarchen entspricht, so war er jetzt eine schwerfällige, formlose, aufgedunsene Masse. Seine außerordentliche Kraft und Gesundheit in früheren Tagen schien ein langes Leben zu verheißen, aber die Verheißung war trügerisch. Ehemals war er gewohnt gewesen, sich sehr viel Bewegung zu machen und an jeglicher Art männlicher Kraftübungen Theil zu nehmen; in späterer Zeit jedoch vernachlässigte er wegen zunehmender Corpulenz diese heilsamen Gewohnheiten und vermochte dieselben nie wieder zu beginnen, da seine Schwäche ein thatsächliches Hinderniß ihrer Fortsetzung abgab. Obschon nicht eigentlich unmäßig, legte sich doch Heinrich im Genusse des Weines nur wenig — im Genuß der Speisen gar keinen Zwang auf. Er aß mit Gier. Hätte selbst sein Leben von der Beobachtung einiger diätetischen Regeln abgehangen, er würde nicht zur Enthaltsamkeit zu bewegen gewesen sein.

Durch Mangel an körperlicher Uebung erzeugt und durch rohe Nachgiebigkeit gegen sich selbst genährt, machte seine Krankheit rasche und entsetzliche Fortschritte. Binnen kurzer Zeit war er so beleibt geworden, und seine Gliedmaßen waren so geschwollen, daß er sich fast nicht zu bewegen vermochte. So schwer war sein Gewicht, daß Maschinerie angewandt werden mußte, um ihn aufzurichten oder auf einen Stuhl zu setzen. Die Thüren wurden verbreitert, um ihm Durchgang zu gewähren. Er vermochte nicht auf seinem Lager zu ruhen, aus Furcht, zu ersticken; und ein tiefes, unheilbares Geschwür am Beine verursachte ihm einen beständigen Schmerz. Schrecklich war es, ihn zu dieser Zeitperiode zu sehen. Schrecklich anzuhören war sein Wuth- und Schmerzgeheul, das dem Gebrüll eines wilden Thieres glich. Seine

Diener näherten sich ihm mit Widerstreben und Angst, denn die geringste Unachtsamkeit zog furchtbare Flüche und Drohungen auf ihre Häupter herab.

Aber der Löwe, wenn auch krank zum Sterben, war immer noch ein Löwe. So lange ein Lebensfunke in ihm glomm, wollte Heinrich nicht ein Titelchen der Herrschermacht, die er ausgeübt, fahren lassen. Obschon sein Körper eine sieche Masse war, erwiesen seine Geisteskräfte sich so stark wie je; seine Festigkeit war unerschüttert, sein Wille ungebeugt. Bis zuletzt blieb er sich selbst getreu. Unerbittlich war er gewesen, unerbittlich blieb er. Seine Rachgier war unersättlich wie ehedem, während sein Mißtrauen schneller und scharfsichtiger erregt wurde als zuvor.

Aber während dieser schmerzensvollen Zeit, die ihm vielleicht als eine Ermahnung zur Reue über seine zahlreichen und entsetzlichen Frevel gesandt war, zeigte er kein Bestreben, sich mit der Menschheit zu versöhnen oder seinen Frieden mit dem Himmel zu schließen. Auch verrieth er kein äußeres Zeichen von Reue. Die Pagen und Diener, welche während der langen Stunden der Nacht an den Thüren seines Schlafzimmers standen und auf ihrem Posten halb einschliefen, sowie die Wächter an seinem Bette wurden oftmals durch das furchtbare Gestöhn des ruhelosen Königs erschreckt. Aber dies Gestöhn mochte der Schmerz ihm abringen — es war kein Beweis, daß das Gewissen ihn peinigte. Kein Wort entschlüpfte seinen Lippen, das bezeugt hätte, es werde der Schlaf durch die Gespenster seiner zahllosen Opfer von seinem Lager verscheucht. Was in dieser finstern und unerforschlichen Brust vorging, vermochte kein Sterblicher zu sagen.

Zweites Kapitel.

Von der Schlinge, welche der Königin Katharina Parr von ihren Feinden gelegt ward, und wie sie in dieselbe hineinfiel.

Die schönen Damen an Heinrich's Hofe waren über sein barbarisches Verfahren gegen seine Gemahlinnen, wie über die ungewöhnliche und beispiellose Bestimmung, die er dem Untersuchungsbefehle gegen Katharina Howard beigefügt hatte, so erschreckt, daß sie Alle, als der königliche Blaubart seine Blicke unter ihnen umherschweifen ließ, um nach einer neuen Lebensgefährtin zu suchen, vor der gefährlichen Auszeichnung zurückbebten und sehr geneigt schienen, eine ähnliche Antwort zu geben wie die schöne Herzogin von Mailand, welche Heinrich erwiderte: „Sie habe leider nur einen Kopf — wenn sie zwei hätte, würde sie gern einen davon Seiner Majestät zur Verfügung stellen."

Zuletzt jedoch fand sich Eine von etwas reiferen Jahren als ihre unmittelbaren Vorgängerinnen, aber von unvergleichlichen persönlichen Reizen, welche hinlängliches Vertrauen auf ihre Klugheit und ihre Lebenserfahrung besaß, um den kühnen Schritt zu wagen. Dies war Katharina Parr, die Tochter des Sir Thomas Parr von Kendal und damals zum zweiten

Male Wittwe. Sie hatte zuerst den ältesten Sohn des Lord Borough von Gainsborough, und nach dessen Tode den Lord Latimer geheirathet. Aus keiner Ehe waren Kinder hervorgegangen, so daß in dieser Hinsicht ihrer Vermählung mit dem Könige kein Hemmniß entgegenstand. Heinrich heirathete sie und war wohlzufrieden mit seiner Wahl. Zum Beweise seiner Hochachtung ernannte er sie zur Regentin des Reiches, bevor er 1544, ein Jahr nach seiner Vermählung mit ihr, den Feldzug gegen Frankreich antrat.

So groß war Katharina Parr's kluge Besonnenheit, und so vorsichtig ihr Benehmen, daß sie, trotz aller gegen sie angezettelten Intriguen, niemals ihren Einfluß auf ihren wankelmüthigen und argwöhnischen Gemahl verlor. Die Königin neigte sich den neuen Lehren zu, und daher wurden Die, welche der alten Religion anhingen, ihre Feinde. Sie gewährte ihnen jedoch wenig Anlaß zu offenem Angriffe, und die Zuneigung des Königs, welche sie sich zu erhalten verstand, schützte sie vor ihrer Bosheit. Alter und körperliche Schwäche hatten die Gewaltsamkeit von Heinrich's Leidenschaften gedämpft; deßhalb hatte Katharina keinen Grund, zu befürchten, sie werde durch eine reizvollere Nebenbuhlerin verdrängt werden. Außerdem war sie verständig genug, die Gelegenheit zur Versuchung aus dem Bereiche des Königs zu entfernen, und sie verlieh allmählig und fast unmerklich seinem Hofe und seinen Unterhaltungen einen ernsthafteren Charakter. Auf ihre Bitten, — obschon Heinrich kaum des Antriebes gewahr ward — nahmen die Schaugepränge und Festgelage, an denen er einst soviel Gefallen gefunden, ein Ende. Als Heinrich's Leiden sich vermehrten und er gänzlich den Palast hüten mußte, wäre Katharina gern seine persönliche Pflegerin geworden, aber Das wollte Heinrich nicht gestatten; und da sie befürchtete, seinen Argwohn zu erregen, bestand die Königin nicht auf ihrem Begehren. Allein sie war häufig bei ihm

und stets bereit, seinem leisesten Winke zu gehorchen. In seiner jetzigen Lage würde ihre Unterhaltung dem Könige sehr nützlich gewesen sein, wenn er hätte darauf hören mögen; aber er wollte keine Ermahnungen dulden, und sein finsterer Blick, als sie ein- oder zweimal den Versuch dazu machte, warnte sie, damit fortzufahren. Katharina liebte indeß das Disputiren, und da sie in theologischen Materien wohlbelesen war, vermochte sie recht gut über jede vorkommende Streitfrage eine Discussion zu führen; und obschon sie ihm nie widersprach, argumentirte sie doch häufig mit ihm, indem sie zuletzt, wie es vernünftig war, seinem überlegenen Urtheile nachgab.

Eines Tages ward sie plötzlich zum Könige beschieden und rüstete sich ohne die mindeste Besorgniß, in Begleitung ihrer vertrauten Hofdame, der Lady Herbert, zu ihm zu eilen.

Katharina Parr's Reize waren von einer Art, die sich mehr im Sommer als im Frühling des Lebens zu entfalten pflegen. Mit fünfunddreißig Jahren war sie weit schöner, als zehn Jahre zuvor. Ihr Teint war von durchsichtig schimmernder Weiße und ihre Haut seidenweich. Ihr Gesicht war von ovalem Schnitte, die Nase leicht gebogen; ihre Augen waren groß, dunkel und von schmachtendem Ausdrucke, mit schweren Lidern und von schön geschwungenen schwarzen Brauen überwölbt. Ihre schwarzen Flechten waren über der marmorweißen Stirn zusammengebunden und zum Theil unter dem reichen Kopfputze verborgen. Ihre Figur war schlank und von vollkommenstem Ebenmaße, — voll, aber nicht zu stark. Ihre Haltung war majestätisch und — wie es einer Königin zukam, ihr Benehmen ruhig, besonnen, fast kalt; aber trotz der Würde ihrer Erscheinung und trotz ihres gesetzten Wesens lag Etwas in Katharina's Aussehen, das anzudeuten schien, sie könne lächeln und sich harmloser Lustigkeit hingeben, wenn sie allein unter ihren Frauen sei, oder nicht von ihrem herrischen Gemahle eingeschüchtert werde.

Bei der jetzigen Gelegenheit war sie reich gekleidet, wie es ihre Gewohnheit war. Ein goldener Reif, mit Diamanten, Rubinen und kleinen Perlen geschmückt, umrahmte ihre Stirn. An dies Diadem war ein Netzhäubchen von Golddraht geknüpft, während eine gestickte Spitzen-Garnitur, die daran herabhing, ihren Kopfputz vollendete. Ihr Kleid war von Golddamast mit eingewirkten Silberperlen, — mit einem langen, fest anliegenden Leibchen und Aermeln, welche an der Schulter dicht anschlossen, aber lang herabhängende Pelzpuffen hatten, unter denen aufgeschlitzte bauschige Unterärmel von hochrother Seide hervorblickten. Ein Hyacinth-Halsband zierte ihren Hals, und ihre Taille umspannte ein Gürtel von Goldschmiede-Arbeit mit einer schwarz emaillirten Spange von der Form eines Möncharbens. Ein Parfüm-Döschen hing an der Gürtelkette, die fast bis zu den Füßen hinabreichte.

Ihre Begleiterin, Lady Herbert, die Schwester von Heinrich's dritter Gemahlin Jane Seymour, und selbst eine sehr schöne Frau, war gleichfalls reich gekleidet in einem Gewande von buntgewürfeltem Muster und nach dem Schnitte des Kleides der Königin.

Bei Katharina's Eintritte in des Königs Gemach saß Heinrich in seinem schwerfälligen Lehnstuhle. Von jeher ein Liebhaber stattlicher Gewänder, hatte er selbst unter dem Einflusse der tödtlichen Krankheit seine Vorliebe bewahrt. Ein zobelverbrämter Ueberwurf von ostindischem Purpurdamast, mit einer gestickten Borte und Goldfranzen, hing über seine Schultern hinab. Sein aufgedunsener Leib war in ein rings mit Perlen übersticktes Wamms von Purpurseide gekleidet, und seine Füße waren mit einer dunklen Decke von Goldbrocat umhüllt. Auf dem Haupte trug er ein sammetnes, reich mit Perlen und kostbaren Edelsteinen besetztes Barett. Aber diese Zierrathen und Insignien des Königthums dienten

nur dazu, das Aussehen des kranken Monarchen noch widerwärtiger zu machen. Es war schon schrecklich, ihn zu betrachten, wie er dasaß, mit seinen so aufgedunsenen Zügen, daß sie kaum noch ein menschliches Aussehen trugen, und mit seiner unmäßig feisten Gestalt. Niemand hätte in diesem grauenhaften Scheusale den einst so schönen und majestätischen Heinrich VIII. erkannt. Das Einzige, was im Antlitze des Königs nicht verändert erschien, war sein Blick. Obschon jetzt tief eingesunken in ihre Höhlen, waren seine Augen so scharf und furchtbar wie je und bewiesen, daß seine Geistesfähigkeiten Nichts an Kraft eingebüßt hatten.

Zur Rechten des Königs und dicht hinter ihm stand der schlaue und gelehrte Stephen Gardiner, der, obschon er Heinrich's Scheidung von Katharina von Aragonien unterzeichnet und die berüchtigte Rede: De vera obedientia geschrieben, doch in's Geheim dem römischen Glauben zugethan und ein entschiedener Gegner der neuen Lehren war. In seine Stola, eine scharlachrothe Chimera, ein weißes Chorhemd und einen schwarzen Ueberwurf gekleidet, trug er eine schwarze Kappe, deren Flügel Hals und Ohren verdeckten, tief über die Stirn gerückt. Gardiner war von der Natur seltsam ungünstig bedacht; er hatte einen sehr schmutzigen Teint, stark hervorstehende Augenbrauen und eine krumme Habichtsnase; dazu noch breite Nasenflügel wie die Nüstern eines Pferdes, und einen verschmitzten Schelmenblick. Von Natur war er roh, von großer Frechheit, außerordentlich thätig und unermüdlich und stand in hohem Ansehn bei seinem königlichen Herrn, den er, wie man sich allgemein erzählte, gegen die Reformatoren eingenommen hatte.

Auf der andern Seite des Monarchen stand der Lord-Canzler Wriothesley (sprich: Rotesläh) — ein finsterblickender Mann mit harten Zügen und einer hohlen kahlen Stirn. In ein schwarzes, mit Zobelpelz verbrämtes Gewand geklei-

det, hatte er ganz das Aussehen eines Großinquisitors. Als Ritter des Hosenbandordens trug er die Georgsdecoration und die Ordenskette um den Hals. Wie Gardiner, hing auch der Lord-Canzler dem alten Glauben an und war ein bitterer, obschon heimlicher Feind der Gegner desselben. Sie hegten Beide die Meinung, daß mit dem Tode des Königs dem Fortschreiten der Reformation Einhalt gethan und die römische Religion siegreich wiederhergestellt werden würde; und zu dem Ende hatten sie mit einander complottirt, die Königin als Eins der Haupthindernisse des Gelingens ihrer Pläne auf irgend eine Art zu entfernen. Sie brachten das Gemüth des Königs wider sie auf, indem sie ihm vorstellten, daß Ihre Majestät heimlich religiöse Bücher und Schriften lese, die durch königliches Decret verboten seien, und sie erklärten sich bereit, nöthigenfalls die Wahrheit ihrer Versicherungen zu beweisen.

Katharina selbst arbeitete ihnen unwissentlich in die Hände, durch die Unüberlegtheit, mit welcher sie sich über gewisse Glaubenssätze ihrem intoleranten Gemahle gegenüber ausließ und mit Kühnheit Ansichten vertheidigte, die den seinigen widersprachen. Das Mißfallen des Königs hierüber bemerkend, wurde es den Complottirern leicht, die Flamme, welche schon in seiner Brust entzündet war, anzufachen, bis sie zu hellem Brande emporloderte. Er stieß zornige Drohungen aus und sprach von dem Verhaftsbefehle, der sie nach dem Tower senden würde. Er wollte ihr indeß noch eine Gelegenheit lassen, sich wo möglich vor ihm zu rechtfertigen. Sie wurde, wie mitgetheilt, zu ihm beschieden, und von ihrem Benehmen bei dieser Zusammenkunft hing ihr Schicksal ab.

Als Katharina eintrat, erblickte sie ihre Feinde und fürchtete schon, es möchte etwas Böses im Werke sein, aber der Anschein einer ungewöhnlich guten Laune in den Zügen des Königs täuschte sie. Als sie vorwärts schritt und sich

demüthig verneigte, streckte Wriothesley die Hand aus, um sie emporzuheben, aber sie wies mit stolzer Geberde das Anerbieten zurück.

„Wie befindet sich Eure Majestät heute Morgen?“ fragte sie.

„Nun, ziemlich gut,“ antwortete Heinrich. „Wir haben etwas besser geschlafen als gewöhnlich, und Butts meint, wir würden bald wiederhergestellt sein.“

„Nicht so gar rasch, mein gnädigster Herr, sondern langsam und sicher, wie ich überzeugt bin,“ bemerkte der Leibarzt, die Königin durch einen Blick, der unglücklicherweise nicht beachtet ward, zur Vorsicht ermahnend.

„Das wolle der Himmel!“ rief Katharina aus.

„Komm und setze Dich zu uns, Käthe,“ fuhr Heinrich fort und fügte, als sie auf einem Sessel neben ihm Platz genommen, hinzu: „Du sprachst gestern so gut und so überzeugend, daß wir gerne den Lord-Canzler und Mylord von Winchester Dich möchten anhören lassen.“

„Die Unterhaltung mit Ihrer Majestät kann uns nur nützlich sein,“ sagte Gardiner, sein Haupt verneigend.

„Ich wollte, Das, was ich sagen werde, möchte Euch nützlich sein, und dem Lord-Canzler nicht minder, denn Ihr bedürft Beide der Besserung,“ erwiderte Katharina mit scharfem Tone. „Wenn Seine königliche Hoheit auf mich hören will, soll Keiner von Euch mehr viel Einfluß auf ihn üben, denn Ihr gebt ihm verderblichen Rath. Was Euch betrifft, mein Lord-Canzler, so ist mir ein Umstand erzählt worden, der, wenn er wahr ist, Eure Hartherzigkeit beweist und das Mißfallen Seiner Majestät auf Euch herabziehen muß. Es heißt, daß, als Anna Askew im Tower der Tortur unterworfen ward, und der beeidigte Folterknecht innehielt und sein verhaßtes Amt nicht mehr ausüben wollte, Ihr selbst das Rad der Folterbank drehtet und dasselbe zu äußerster Span=

nung anzogt. Und Das bei einem Weibe — einem zarten, schönen Weibe! O Mylord, pfui über Euch!"

„Ich will die Thatsache nicht läugnen," antwortete Wriothesley. „Ich handelte nur in Uebereinstimmung mit meiner Pflicht, indem ich mich bemühte, daß Geständniß ihrer Schuld einer schändlichen und verstockten Ketzerin zu entreißen, welche rechtsgemäß unter Seiner Majestät „Statut der sechs Artikel" überwiesen worden war, worin es heißt, daß Jeder, welcher behaupten, öffentlich aussprechen oder beweisen wollte, in dem gesegneten Sacramente des Altars sei unter der Gestalt von Brot und Wein nicht wirklich wieder natürlicher Leib und das natürliche Blut unsres Heilandes gegenwärtig, oder nach dem Segensspruche bleibe irgende ine Brot- oder, Wein-Substanz zurück, — daß solch' eine Person für einen Ketzer angesehen werden und den Tod durch Verbrennen erleiden soll, ohne daß ihr irgend eine Abschwörung der Irrthümer, Zuspruch seines Geistlichen oder Schutz einer Kirche zu gestatten sei. Und doch würde Anna Askew, wenn sie ihre Irrthümer widerrufen und die Milde des Königs angefleht hätte, zweifelsohne verschont worden sein."

„Ja, freilich würde sie Das!" rief Heinrich aus. „Der Lord-Canzler handelte etwas rauh, aber ich sehe nicht ein, daß er Tadel verdient hätte. Du hast keine besondere Sympathie für Anna Askew, meine ich, Käthe?"

„Sie erregt mein tiefes Bedauern, mein königlicher Herr," erwiderte Katharina. „Sie starb für ihren Glauben."

„Bedauern für eine Sacramentirerin, Käthe!" schrie der König. „Nun, bei der heiligen Maria! Du wirst wohl nächstens bekennen, daß Du selbst eine Sacramentirerin bist!"

„O nein, mein gnädigster Herr," bemerkte Gardiner. „Ihre Majestät mag Mitleid für die Irregeleiteten fühlen, aber sie kann sich nimmer zu verkehrten Lehren bekennen."

„Dessen bin ich nicht so gewiß," antwortete der König.

„Gestern noch sprachen wir mit einander über gewisse theologische Fragen, und sie leugnete die Lehre von der Transsubstantiation."

„Eure Majestät wird Das nur gemeint haben," versetzte Gardiner, seine Hände erhebend. „Das ist ja nicht möglich."

„Aber ich sage, es war der Fall!" schrie der König. „Woher sie ihre Argumente nahm, weiß ich nicht, aber sie bestand fest auf denselben. Bist Du eine Ketzerin, Käthe? Bekenne auf der Stelle!"

„Das lautet wie eine Anklage, mein hoher Herr," erwiderte die Königin, sich erhebend; „und ich weiß, woher dieselbe kommt," fügte sie hinzu, indem sie einen Blick auf ihre Feinde warf. „Ich will sogleich darauf antworten. Wie der Bischof von Winchester sehr gut weiß, gehöre ich der rechtgläubigen Kirche an, deren oberstes Haupt und Hoherpriester Eure Majestät ist."

„Und dennoch leugnest Du die wirkliche Gegenwart Christi im Sacrament des Altars?" unterbrach sie der König.

„Ich kann nicht glauben, was ich nicht verstehe, mein königlicher Herr," antwortete sie.

„Ha, Du weichst aus!" rief Heinrich. „Es ist wahr! Du bist angesteckt, tief angesteckt von diesen verruchten und ketzerischen Lehren. Da Du Anna Askew bedauerst und sie für eine Märtyrerin hältst, sollst Du ihr Loos theilen. Mein Statut der sechs Artikel verschont Niemand, wie hoch er auch stehe. Hebe Dich hinweg aus meinen Augen und laß Dich nicht wieder blicken! — Kein Wort! Geh!"

Und da er allen ihren Bitten gegenüber taub blieb, mußte die Königin sich entfernen, und ward in halb ohnmächtigem Zustande von Lady Herbert aus dem Zimmer geführt.

Kaum hatte sie das Gemach verlassen, als Gardiner und Wriothesley, die bei Heinrich's Wuthausbruche Blicke der

Zufriedenheit mit einander ausgetauscht hatten, sich Seiner Majestät näherten. Auch Doctor Butts trat näher an den König heran und sprach:

„Ich beschwöre Eure Majestät, ruhig zu sein. Diese Zornausbrüche schaden Ihnen unendlich, und könnten sogar Ihr Leben gefährden."

„Gott'sblitz! Mann, wie kann ich ruhig sein, wenn man mich solchergestalt reizt?" brüllte Heinrich. „Es ist weit gekommen, wenn ich mich von meinem Weibe schulmeistern lassen soll. Ich muß in der That krank sein, wenn man sich mir gegenüber derartige Freiheiten herausnehmen kann, was früher Niemand gewagt hat."

„Ihre Majestät, davon bin ich fest überzeugt, hat Sie unabsichtlich erzürnt, mein gnädigster König," erwiderte Butts. „Sie wird Sie nicht wieder so verletzen."

„Darin hast Du Recht, Doctor," entgegnete Heinrich finster. „Ihre Majestät wird mich nicht wieder verletzen."

„Ich flehe Sie an, Sire, übereilen Sie Nichts," rief der Arzt aus.

„Entferne Dich, Butts," erwiderte der König. „Ich bedarf Deiner für jetzt nicht mehr."

„Ich vermag den Zorn Eurer Majestät nicht zu tadeln," bemerkte Gardiner. „Es ist genug, um den Grimm Jemandes zu erregen, wenn man erfährt, daß man getäuscht worden ist; und die Königin hat Ihnen jetzt ihre wahren Ansichten enthüllt. Sie hat offen Ihrem Mißfallen getrotzt, und Sie sind es sich selbst schuldig, daß ihre Strafe ihrer Verwegenheit entspreche."

„Eure Majestät kann nicht im Widerspruche mit Ihren eigenen Decreten handeln," versetzte Wriothesley, „und es läßt sich beweisen, daß sie dieselben übertreten. In der Nacht, bevor Anna Askew auf den Scheiterhaufen geführt ward, empfing sie eine tröstliche Botschaft von der Königin, und

sie sandte Ihrer Majestät darauf ein verbotenes Buch, das die Königin noch in Besitz hat."

„Wir wollen diese Ketzereien ausrotten, bevor wir sterben," sprach Heinrich; „und wenn uns nur noch wenige Stunden vergönnt sind, so sollen sie durch die Gnade des Himmels dazu verwandt werden, das Land von der Pest, die es heimsucht, zu reinigen. Nicht umsonst sind wir zum Vicar und Oberpriester des Himmels ernannt worden, wie diese Ketzer sich überzeugen sollen. Wir wollen ihnen Schrecken einflößen. Wir wollen mit der Königin beginnen. Ihr sollt einen Verhaftsbefehl gegen sie erhalten. Geht Beide zu Sir Anthony Denny, um das Papier dort abzuholen, und heißt ihn, es durch unsern Geheimsiegelbewahrer stempeln zu lassen."

„Es soll nach Eurer königlichen Hoheit Willen geschehen," sagte Wriothesley. „Soll der Verhaftsbefehl gleich ausgeführt werden?"

„Ich beschwöre Eure Majestät, warten Sie bis morgen," rief Doctor Butts, der trotz des Königs Befehl, sich zu entfernen, noch an der Thür gezögert hatte. „Gönnen Sie sich ein paar Stunden Bedenkzeit, ehe Sie so strenge handeln."

„Wie! Bist Du noch da, Schurke?" schrie der König. „Mich dünkt, ich hieß Dich gehen."

„Zum ersten Male habe ich gewagt, Ihnen ungehorsam zu sein," erwiderte der Arzt; „aber ich flehe Sie an, mich zu hören."

„Wenn ich mir erlauben dürfte, Eurer Majestät einen Rath zu ertheilen, würde ich Sie ermahnen, Ihre gerechten Entschlüsse ungesäumt auszuführen," bemerkte Gardiner. „Ein gutes Werk kann nicht schnell genug vollbracht werden."

„Du hast Recht," sagte der König. „Ihre Majestät soll heute Nacht — wenn sie überhaupt Schlaf findet — im Tower schlafen. Besorgt den Verhaftsbefehl, wie ich Euch geboten, und kehrt dann mit einigen Soldaten der Leibwache

zurück, um ihn zu vollziehen. Und vergeßt mir nicht, Sir John Gage, den Commandanten des Tower, von der vornehmen Gefangenen in Kenntniß zu setzen, die er zu erwarten hat, damit er seine Vorbereitungen treffe."

„Ihre Befehle sollen erfüllt werden," sagte Wriothesley, der seine Freude kaum zu verbergen wußte.

„Sir John Gage befindet sich gerade im Palaste, bemerkte Butts. „Wenn Eure Majestät ihn sprechen will."

„Ein glücklicher Zufall," antwortete der König. „Führe ihn sogleich her!"

Mit einem halbverborgenen, trotzigen Lächeln die Feinde der Königin messend, entfernte sich Butts, um seinen Auftrag zu vollziehen.

Als Gardiner und Wriothesley das Gemach verließen, flüsterte Letzterer seinem Gefährten zu:

„Die Königin ist so gut wie auf's Schaffot gebracht."

„Ja, wohl ist sie Das," versetzte Gardiner in demselben leisen Tone, „wenn Gage nicht unser Werk verdirbt. Er wird höchst wahrscheinlich versuchen, unsere Pläne zu kreuzen. Der König hat Vertrauen zu ihm und versichert, er habe ihn um seiner unbestechlichen Ehrlichkeit willen zum Oberaufseher des königlichen Haushalts und zum Commandanten des Tower gemacht. Gage unbestechlich, haha! Als wenn irgend ein Lebendiger — uns selbst ausgenommen — unbestechlich wäre!"

„Gage's gepriesene Ehrlichkeit wird ihn nicht verleiten, sich dem König zu widersetzen," erwiderte Wriothesley. „Aber laß es ihn versuchen, wenn er Lust dazu hat! Er mag gerade so gut versuchen, die Steinmauern des Tower niederzubrechen, wie Heinrich's Entschluß zu erschüttern. Und jetzt — besorgen wir den Verhaftsbefehl!"

Drittes Kapitel.

Von dem Mittel, der Gefahr zu entrinnen, welches Sir Thomas Seymour der Königin vorschlug.

In einem Geisteszustande, der fast an Wahnsinn grenzte, kehrte die Königin in ihr Gemach zurück, wo sie eiligst alle ihre Dienerinnen, mit Ausnahme der Lady Herbert, entließ und sich ihrer Verzweiflung hingab.

„Verloren! — unrettbar verloren!“ rief sie angstvollen Tones aus. „Wer wird mich vor seinem Grimm beschirmen? Wohin soll ich fliehen, um mich zu verbergen? Ich werde das Loos meiner Vorgängerinnen theilen. Ich werde dasselbe Schaffot wie Anna Boleyn und Katharina Howard besteigen. Es giebt keine Rettung, — keine. Ich weiß nur zu wohl, daß der König unerbittlich ist. Keine Thränen — keine Bitten werden ihn rühren. Beklage mich, liebe Herbert — beklage mich! Hilf mir, wenn Du es vermagst, denn mein Rath ist am Ende.“

„Ich wüßte nur Einen, der Eurer königlichen Hoheit in dieser äußersten Noth zu helfen vermöchte,“ antwortete Lady Herbert. „Mein Bruder, Sir Thomas Seymour, würde gern sein Leben zu Euren Füßen verhauchen. Er hat sich stets

nach einem Anlasse gesehnt, Euch seine Ergebenheit zu beweisen."

„Wo ist Sir Thomas?" fragte Katharina lebhaft. „Geh, führe ihn sofort hierher! Aber nein, — es dürfte für ihn gefährlich sein, sich mir jetzt zu nähern."

„Gefahr wird nimmer meinen Bruder davon abhalten, seiner Königin zu dienen," erwiderte Lady Herbert „Aber ich brauche ihn nicht erst zu holen. Ohne den Befehl Eurer Majestät abzuwarten, habe ich schon einen Pagen abgesandt, der ihn herführen wird."

„Daran hast Du nicht recht gethan," rief Katharina aus. „Ich fühle, daß ich ihn nicht sehen dürfte. Aber an wen sonst kann ich mich wenden? Der Himmel helfe mir in meinem Unglück!"

„Es giebt Keinen, wiederhole ich, auf den Eure Majestät sich völlig verlassen kann, als Sir Thomas Seymour," antwortete Lady Herbert. „Ich weiß, er lebt nur, um Euch zu dienen."

„Wenn Dein Bruder mir so ergeben ist, wie Du versicherst, Herbert, und in Wahrheit, ich glaube, es ist der Fall," sagte die Königin, „so ist Das um so mehr ein Grund, ihn nicht mit mir in den Abgrund zu ziehen. Ich will ihn nicht sprechen."

„Eurer Majestät Zurückweisung kommt zu spät," versetzte Lady Herbert. „Hier ist er."

Indem sie diese Worte sprach, wurde der Vorhang, welcher eine Seitenthür des Zimmers bedeckte, aufgehoben, und Sir Thomas Seymour stand vor ihnen.

Ohne Frage der Schönste und am Ritterlichsten Aussehende von Allen an Heinrich's Hofe war der stolze Sir Thomas Seymour, der jüngere Bruder des Earls von Hertford. Von schlanker und stattlicher Gestalt, hatte Sir Thomas edle, höchst ausdrucksvolle Züge, wie wir auf seinem

Bilde von Holbein sehen können. Er hatte die hohe Stirn, die feingeschnittenen Augen und den etwas blassen Teint wie alle Seymours; aber er war der Schönste eines sehr schönen Geschlechts und übertraf an gewinnender Erscheinung fast seine Schwester, die liebliche Jane Seymour, mit welcher er außerordentlich viel Aehnlichkeit hatte. Seine Züge waren von besonderer Feinheit, allein der lange braune, seidenhaarige Bart, welcher tief über sein Wamms hinabfiel, verlieh ihnen einen männlichen Ausdruck. Sir Thomas stand in der Blüthe und Vollkraft seines Lebens, seine Haltung war eine imponirende, und dabei verzichtete er keineswegs auf den äußeren Schmuck reicher Gewänder. Er trug ein Wamms und Beinkleider von gewürfeltem Purpursammt, darüber einen Mantel, der gleichfalls von purpurfarbigem Sammet war, mit venetianischer Goldstickerei und mit Pelzwerk verbrämt — der Schnitt dieses Mantels gab seinen Schultern eine übertriebene Breite, wie es zu jener Zeit Mode war. Als Waffe trug er einen langen spanischen Stoßdegen, mit schöngearbeitetem Griff und außerdem einen Dolch. Sein Haar war nach damaliger Sitte kurz abgeschnitten, und sein Haupt mit einer glatten Sammetmütze bedeckt, die mit einem Balaßrubin und einer hochrothen Feder geziert war. Das Barett nahm er jedoch ab, als er hinter dem Vorhange hervortrat.

Der dritte Sohn des Sir John Seymour von Wolf-Hall in Wiltshire, hatte Sir Thomas mit Auszeichnung in den letzten Kriegen mit Frankreich gedient. 1554 — drei Jahre vor der Zeit dieser Erzählung — war er zum Feldzeugmeister auf Lebenszeit ernannt worden. In hoher Gunst bei dem Könige und ein Onkel des Thronerben, des Prinzen Edward, hätte er viel Einfluß und Ansehen besessen, wäre er nicht von seinem älteren Bruder, dem Earl von Hertford, ausgestochen worden, der von Heinrich vor allen Andern begünstigt ward. Von ehrgeiziger Natur, kühn und gewissenlos,

trachtete jedoch Seymour nach politischer Macht und war entschlossen, dieselbe auf jeden Fall und durch jegliches Mittel zu erlangen. Ein verwegener Verschwörer, fehlte es ihm an hinlänglicher Schlauheit und Kaltblütigkeit, seine geheimen Pläne zu behüten. Seine Leidenschaften waren ungezügelt, sein Haß unverhohlen; er besaß manche Eigenschaften Catilina's, mit dem er später verglichen ward. Hochmüthig und barsch gegen Die, welche unter ihm standen, war er bei dem alten Adel an Heinrich's Hofe beliebter,. als der Earl von Hertford, welcher sich durch Herablassung bei dem Plebs einzuschmeicheln suchte. Ein solcher Mann war Sir Thomas Seymour, welcher damals in der Blüthe des Mannesalters und im vollen Glanze seiner edlen äußeren Erscheinung stand.

Als sie ihn erblickte, stand die Königin auf und rief mit fast wahnwitziger Angst: „O, Ihr seid gekommen, Sir Thomas! Was für Nachrichten bringt Ihr mir? Hat des Königs Zorn sich gelegt? Giebt es irgend eine Hoffnung für mich?"

„Ach, Madame," erwiderte Seymour, auf sie zueilend, „es schmerzt mich in tiefster Seele, der Ueberbringer so böser Nachrichten an Eure Majestät zu sein. Die Wuth des Königs ist so groß wie nur je; er will von Sir John Gage, der jetzt bei ihm ist, kein Wort zu Eurer Vertheidigung hören. Eure Feinde haben über Euch gesiegt. Der Verhaftsbefehl gegen Euch ist erlassen — und wenn die Gefahr nicht abgewandt werden kann, wird Eure erhabene Person verhaftet und sofort nach dem Tower gebracht werden."

„Dann bin ich ganz verloren!" rief Katharina. „O, Seymour," fuhr sie mit halb tadelndem Tone fort, „ich hoffte von Euch Hülfe — aber Ihr bietet mir keine."

„Ich darf Euch kaum solche Hülfe bieten, wie sie allein in meiner Macht steht," erwiderte Seymour in fast leidenschaftlicher Weise; „allein die Umstände scheinen dieselbe zu rechtfertigen. Sagt, Ihr wünscht von mir, daß ich es

hindere, und dieser Verhaftsbefehl soll nimmer ausgeführt werden."

„Aber wie wollt Ihr Das hindern?" fragte die Königin, ihn anblickend, als wollte sie seine geheimsten Gedanken erforschen.

„Fragt mich darnach nicht, Madame," antwortete Sir Thomas. „Sagt nur, Ihr wollt, daß ich für Euch sterbe — und es soll geschehen."

Diese Worte wurden mit so entsetzlichem Nachdruck gesprochen, daß Katharina sich unmöglich über die ernste Bedeutung täuschen konnte.

„Das darf nicht sein, Seymour!" rief sie aus, ihre Hand auf seinen Arm legend. „Ihr brütet über irgend einem verzweifelten Plane. Ich untersage Euch die Ausführung desselben."

„Es geschähe nur, um den Arm eines erbarmungslosen Tyrannen zu hemmen, der im Begriff steht, das Blut zu vergießen, welches ihm theurer sein sollte, als sein eigenes. Laßt mich hingehen, ich beschwöre Euch, Madame!"

„Nein, ich verbiete es — ich verbiete es auf das Entschiedenste. Wenn der König unbeugsam bleibt, muß ich sterben. Giebt es kein Mittel, sein Herz zu bewegen?"

„Ihr kennt sein steinernes Herz so gut wie ich, Madame," erwiderte Seymour; „Ihr wißt, daß es jedem Gefühle der Menschlichkeit verschlossen ist. Ich will indessen versuchen, ihn zu rühren — obschon ich fürchte, daß der Erfolg ein ungünstiger ist."

„Redet nicht für mich zu Eurer eigenen Gefahr, Seymour. Ihr könntet den Zorn des Königs auf Euer eigenes Haupt lenken."

„Gleichviel," antwortete Sir Thomas. „Ich unterziehe mich gern jeder Gefahr. Mein Leben fände ein würdiges Ende, wenn ich es, Eurer Majestät nützend, verlöre."

„O, könnte ich nur noch einmal mit dem Könige reden! Ich würde nicht daran verzweifeln, sein Herz zu bewegen,

wie hart dasselbe auch ist!" sprach Katharina. „Allein er will mich nicht sehen."

„Er hat die bestimmte Ordre gegeben, Euch nicht vorzulassen," antwortete Seymour, „und die Leibwächter und Diener würden um ihr Leben nicht wagen, dem Befehle ungehorsam zu sein. Und doch müßt Ihr ihn sprechen und zwar sofort — aber wie? — Ha, ich hab's!" rief er nach kurzem Besinnen, wie von einer glücklichen Idee erfaßt. „Was würdet Ihr sagen, wenn ich den König zu Euch brächte?"

„Daß Ihr ein Wunder vollbracht hättet," versetzte Katharina. „Aber ich bitte Euch, treibt keinen Scherz mit mir, Seymour."

„Ich scherze nicht, gnädigste Frau," antwortete Sir Thomas ernsthaft. „Ich hoffe stark auf einen guten Erfolg. Aber Ihr müßt die List unterstützen. Ich will sofort zu seiner Majestät eilen und ihm berichten, daß der furchtbare Schlag, den Ihr erlitten, für Euch zu viel gewesen und Euch dem Tode nahe gebracht, — daß Ihr seine Verzeihung anfleht, aber, da Ihr nicht mehr zu ihm kommen könntet, ihn demüthig anfleht, sich zu Euch zu begeben."

„Er wird nicht kommen," seufzte Katharina, von einer schwachen Hoffnung belebt.

„Ich hoffe doch," sagte Lady Herbert.

„Ich bin überzeugt davon," fügte Seymour hinzu. „Wenn er erscheint, unterwerft Euch ganz seiner Gnade. Ich überlasse den Rest Eurer Klugheit. Wenn Ihr Briefe von Anna Askew oder Johanna Bocher oder irgend ein verbotenes Buch bei Euch habt, so gebt mir dieselben."

„Hier ist ein Brief von der armen Märtyrerin und ein von ihren Thränen benetztes Gebetbuch," sagte die Königin, und überreichte Seymour beide Gegenstände, die er in seine seidene Gürteltasche steckte; „hebt sie mir bis zu einem glücklicheren Tage auf, oder behaltet sie als Andenken an mich!"

„Sprecht nicht so, gnädige Frau, oder Ihr benehmt mir den Muth, dessen ich jetzt wahrlich bedarf," antwortete Seymour, seine Knie beugend und die Hand, welche sie ihm hinhielt, ehrerbietig an seine Lippen drückend. „In einer glücklicheren Zeit, wenn all' solche Stürme, wie dieser, vorüber sind, darf ich wohl wagen, Euch an den Dienst, den ich Euch zu leisten im Begriff stehe, zu erinnern."

„Fürchtet nicht, daß ich ihn jemals vergesse," erwiderte Katharina fast mit Zärtlichkeit. „Geht! und segne der Himmel Eure Bemühungen!"

Und mit einer tiefen Verbeugung und einem Blicke treuester Ergebenheit entfernte sich Sir Thomas.

Obschon Katharina sich in Betreff des Gelingens von Seymour's schlauem Plane keineswegs so sanguinische Hoffnungen machte, wie Jener und seine Schwester zu thun schienen, schickte sie sich nichtsdestoweniger an, die ihr zugetheilte Rolle zu spielen. Ihre übrigen Dienerinnen wurden rasch von Lady Herbert herbeigerufen und in Kenntniß davon gesetzt, daß ihre königliche Herrin gefährlich erkrankt sei. Mit den trauervollsten Geberden versammelten sich die weinenden Frauen um das Lager, auf welches Katharina sich hingestreckt hatte, und boten ihr alle möglichen Erfrischungen an; aber sie wies ihre Hülfe zurück und wollte nicht gestatten, daß man zu ihrem Arzte sende, indem sie erklärte, sie wünsche zu sterben. So verging eine volle halbe Stunde — ein Menschenalter schien sie der Königin, welche auf der Folterbank der Erwartung lag.

Zuletzt und gerade als Katharina jede Hoffnung entweichen fühlte, ließ sich draußen ein Geräusch vernehmen, und Lady Herbert flüsterte ihr in's Ohr: „Es ist der König! Mein Bruder hat es durchgesetzt."

Viertes Kapitel.

Wie die Absichten Wriothesley's und Gardiner's durch der Königin Schlauheit vereitelt wurden.

Gleich darauf ward eine Flügelthür, die mit der Gallerie in Verbindung stand, durch zwei Lakaien weit aufgerissen, und ein Herold mit einem Stabe in der Hand und in goldglitzerndem Gewande trat ein, um das Herannahen des Königs zu melden. Einen Augenblick später erschien Heinrich langsam und mit großer Mühe sich fortbewegend, auf die Schultern des Sir Thomas Seymour und eines anderen, kräftig gebauten Mannes gestützt, der augenscheinlich so stark war, daß er den schwerfällig unbehülflichen Monarchen wohl allein hätte emporheben können, wenn derselbe gefallen wäre.

Sir John Gage — denn er war die robuste Gestalt zur Rechten des Königs — hatte ein militairisches Aussehen und die straffe soldatische Haltung; daß er gedient hatte, sah man außerdem an den Säbelnarben auf seiner Wange und Stirn. Seine Züge waren schön, aber von starrem, seltsam finsteren Ausdrucke. Sein Bart war kohlschwarz und nach unten etwas zugespitzt. Er trug ein Wamms von rothbrauner Seide, einen pelzverbrämten Mantel von derselben

Farbe und ein gelbbraunes Beinkleid. Er war mit Stoßdegen und Dolch bewehrt, und unter dem linken Knie trug er den Hosenbandorden. Im Jahre 1540, bald nach Cromwell's Sturze, zum Oberbefehlshaber der Besatzung und zum Commandanten des Tower's ernannt, ward er später auch der Haushofmeister des Königs, zu dessen voller Zufriedenheit er diese wichtigen Aemter verwaltete. Sein rauhes, derb offenes Benehmen und die Furchtlosigkeit seiner Rede, welche in so auffallendem Contraste zu der servilen Unterwürfigkeit der übrigen Höflinge standen, gefielen Heinrich, der wohl eine von der seinigen abweichende Meinung ertragen konnte, wenn er nur, wie im vorliegenden Falle, von der Ehrlichkeit Dessen, welcher sie aussprach, fest überzeugt war.

Der König blieb einen Augenblick an der Thürschwelle stehen, um seine Kraft etwas zu sammeln, und während dieser Pause suchte Lady Herbert angstvoll in seinen Zügen zu lesen; aber nichts Günstiges stand auf diesem aufgedunsenen, leichenhaften Antlitze geschrieben. Er war in ein faltiges Gewand von hochrothem Sammet gehüllt, das mit Gold gestickt, mit Grauwerk verbrämt und so lang und weit war, daß es seine feiste Person völlig verbarg. Wenn aber Lady Herbert in Heinrich's unerforschlichen Zügen nichts Beruhigendes zu entdecken vermochte, so schöpfte sie doch Hoffnung aus einem bedeutungsvollen Blicke ihres Bruders, und flüsterte der Königin zu, indem sie sich anscheinend bemühte, dieselbe aufzurichten: „Faßt Muth, hohe Frau! Alles geht gut."

Mit Hülfe der ihn unterstützenden Männer setzte sich Heinrich noch einmal in Bewegung, und näherte sich langsam dem Ruhebett, auf welchem Katharina, von ihren Frauen umringt, allem Anscheine nach in bewußtlosem Zustande lag. Hinter ihm kam Doctor Butts. Der König war nicht weit gegangen, als er schon vor Mattigkeit und Athemlosigkeit stehen blieb. Sobald er sich etwas erholte, befahl er Butts,

nach der Königin zu sehen und ihre geräuschvoll klagenden Frauen fortzusenden.

Als er sich Katharinen näherte, begriff der Arzt sofort die List, welche dem Könige gegenüber angewandt worden; aber weit entfernt, dieselbe zu verrathen, unterstützte er im Gegentheil nach besten Kräften die Täuschung. Indem er die Königin an eine Phiole riechen ließ, heftete er seine Augen verständnißvoll auf sie, als sie aus ihrer Betäubung erwachte, gleich als wollte er sie befragen, wie er handeln sollte.

„Es geht Eurer Majestät etwas besser," sagte er.

„Ihr verschwendet Eure Kunst an mir, guter Doctor," antwortete Katharina mit schwacher Stimme. „Mein Ende ist nahe. Nichts als die Verzeihung meines Königs vermag mich wieder zu beleben, und die werde ich nimmer erhalten. Ein freundliches Wort von ihm würde meinen Todeskampf lindern und mich mit meinem Geschicke versöhnen. Da ich ihn aber nicht sehen darf, so sagt ihm, lieber Herr, daß ich ihn segnend gestorben, daß ich ihm wissentlich niemals ungehorsam war, und daß das Bewußtsein, ihn, wenn auch unabsichtlich, verletzt zu haben, mir das Herz gebrochen."

„Madame, Eure Worte haben schon das Ohr des Königs erreicht," erwiderte Butts, „und sind ohne Zweifel günstig aufgenommen worden."

„Ja, Käthe," sprach Heinrich, „ich komme her, um Dich leben zu heißen."

„Eure Majestät hier!" rief die Königin aus, und erhob ein Wenig das Haupt. „Dann werde ich in der That beruhigt sterben."

„Sprich nicht von Sterben," entgegnete er. „Unser Arzt wird Dir wieder aufhelfen."

„Ein paar Worte von Euren Lippen, mein gnädigster Herr, werden mehr bewirken, als all' meine Kunst vermag," sagte Butts.

„Richtet mich auf, ich bitte Euch," wandte sich Katharina an den Arzt und Lady Herbert, „daß ich mich dem Könige zu Füßen werfe und ihn um seine Verzeihung anflehe."

„Nein, bei unsrer himmlischen Dame, das ist nicht Noth, Käthe," rief der König mit einiger Freundlichkeit. „Setzt mir einen Stuhl neben die Königin," fügte er hinzu, „und geleitet mich dahin. Nun, Käthe," fuhr er fort, als sein Geheiß erfüllt worden war, „Du siehst also Deinen Irrthum ein und bereust ihn, — he?"

„Von ganzer Seele, mein gnädigster Herr und Gemahl," gab sie zur Antwort. „Aber während ich meinen Fehler bekenne und demüthig Eure Vergebung erflehe, muß ich nothwendig sagen, daß ich aus Ungeschick, nicht mit Absicht geirrt habe. Nur zum Scheine wagte ich Eurer Majestät zu widersprechen. Ich disputirte nur, um Euch zum Gespräch zu verlocken, sowohl um selbst aus Euren lichtvollen und überzeugenden Belehrungen Nutzen zu ziehen, als auch um Euch für eine Weile den Schmerz Eurer Krankheit vergessen zu machen. Ich that Das auf Antrieb des Doctor Butts, der meine Angaben bestätigen wird."

„Gewiß," versetzte der Arzt. „Ich rieth Ihrer Hoheit, mit Eurer Majestät zu disputiren, — ja, Euch zu widersprechen — in der Hoffnung, Eure Gedanken dadurch von Euch selbst abzulenken und Euch eine kurze Erholung zu gewähren."

„Dann bist Du der wahre Schuldige, Butts," schrie der König. „Bei dem Kreuze des Erlösers! Wenn ich nicht Deiner bedürfte, solltest Du mir für Deine Thorheit büßen. In dieser Sache sei Dir aufrichtig verziehen, Käthe; aber es sind noch andere Punkte da, welche der Aufklärung bedürfen. Bist Du eine Sectirerin oder Sacramentirerin? Hast Du Briefe und verbotene Bücher von Anna Askew empfangen?"

„Woher kommt diese Anklage, Sire?" erwiderte Katharina.

„Von meinen Todfeinden, dem Lord-Canzler und dem Bischof von Winchester. Laßt sie die Anschuldigung wider mich beweisen, und ich will mich ohne Murren jeder Strafe unterwerfen, die Eure Majestät über mich verhängen mag. Aber ich trotze ihrer Bosheit."

„Genug!" rief Heinrich aus; „Du hast all' meine Zweifel entfernt, und wir sind wieder die besten Freunde. Gieb Dich zufrieden, Käthe, — gieb Dich zufrieden! Du sollst an Deinen Feinden zur Genüge gerächt werden. Ich schwöre es Dir — bei meinem Haupte!"

„Nein, ich bitte Eure Majestät, ihnen nicht zu zürnen," sagte die Königin. „Ich bin so glücklich, mich wieder von Euch geliebt zu sehen, daß ich keinen Rachegedanken zu hegen vermag. Verzeiht ihnen, ich bitte Euch."

„Sie verdienen nicht Deinen Edelmuth, Käthe," versetzte Heinrich. „Dir aber ist Dein Antheil an dieser Sache nicht verziehen, Butts," fuhr er fort. „Sieh zu, daß Du die Königin rasch wieder herstellst, — sieh zu, daß sie nicht durch diesen unglücklichen Vorfall leidet, — sieh wohl zu, sage ich!"

„Jetzt befürchte ich Nichts mehr, mein gnädigster Fürst," erwiderte Butts. „Eure Majestät hat sich als den besten Arzt von uns Beiden bewiesen. Bei der Behandlung, welche Ihr eingeschlagen, stehe ich für die baldige Genesung der Königin ein."

„Das ist gut," sagte Heinrich. „Ha! Was für ein Geräusch ist das in der Gallerie? Wer wagt, hierher zu kommen?"

„Eure Majestät vergißt ..." bemerkte Sir John Gage.

„Richtig, richtig, ich hatte vergessen ... Es sind Wriothesley und Gardiner. Sie sollen sehen, wie ich sie bewillkommnen werde. Laßt den Lord-Canzler und den Bischof von Winchester nebst ihren Begleitern eintreten," rief er.

Als dieser Befehl gegeben war, wurden die Flügel-

thüren wieder geöffnet, und die beiden vom Könige namhaft gemachten Personen traten, von einer Hellebardierwache gefolgt, in's Gemach. Wriothesley hielt den Verhaftsbefehl in der Hand. Als sie den König erblickten, stutzten Beide in großer Verwirrung und bemerkten sogleich, daß sich das Blatt gewendet.

„Was nun?“ frug spöttisch der König. „Weßhalb zögert Ihr? Schnell erfüllt unsren Auftrag!“

„Wir möchten zuvor Euren Wunsch erfahren, ehe wir weiter handeln,“ sagte Wriothesley.

„Meinen Wunsch!“ schrie Heinrich. „Falsche Verräther und schlechte Rathgeber, die Ihr seid, mein Wunsch wäre, Euch Beide in den Tower zu sperren, und ohne die Fürsprache Ihrer Majestät hätte ich Euch unter Escorte derselben Wächter, die Ihr mitgebracht, dorthin gesandt. Eure Ränke sind aufgedeckt und vereitelt.“

„Will Eure Majestät uns ein gnädiges Gehör bewilligen?“ fragte Gardiner.

„Nein, ich will Euch nicht anhören,“ erwiderte heftig der König. „Her mit dem Verhaftsbefehl, der durch Eure falschen Vorstellungen erschlichen ward!“

„Ich leugne, daß er durch irgend ein solches Mittel erlangt ward, mein gnädigster Herr,“ versetzte Wriothesley. „Nichtsdestoweniger gehorche ich, wie es meine Pflicht ist, Euren Befehlen.“

Und er überreichte den Verhaftsbefehl an Sir John Gage, der ihn in Fetzen zerriß.

„Fort mit Euch!“ schrie Heinrich, „oder ich stehe nicht dafür, wie weit mein Zorn mich treiben mag. Fort mit Euch! und nehmt die Ueberzeugung mit, daß Eure Tücke vereitelt ist — und daß all' solche Ränke dasselbe Geschick haben werden.“

Und da sie sahen, daß es nutzlos sei, ein Wort zu ihrer

Vertheidigung vorzubringen, zogen sich die aus dem Felde geschlagenen Feinde der Königin zurück.

„Bist Du zufriedengestellt, Käthe?“ fragte Heinrich, sobald sie fort waren. Und als er eine dankende Antwort empfing, fügte er hinzu: „Scheu Dich künftig nicht, über Glaubenslehren mit uns zu disputiren. Wir werden immer zu solchen Unterhaltungen bereit sein, und Du hast das Wort unsres Arztes, wie Dir bewußt ist, daß sie uns nützlich sind.“

„Gebe der Himmel, daß Eure Hoheit nicht durch die Anstrengung leide, welche Ihr gemacht habt, um zu mir zu kommen!“ sprach Katharina.

„Nein, bei meinem Leben, ich fühle mich dadurch um so wohler,“ erwiderte Heinrich. „Aber ich muß Dich jetzt verlassen, lieb' Herz. Ich habe noch eine andere Sache anzuordnen — nichts Geringeres als die Einsperrung Seiner Durchlaucht des Herzogs von Norfolk und seines Sohnes, des Earls von Surrey, in den Tower.“

„Wieder Arbeit für mich auf Geheiß Eurer Majestät,“ bemerkte Sir John Gage mürrisch. „Und doch wollte ich, mir bliebe Dies erspart.“

„Wie so, Sir John,“ rief der König. „Was für ein Interesse nehmt Ihr an diesen Verräthern?“

„Ich habe erst zu erfahren, daß sie Verräther sind, mein königlicher Herr,“ gab Gage kühn zur Antwort. „Wie der Herzog von Norfolk der Erste unter Euren Pairs ist, so hat er sich auch Eurer Majestät stets als der Erste an Eifer und Ergebenheit gezeigt. Mich dünkt, seine langen Dienste sollten bei Euch etwas in's Gewicht fallen.“

„Die Dienste Seiner Durchlaucht sind angemessen belohnt worden, Sir John,“ unterbrach ihn Seymour. „Kennt Ihr nicht die schweren Anschuldigungen wider ihn?“

„Ich weiß wohl, daß Ihr und Euer Bruder, der Earl

von Hertford, seine Feinde seid und Euch freuen würdet über seinen Sturz," antwortete der Tower-Commandant.

„Schweigt, alle Beide!" rief der König. „Die Anklage gegen den Herzog von Norfolk, welche zu unsrer Genüge bewiesen worden ist, lautet, daß er, im Widerspruch mit seinem Eide und seiner Lehnspflicht gegen uns, zu wiederholten Malen — merkt auf, Sir John! — zu wiederholten Malen die Geheimnisse unsres Staatsraths — des Staatsraths, Sir John! — zu unsrer großen Gefahr und zu unsäglichem Nachtheil unsres Reichs verrathen hat."

„Seine Durchlaucht mag unvorsichtig gesprochen haben, wie es Jedem von uns passiren könnte ..."

„Ihr nicht, Sir John," unterbrach ihn trocken der König. „Ihr sprecht niemals unvorsichtig, dafür will ich einstehen."

„Ich spreche niemals unwahr, mein königlicher Herr," antwortete John Gage. „Und ich wage zu versichern, daß der Herzog von Norfolk, wenn er auch von Dingen geplaudert haben mag, über die er besser den Mund gehalten, es doch nimmer an Treue und Loyalität gegen Eure Hoheit fehlen ließ."

„Ihr kennt nur einen Theil von den fluchwürdigen Verbrechen des Herzogs von Norfolk, sonst würdet Ihr nicht so Viel zu seiner Vertheidigung reden, Sir John," sagte Seymour. „Erfahrt also, daß zur Gefahr, zum Gerede und wider die Erbschaftsinteressen Seiner Majestät und seines edlen Sohnes, des Prinzen Edward, des offenkundigen Thronerben, ehrgeizige Durchlaucht von Norfolk unrechtmäßiger Weise und ohne irgend eine Befugniß in dem obersten Felde seines Wappenschildes das Wappen von England getragen hat, welches von Rechtswegen das Wappen des Prinzen Edward ist."

„Ist Das eine neue Entdeckung, die Ihr gemacht habt?" fragte Gage. „Mich dünkt, Ihr müßt das Wappenschild des Herzogs immer gesehen haben, so lange Ihr selbst ein Wappen führt."

„Die Sache selbst ist nicht neu," gab der König finster zur Antwort; „aber sie erscheint uns jetzt in einem andern Lichte. Wir erblicken Gefahr in dieser frechen Anmaßung. Wir sehen darin vermeintliche Ansprüche, die später geltend gemacht werden sollen — Störung des Reichsfriedens — Bestreitung des Erbfolgerechts unsers Sohnes. Wir erkennen Dies deutlich und wollen es vereiteln."

„In aller Unterwürfigkeit kann ich mir nicht denken, daß der Herzog irgend solch' einen Frevelhaften Gedanken hegt," bemerkte der Tower-Commandant. „Aber was ist's denn mit dem Earl von Surrey? Worin hat dieser unvergleichliche Edelmann gefehlt?"

„Unvergleichlich mögt Ihr ihn wohl nennen," rief Heinrich aus; „denn nach seiner eigenen Meinung hat er nie seines Gleichen gehabt. Weßhalb konnte sich sein Ehrgeiz nicht damit begnügen, an Phöbus Hofe zu glänzen? Weßhalb wollte er auch an dem unsrigen eine so hohe Staffel erklimmen? Sein Verrath ist Derselbe wie der seines Vaters. Er führt in seinem Schilde das Wappen Edward's und drückt dadurch Ansprüche auf die Krone aus."

„Was weiter?" fragte der Commandant des Towers.

„Was weiter!" wiederholte Heinrich. „Ist Das nicht genug? Aber da Ihr nach Weiterem fragt, soll Sir Thomas Seymour Euch antworten. Sag' ihm, was Du weißt, Sir Thomas."

„Es würde zu langwierig sein, Alles aufzuzählen, mein gnädigster Herr. Was sein Wappen betrifft, so führt Surrey, anstatt einer Herzogskrone eine purpurne Mütze, mit Herme-

lin getüpfelt, und einen geschlossenen Kronenreif, und unter dem Wappen den Namenszug des Königs."

„Hörst Du?" rief Heinrich finster aus.

„Laßt mich Sir John Gage einige Fragen vorlegen," fuhr Seymour fort. „Wenn ein Mann auf jegliche Art danach trachtet, das Reich und den König zu lenken, wie nennt Ihr Das? Wenn ferner derselbe Mann erklärt, daß, wenn der König sterbe, Niemand der Leiter des Prinzen sein soll, als sein Vaterland und er selbst — wie nennt Ihr Das? Und ferner, wenn jener Mann sagt: „Wenn der König todt wäre, so würde ich mit dem Prinzen bald fertig werden!" — wie nennt Ihr Das?"

„Verrath — Hochverrath," antwortete Gage.

„Nun, alle diese und noch mehr derartige hochverrätherische Aeußerungen hat Surrey gethan," versetzte Seymour. „Er hat gesucht, eine Verbindung zwischen mir und seiner Schwester, der Herzogin von Richmond, zu Stande zu bringen, um größeren Einfluß auf Seine königliche Hoheit zu gewinnen."

„Ist Das in der That wahr, Sir Thomas?" fragte hastig Katharina.

„Gewiß, Madame," erwiderte er. „Da er jedoch seinen Plan vereitelt sah, ward der Earl fortan mein Todfeind, schmähte mich und meinen Bruder Hertford, und gelobte, daß, wenn der Himmel den König abriefe, er sich an uns und all' dem Emporkömmlings-Adel, wie er uns frech benennt, rächen würde. Er haßt uns — haßt uns bitterlich wegen unsrer Liebe zum König und wegen der Gunst, die Seine Hoheit uns erweist. Er sagt, Seine Majestät habe schlechte Rathgeber gehabt."

„Was sagt Ihr nun, Sir John?" schrie Heinrich. „Seht Ihr nun ein, daß der Herzog von Norfolk und sein Sohn ein paar Verräther sind?"

„Hm, — nicht ganz," antwortete der Commandant.

„Ihr seid schwer zu überzeugen, Sir John," bemerkte Seymour. „Denkt jedoch nicht, weil ich von mir und meinem Bruder Hertford gesprochen, daß ich irgend einen persönlichen Groll wider Surrey hege oder ihn gar fürchte. Allein er ist ein Verräther und Heuchler. Einer seiner Diener war mit Cardinal Pole in Italien, und er hat ihn bei seiner Rückkehr wieder angenommen. Ja, noch mehr, er hat italienische Spione in seinem Solde und steht in geheimer Correspondenz mit Rom."

„Seid Ihr noch ungläubig?" fragte Heinrich.

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll," antwortete der Commandant verlegenen Tones. „Aber es erregt mir ein Gefühl der Angst, Beide verurtheilt zu sehen."

„Begleitet uns in den Staatsrath und Ihr sollt noch mehr hören," sagte der König. „Ihr scheint an unserer Gerechtigkeit zu zweifeln, aber Ihr sollt Euch überzeugen, daß wir niemals ohne guten Grund strafen, noch je die hohe Stellung des Frevlers ihn vor gerechter Strafe beschirmen lassen. Lebe wohl, mein liebes Herz, auf ein Weilchen. Und mach', daß Du schnell wieder wohl wirst, so Du uns liebst! Leiht mir Euren Arm, — Butts — und den Euren, lieber John."

Darauf ward er mit einiger Mühe von seinem Sitze emporgehoben, und schwankte, gestützt auf die Beiden, langsam aus dem Zimmer hinaus.

Als er der Thür zuschritt, näherte sich Seymour ein wenig der Königin.

„Ihr habt mir das Leben gerettet, Sir Thomas," flüsterte Katharina mit einem Blicke inniger Dankbarkeit. „Wie kann ich die Schuld gegen Euch abtragen?"

„Mein Verdienst dabei ist ein geringes, Madame," antwortete er mit leisem, aber leidenschaftlichem Tone. „Ich

habe Euch gerettet, weil Euer Leben mir theurer, als das eigene ist. Ich mag eine Belohnung verlangen — aber nicht jetzt!"

Und mit einer tiefen Verbeugung entfernte er sich, der Königin ein verstohlenen Abschiedsgruß zublinkend, als er durch die Thüre schritt.

Fünftes Kapitel.

Die Zusammenkunft zwischen dem Earl von Surrey und Sir Thomas Seymour im Schützenthurme.

Eine bittere Rivalität hatte seit langer Zeit zwischen dem erst kürzlich geadelten Seymour und dem alten erlauchten Geschlechte Howard bestanden. Ebenso ausgezeichnet durch hohen Rang, wie als kriegerischer Befehlshaber berühmt, blickte der hochgeborene Herzog von Norfolk mit Verachtung auf den neuen Adel herab, den er für unwürdig hielt, mit ihm auf eine Stufe gestellt zu werden; und diese Gefühle theilte sein ritterlicher und hochgebildeter Sohn, der Earl von Surrey, der Dichter „unsterblicher Gesänge," welcher, stolz wie sein Vater, von einer noch feurigeren Gemüthsart war. Aber der Herzog sah bald, daß der ältere Seymour kein zu verachtender Gegner war. Der Einfluß des Earls von Hertford beim Könige wuchs, während derjenige Norfolk's abnahm. Als Katharina Howard auf dem Henkerblocke starb, fiel der Herzog, ihr Onkel, welcher die unglückselige Ehe zu Stande gebracht, in Ungnade bei dem Rachsüchtigen Monarchen und gewann nie wieder die Stelle, welche er einst in Heinrich's Achtung besessen.

Es gab noch einen andern Grund zur Feindseligkeit zwischen den rivalisirenden Häusern. Die Howards blieben ihrer Anhänglichkeit an die römische Kirche treu, und der Herzog von Norfolk, den man als das Haupt der Katholiken ansah, und der die Reformation haßte, machte sich verrufen durch seine Härte gegen die Sacramentirer. Hertford dagegen erklärte sich, so viel er nur wagen durfte, für die neuen Lehren und unterstützte die protestantische Partei. In religiösen Fragen gab der König keiner von beiden Richtungen den Vorzug, sondern war, die Eine wider die Andere hetzend, gleich strenge gegen Beide.

Dieser Zustand der Dinge währte geraume Zeit, ohne daß ein entscheidender Schlag wider den mächtigen Herzog geführt ward. Als aber Heinrich's zunehmende Schwäche deutlich erkennen ließ, daß sein Ende nicht mehr fern sei, ward der rasche und völlige Sturz des Hauses Howard von Hertford beschlossen. Als der ältere Onkel des jungen Prinzen Edward, der damals in seinem zehnten Jahre stand, sann Hertford im Geheimen darauf, Lord-Protector zu werden, und somit die höchste Reichsgewalt in die Hände zu bekommen. Er konnte sich darauf verlassen, daß ihn die meisten Mitglieder des Staatsraths unterstützen würden, aber er wußte eben so gut, welch' eine energische Opposition ihm von Seite des Herzogs von Norfolk bevorstünde. Ja, noch mehr, sowohl der Herzog, wie sein Sohn hatten Hertford und dessen Genossen unvorsichtiger Weise mit der Erklärung gedroht, daß die Zeit der Rache nahe sei, und daß sie bald für ihre Frechheit büßen sollten.

Heinrich, dessen Herz arglistig den Howards entfremdet worden war, lieh den Anklagen, welche auf Hertford's Anstiften gegen Norfolk und Surrey vorgebracht wurden, ein williges Ohr, und ohne des Herzogs lang geprüfte Treue und Pflichteifrigkeit oder die vielen wichtigen Dienste, die er

ihm geleistet, in Betracht zu ziehen, unterzeichnete er die Anklageacte gegen Vater und Sohn, worauf Beide plötzlich verhaftet und Jeder von ihnen in ein besonderes Gefängniß im Tower gebracht wurden.

In Guildhall vor dem Lord-Canzler Wriothesley, dem Lord-Mayor und anderen Beamten vor Gericht gestellt, vertheidigte sich der Earl von Surrey mit Leidenschaft und Beredtsamkeit. Er leugnete die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen und erbot sich, seinem Hauptankläger, dem Sir Richard Southwell, im Reinigungskampfe Rede zu stehen. Aber seine Vertheidigung half ihm Nichts. Wie vorauszusehen, ward er des Hochverraths schuldig befunden, zum Tode verurtheilt und in den Tower zurückgeführt, um den Tag seiner Hinrichtung zu erwarten.

Aber obschon der ritterliche Surrey auf solche Art verurtheilt ward, hielt es doch schwerer, gegen seinen Vater überführende Beweismittel herbeizuschaffen. In einer Zelle im Beauchampthurme eingekerkert, mit großer Strenge behandelt, häufigen Privatverhören unterworfen, in gänzlicher Unkenntniß über die Namen seiner Ankläger und selbst über die gegen ihn vorgebrachten Anklagen erhalten, jedes mündlichen oder schriftlichen Verkehres mit seinem Sohne beraubt, unterlag der Herzog am Ende, und es ward ihm, unter dem Versprechen der Verzeihung, ein Schuldgeständniß erpreßt. Aber dies von Hertford feierlich gegebene Versprechen sollte nicht gehalten werden. Im Gegentheile, das Geständniß ward zum Mittel von Norfolk's Verderben. Vielleicht von einem Gefühle des Mitleids für seinen ehemaligen Günstling erfaßt, und mehr noch durch die demüthige Unterwerfung des Herzogs gerührt, zögerte Heinrich, sein Todesurtheil zu unterschreiben. Aber mit der Habgier, welche ihn bis zuletzt kennzeichnete, konnte er nicht unterlassen, die Besitzungen des Herzogs in Beschlag zu nehmen und seine Schätze zu confisciren. Nor-

folk beschloß jedoch, seine Feinde um die Beute, nach der sie verlangt hatten, zu äffen. Wohl merkend, daß Hertford und seine Genossen darauf rechneten, sein reiches Habe unter sich zu theilen, bat er den König, seine Güter dem Prinzen Edward zu übertragen, und dies Begehren erschien Heinrich als so vernünftig, daß es sofort bewilligt ward. Aber das Leben des Herzogs war noch immer in Gefahr, abhängig von dem Willen eines launischen Tyrannen, der ihn jeden Augenblick den Feinden, die nach seinem Blute lechzten, überliefern konnte.

Ihn in diesem Zustande schrecklicher Ungewißheit verlassend, müssen wir zu dem Earl von Surrey, dessen Schicksal besiegelt war, zurückkehren und ihn in der Nacht vor seiner Hinrichtung in seiner Zelle im Schützenthurme besuchen.

In einem engen, achteckigen Steingewölbe mit dicken Mauern und stark vergitterten Fenstern saß der unglückliche junge Edelmann. Eine eiserne Hängelampe erhellte düster die Zelle. Ein Buch lag auf dem unangestrichenen Tische von Eichenholz, an welchem der Earl saß; aber obwohl seine Augen auf den Blättern zu ruhen schienen, waren doch seine Gedanken weit entfernt. Petrarca vermochte zum ersten Male nicht, seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Der junge Earl war gerüstet, sein Geschick männlich zu ertragen. Aber bei so glänzenden Aussichten, bei einer so leidenschaftlichen Lust am Leben und all' seinen Freuden, wie er sie besaß, bei so Vielem, das noch zu vollenden war, und so Vielem, das ihn an die Welt fesselte, war es hart, in der Blüthe seines jungen Mannesalters zu sterben.

Surrey zählte damals nur siebenundzwanzig Jahre, und obschon er bei längerem Leben sicher einen höheren Ruhm erlangt haben würde, war er doch unter all' seinen Zeitgenossen seiner Ritterlichkeit, Artigkeit, schnellen Auffassung, Gelehrsamkeit und Geistesgegenwart halber berühmt. Nach=

dem er sich in den Kriegen mit Frankreich im Jahren 1544 sehr ausgezeichnet, ward er bei der Expedition nach Boulogne zum Generallieutenant befördert. Ein tapferer Degen von der Schule Bayard's, war er kein unwürdiger Schüler Petrarca's. Die Anmuth seines Aeußeren entsprach der Anmuth seines Geistes, und eine stattlichere Figur, ein edleres und intelligenteres Gesicht als Surrey's ließ sich kaum finden.

Bei der Verhandlung seines Prozesses in Guildhall war er in einem schwarzen, mit Silberborten besetzten Tuchwamms, einer schwarzseidenen Hose und einem schwarzsammetnen, mit rother Seide gefütterten und mit Zobel verbrämten Mantel erschienen; und er trug jetzt dieselben Gewänder — mit Ausnahme des Mantels, den er auf einen Stuhl geworfen — und gedachte in ihnen zu sterben.

Petrarca schließend, öffnete Surrey einen Band von Virgil, der auf dem Tische lag, und mit Schreibmaterialien versehen, begann er entschlossen eine Stelle aus der Aeneïde zu übersetzen. Er war mit dieser Arbeit beschäftigt, als das Zurückschieben eines Riegels an der Außenseite der Thür ihn aufstörte. Der Schlüssel drehte sich knarrend im Schlosse und gleich darauf trat ein Schließer mit einem Lichte in der Hand in die Zelle.

„Bringt Ihr den geistlichen Vater, den ich begehrt habe, um meine Beichte zu vernehmen, Master Tombs?" fragte der Earl.

„Der Priester ist noch nicht angelangt, Mylord," erwiderte Tombs. „Der Commandant des Towers ist draußen und noch ein Anderer mit ihm."

„Welcher Andere?" rief Surrey aufspringend. „Ist es der Herzog, mein Vater? Sprecht, Mann! — schnell!"

„Nein, Mylord. Ich weiß nicht, wer es sein mag," antwortete Tombs; „aber sicherlich ist es nicht seine Durchlaucht von Norfolk, denn ihn habe ich vor kaum einer Stunde

im Beauchampthurme verlassen. Vielleicht ist es Einer von dem Gerichte."

Als diese Worte gesprochen waren, schritt Sir John Gage über die Schwelle und mußte dabei sein hohes Haupt bücken. Ihm folgte eine zweite schlanke Gestalt, die in einem langen schwarzen Mantel so dicht verhüllt war, daß sich die Gesichtszüge nicht erkennen ließen. Surrey jedoch beachtete nicht weiter diese Gestalt, sondern auf den Commandanten zuschreitend und ihm warm die Hand drückend, rief er aus: „Das ist schön und freundlich von Euch, Sir John. Ihr kommt, mir Lebewohl zu sagen."

„Wollte der Himmel, ich überbrächte Euch die Gnade des Königs, Mylord!" erwiderte Gage mit tief aufgeregter Stimme. „Aber Dem ist nicht so. Ich komme in der That, um Euch ein letztes Lebewohl zu sagen."

„Dann werdet Ihr als mein Freund, würdiger Sir John — und als einen Solchen habt Ihr Euch stets und jetzt mehr als jemals gezeigt — froh sein, zu sehen, daß ich gleichgiltig gegen mein Loos bin — nein, nicht ganz gleichgiltig, aber doch resignirt. Ich besitze philosophischen Trostes genug, um diese Prüfungsstunde gefaßt zu ertragen, und ich murre nicht, daß ich sterben soll."

„Ihr setzt mich in Erstaunen!" rief der Commandant. „Ich hätte Euch eine solche Festigkeit der Seele kaum zugetraut."

„Ich auch nicht," sprach die verhüllte Gestalt.

„Wer sprach da?" fragte Surrey. „Mich dünkt, ich kenne diese Stimme. Mir ist, als stünde ein Feind vor mir."

„Euer Instinct hat Euch nicht getäuscht, Mylord," bemerkte Sir John Gage mit flüsterndem Tone.

Die verhüllte Gestalt winkte Tombs, sich zu entfernen, und sobald der Schließer die Zelle verlassen und die Thür hinter sich geschlossen hatte, fiel der schwarze Mantel zur Erde.

„Ihr da, Sir Thomas Seymour!“ rief der Earl finsteren Tones. „Ist es nicht genug, daß Eure und Eures Bruders, des Earls von Hertford, Kniffe und Pfiffe mein Verderben herbeigeführt? Müßt Ihr auch noch kommen, Euch an Eurem Triumphe zu weiden? Es ist gut für Euch, daß Eure Bosheit ihr Ziel nicht verfehlt hat. Wäre ich am Leben geblieben, so hättet Ihr und Euer Bruder, Beide, die schlechten Rathschläge bereuen sollen, die Ihr dem Könige gegeben!“

„Lasset nicht Euren Zorn wider ihn erregt werden, Mylord,“ versetzte der Commandant, „sondern scheidet, wenn es Euch möglich ist, in Frieden mit Allen.“

„Gern thäte ich Das, Sir John,“ rief Surrey aus. „Aber laßt ihn mich nicht länger stören.“

„Ihr verkennt durchaus den Grund meines Kommens, Mylord,“ entgegnete Seymour hochmüthig. „Es liegt nicht in meiner Natur, über einen gefallenen Feind zu triumphiren. Alle Feindschaft, die ich je wider Euch gehegt habe, ist zu Ende. Aber ich habe Euch Etwas zu sagen, das zu hören Euch von Interesse sein dürfte. Bitte, laßt uns einen Augenblick allein, Sir John.“

„Mich interessirt jetzt Nichts,“ antwortete Surrey. „Geht indeß, mein treuer Freund. Aber laßt mich Euch noch ein Mal wiedersehen.“

„Gewiß,“ sagte der Commandant. Und er verschloß die Thür, als er die Zelle verließ.

„Mylord,“ begann Seymour, „ich war Euer Feind, aber, wie ich soeben bemerkt habe, die Zeit meiner Feindseligkeit ist vorüber. Ja, wenn Ihr mich gewähren laßt, werde ich mich als Euren Freund erweisen.“

„Ich wünsche in Frieden mit Allen zu sterben,“ erwiderte Surrey ernst, „und ich vergebe Euch aufrichtig alles Böse, was Ihr mir zugefügt. Aber Freundschaft zwischen

uns — nimmermehr! Das Wort stimmt schlecht zu den Namen Howard und Seymour."

„Und doch wäre es vielleicht besser für Beide, wenn Dem anders würde," fuhr Sir Thomas fort. „Hört mich an, Mylord. Werdet Ihr mich nicht Euren Freund nennen, wenn ich Euch von dem Geschicke rette, das Euch morgen erwartet?"

„Ich würde das Leben aus Euren oder irgend eines Seymour's Händen nicht annehmen," entgegnete Surrey stolz. „Ich würde nicht einmal vom Könige selbst Gnade verlangen — viel weniger aber die Vermittlung eines seiner Höflinge in Anspruch nehmen. Seid überzeugt, ich werde mich nicht so erniedrigen."

„Der Herzog, Euer Vater, ist nicht so halsstarrig gewesen," versetzte Seymour. „Er hat den König demüthig um Gnade angefleht, und hat, um das Mitleid Seiner Majestät zu erregen, seine Güter dem Prinzen Edward überwiesen."

„Wodurch Euch und Eurem unersättlichen Bruder die erhoffte Beute weggeschnappt worden ist! O, hätte er sich nur nicht durch unwürdige Unterwerfung erniedrigt!"

„Nein, Mylord, seine Unterwerfung war klug; denn obschon er dadurch nicht — wie Seine Durchlaucht ohne Zweifel gehofft — eine Begnadigung erlangte, hat er doch Zeit gewonnen; und Zeit ist gerade jetzt gleichbedeutend mit Rettung. Die Tage des Königs sind gezählt. In einer Woche, erklärt Doctor Butts, kann es mit ihm aus sein. Höchstens noch zehn Tage vermag er zu leben."

„Ihr vergeßt das Statut, welches bei Todesstrafe verbietet, den Tod des Königs vorauszusagen," erwiderte Surrey. „Aber gleichviel! Ich werde Euch nach aller Wahrscheinlichkeit nach nicht verrathen. Seine Majestät wird mich jedenfalls überleben," fügte er mit einem bittern Lächeln hinzu.

„Wenn Ihr auf mich hören wollt, Mylord, sollt Ihr ihn um manches Jahr überleben. Ich kann Euch keine Begnadigung zusagen, aber ich kann Etwas thun, was Euch ebenso gewiß retten wird. Ich kann Eure Hinrichtung verzögern. Ich kann sie von Tag zu Tag aufschieben, bis das angedeutete Ereigniß eintrifft — und Ihr werdet so dem Henkerblocke entrinnen.“

„Aber weßhalb sucht Ihr mich zu retten?“ fragte Surrey. „Bis zu diesem Augenblicke habe ich gemeint, daß mein Tod Euer Ziel sei. Weshalb wollt Ihr in der zwölften Stunde die Vollendung Eures Werkes hindern?“

„Hört mich an, Mylord, und Ihr sollt es erfahren. Jede Verstellung würde jetzt unnütz sein, und ich will offen mit Euch reden. Mein Bruder Hertford sann auf Eures Vaters und Euer eigenes Verderben, weil er in Euch einen gefährlichen Gegner seiner künftigen Größe sah. Er will der Vormund des Prinzen Edward, ja der Protector des Reichs — mit einem Wort: König, bis auf den Namen — werden.“

„Ich weiß, wie hoch sich sein Ehrgeiz versteigt,“ rief Surrey aus. „Der Himmel schirme den Prinzen Edward und behüte ihn vor seinen Behütern! Indem er mich und meinen Vater verliert, wird er Diejenigen verlieren, welche ihm den besten Rath ertheilt und ihm am Treuesten gedient hätten. Aber fahrt fort, Sir Thomas. Ihr habt deutlich genug von Lord Hertford's Plänen gesprochen. Was sind Eure eigenen? Welchen Posten gedenkt Ihr einzunehmen?“

„Ich besitze ebensoviel Ehrgeiz wie mein Bruder,“ antwortete Seymour; „und wie er, bin ich der Onkel des künftigen Thronerben. Ihr werdet leicht meine Absicht erkennen, Mylord, wenn ich Euch sage, daß mein Bruder mich haßt, mich fürchtet und mich niederhalten möchte. Er will Alles — ich soll gar Nichts sein.“

„Ha! steht es so?“ rief Surrey aus.

„Ich sage, er fürchtet mich — und mit Grund," fuhr Seymour fort. „Laßt ihn Acht geben, daß ich ihn nicht des hohen Amtes beraube, nach welchem er trachtet. Ich bin der Lieblingsonkel des Prinzen Edward — er hat eine größere Liebe zu mir als zu Hertford und würde sich über den Tausch seiner Vormünder herzlich freuen."

„Abermals bitte ich den Himmel, den jungen Prinzen vor seinen Hütern zu behüten!" murmelte Surrey.

„Hertford hat die Majorität im Staatsrathe für sich. Cranmer, St. John, Russel, Lisle, Junstal, Sir Anthony Brown, Sir Anthony Denny — Alle, außer Wriothesley und meinem Bruder Sir William Herbert. Diese sind für mich. Könnte ich nur auf Seine Durchlaucht von Norfolk und Euch rechnen, so dürfte ich das Gelingen meines Planes als gewiß betrachten."

„Ihr habt meinem Vater keine derartigen Eröffnungen gemacht, Sir?" fragte Surrey hastig.

„Bis jetzt noch nicht," antworte Seymour. „Ich hege indeß an der Einwilligung Seiner Durchlaucht keinen Zweifel."

„Ihr kennt meinen Vater nicht, sonst würdet Ihr nicht wagen, so zuversichtlich zu reden," erwiderte Surrey. „Er würde Euren Vorschlag ebenso verächtlich zurückweisen, wie ich ihn zurückweise. Er würde sein Leben nicht um einen so Schmachvollen Preis verkaufen."

„Ich sehe nichts Erniedrigendes in der Bedingung," sprach Seymour. „Ich biete Euch das Leben, alle Ehren und Würden, die Ihr verwirkt, alle Besitzthümer, die Ihr verloren habt, und begehre dafür Nichts, als Eure kräftige Unterstützung — Wenig genug, wie mich dünkt! Habt Ihr keine Liebe zum Leben mehr, Lord Surrey? Haben Eure Pulse aufgehört, mit früherer Kraft zu schlagen? Ist Euer Ohr taub gegen den Trompetenschall des Ruhmes? Sind Eure eigenen Glorreichen Thaten in Eurem Gedächtnisse erloschen?

Habt Ihr den Tag vergessen, wo Ihr bei dem Tournier des Großherzogs von Toscana zu Florenz die Schönheit Eurer Dame, der schönen Geraldine, wider alle Kämpfer siegreich behauptetet? Habt Ihr den berauschenden Trank ritterlicher Ehre und kriegerischen Ruhmes zur Fülle genossen? Ihr seid Wittwer, und dürftet, ohne anmaßend zu erscheinen, um die Hand der Prinzeß Mary werben. Ha! Fühlt Ihr Euch getroffen, Mylord? Aber ich will fortfahren. Haben höfische Lustbarkeiten den Reiz für ihn verloren, der vordem ihre Hauptzierde war? Locken Euch die Musen nicht mehr? Ich möchte das Gegentheil glauben, wenn ich sehe, womit Ihr Euch noch so eben beschäftigt habt."

„O nein, nein!" rief Surrey aus. „Das Leben hat in meinen Augen Nichts von seinen Reizen verloren. Ruhm und Herrlichkeit sind mir noch so theuer wie jemals."

„Dann lebt! lebt! und gewinnt noch mehr Ruhm und Herrlichkeit," sprach Seymour in fast triumphirender Stimmung, da er die Bedenklichkeiten des Earl's besiegt zu haben glaubte.

„So sehr ich das Leben auch liebe," versetzte Surrey, „liebe ich meinen ehrlichen Ruf doch mehr und werde ihn nimmer durch eine unwürdige Handlung beflecken. Ich verwerfe Euer Anerbieten, Sir Thomas."

„Dann komme Euer Blut auf Euer eignes Haupt," antwortete Seymour finster. „Eure Handlungsweise ist phantastisch und thöricht. Aber von einem Poeten ließ sich ja nur Tollheit erwarten," fügte er höhnisch hinzu.

„Ihr spottet eines wehrlosen Mannes, Sir Thomas!" rief Surrey mit blitzenden Augen; „das ist eine feige That. Wäre ich frei gewesen, so hättet Ihr nicht um Euer Leben so Etwas zu sagen gewagt! Ihr seid in dieser letzten Stunde wie ein böser Geist hergekommen, mich zu Unrecht und Schande zu verleiten — aber es ist Euch mißlungen. Habt jetzt wohl

Acht auf meine Worte, denn ich fühle, daß sie prophetisch sind. Ihr und Euer Bruder habt mich auf's Schaffot gebracht — aber mein Blut wird um Rache gen Himmel schreien. Eure ehrgeizigen Pläne sollen zunichte werden. Ihr sollt nur Macht erlangen, um sie wieder zu verlieren. Die Saat der Zwietracht und des Unheils ist schon zwischen Euch gesäet und wird schnell wachsen und reifen. Ihr sollt wider einander kämpfen und Einer den Andern verderben. Seine Hand soll Euer Todesurtheil unterschreiben, allein Euer Sterbefluch soll sein Haupt treffen, und der Brudermörder soll auf demselben Schaffotte, wie Ihr, verenden. Gedenkt meiner Worte, Sir Thomas, wenn Ihr, wie ich, ein Gefangener im Tower seid.

„Bah! Ihr erschreckt mich nicht," erwiderte Seymour, kaum im Stande, sein Mißbehagen zu unterdrücken. „Es ist Schade, daß Ihr die Krönung meines Neffen nicht mehr erlebt — Ihr hättet eine Ode darauf dichten können."

„Ich will statt dessen Eure Grabschrift verfassen, Sir," gab Surrey zurück, „und sie dem Henker übergeben."

In diesem Augenblicke ward die Thür der Zelle geöffnet, und Sir John Gage trat ein.

„Der geistliche Vater ist draußen, Mylord," sagte er, Surrey anredend. „Aber Ihr seht unwirrsch aus. Ich hoffe doch, Ihr seid nicht gereizt worden?"

„Fragt Sir Thomas," antwortete der Earl. „Er wird Euch so viel oder so wenig sagen, wie er für gut hält. Was mich betrifft, so habe ich mich mit Allem, was weltlich ist, abgefunden, und habe nur noch Zeit, an meine Sünden zu denken und Vergebung derselben zu suchen."

Nach einer kurzen Pause fügte er mit tief erregter Stimme hinzu: „Mit einem Auftrage will ich Euch bemühen, wackerer Sir John, und ich weiß, Ihr werdet denselben erfüllen. Seit meiner Einkerkerung im Tower habe ich mei-

nen kleinen Sohn nicht mehr gesehen, und werde ihn niemals wiedersehen. Küßt ihn an meiner Statt, und bringt ihm meinen letzten Segen. Sagt ihm, daß ich Muthvoll und mit unbefleckter Ehre starb. Armes verwaistes Kind! Früh der Zärtlichkeit einer Mutter beraubt, wirst Du jetzt auch der Liebe eines Vaters durch einen noch grausameren Schlag des Schicksals beraubt! Aber ein unbestimmtes Gefühl sagt mir, daß Du die Ehren und Würden, die ich verloren, wiedererlangen wirst. Lebt wohl für immer, braver Sir John!" fuhr er ihn umarmend fort. „Ich habe Nichts Euch zu geben, als diese armen Bücher. Wenn Ihr sie annehmen wollt, bitte ich Euch, sie zum Andenken an Euren Freund Henry Howard zu bewahren."

„Ich werde das Geschenk hoch in Ehren halten, Mylord," antwortete Sir John tief ergriffen und fast in Gefahr, seine Fassung zu verlieren. „Lebt wohl!"

Inzwischen hatte Seymour seinen Mantel wieder übergeworfen. Kein Wort mehr ward zwischen ihm und Surrey ausgetauscht, aber sie warfen einander finstere Blicke zu, als Sir Thomas die Zelle verließ.

Bald nachher führte Tombs den Priester herein, der länger als eine Stunde bei dem Earl blieb.

Folgenden Tages ward der ritterliche Surrey auf Towerhill enthauptet. Er bewahrte bis zum letzten Augenblicke seine Entschlossenheit. Den Scharfrichter mit einem Lächeln begrüßend, legte er sein schönes Haupt unter dem Weinen und Wehklagen der Zuschauer auf den Block.

Sechstes Kapitel.

Wie der König, als er sein Ende herannahen fühlte, von den Prinzessinnen Mary und Elisabeth und von dem Prinzen Edward einen letzten Abschied nahm; und von dem Rath, den er ihnen ertheilte.

Surrey war todt, aber seine Verderber weilten noch auf Erden. Zu dieser Zeit hatte jedoch die Krankheit des Königs solche Fortschritte gemacht, daß Doctor Butts den Earl von Hertford und einige andere Mitglieder des Staatsraths im Vertrauen benachrichtigte, Seine Majestät habe noch höchstens eine Woche zu leben; wahrscheinlich aber werde die Auflösung schon zu einer früheren Zeit eintreten. Heinrich konnte sich über seinen bedenklichen Zustand nicht täuschen, obschon er nicht darüber sprach, und Keiner — nicht einmal sein Arzt oder sein Beichtvater, der Bischof von Rochester — wagte, ihm von seinem herannahenden Ende zu reden. Er hörte täglich Messe in seinem Zimmer und ließ andere heilige Bräuche an sich vollziehen, die zu dem Glauben verleiteten, als wolle er sich im letzten Augenblicke mit dem römischen Stuhle versöhnen. Diese Ansicht gewann um so größere Wahrscheinlichkeit, als Gardiner und Wriothesley herbeigerufen und wieder zu Gnaden aufgenommen wurden. So

ging es von einem Tage zum andern, bis Sir John Gage, da er sah, daß Alle vor der gefahrvollen Aufgabe zurückschreckten, den sterbenden König mit seinem wahren Zustande bekannt zu machen, ihn kühn fragte, ob er kein Verlangen trage, den Prinzen Edward und die Prinzessinnen Mary und Elisabeth zu sehen.

„Um von ihnen Abschied zu nehmen! Ist es Das, was Ihr meint — he?“ brüllte Heinrich, der soeben einen heftigen Schmerzanfall überstanden. „Sprecht Euch aus, Mann!“

„So ist es,“ sprach der Commandant mit fester Stimme. „Verzeiht mir, Sire, wenn ich Euch verletze. Ich erfülle nur meine Pflicht.“

Es entstand eine schreckliche Pause, während der Niemand wußte, was kommen werde. Kein Wuthausbruch erfolgte jedoch. Im Gegentheil, der König antwortete in milderem Tone: „Du bist ein treuer Diener, Sir John, und ich ehre Deinen Muth. Die Zusammenkunft darf nicht aufgeschoben werden. Laßt meine Kinder morgen zu mir gebracht werden.“

„Es freut mich, Eure Majestät so reden zu hören,“ versetzte Gage. „Ich werde mich selbst sogleich nach Hamton-Court verfügen, und seine Hoheit den Prinzen Edward und die Prinzeß Elisabeth nach dem Palaste führen.“

„Ich will Euch begleiten, Sir John,“ sprach Sir Thomas Seymour.

„Und mit Eurer Majestät Erlaubniß werde ich mich nach Greenwich begeben, um die Prinzeß Mary von Eurem Geheiß zu benachrichtigen,“ sagte Sir George Blagge. „Ich bin überzeugt, daß sie sich beeilen wird, demselben zu gehorchen.“

„Ich bin Euch sehr verbunden, meine Herren,“ erwiderte der König. „Wenn mir der Himmel so lange das Leben schenkt, hoffe ich, Euch morgen alle Drei hier zu sehen. Laßt den gesammten Staatsrath sich um dieselbe Zeit versammeln. Gieb mir einen Schluck Wein — schnell, Bursche!“

fügte er, sich zu einem Diener wendend, hinzu. „Ich fühle mich außerordentlich matt."

„Gebe der Himmel, daß es morgen nicht zu spät ist — sein Aussehen beunruhigt mich," murmelte der Tower-Commandant, als er sich mit Seymour entfernte.

Wider Erwarten befand sich Heinrich am folgenden Tage etwas besser. Er hatte während der Nacht ein Wenig geschlafen, und dadurch einige Linderung seiner unsäglichen Schmerzen gefunden. Entschlossen, seine königliche Macht und Würde bis zuletzt zu bewahren, gab er Befehl, daß bei dieser letzten Zusammenkunft mit seinen Kindern das Ceremoniell so sorglich beachtet werden solle, als hätte es sich um eine große Empfangsfeier gehandelt. Er hatte den riesigen Lehnstuhl, den er jetzt selten verließ, unter einen mit dem Wappen Englands bestickten Thronhimmel stellen lassen, und saß auf demselben, von Sammetkissen umhüllt und in einem lang herabwallenden Gewande von weißem, goldgeblümten Atlas, das mit Pelz gefüttert und verbrämt war und weite Aermel hatte. Sein Haupt war mit der gestickten, schwarzseidenen Barettmütze bedeckt, die er jetzt gewöhnlich trug.

Auf der gegenüberliegenden Seite des Zimmers saß auf einem Thronsessel, aber nicht unter einem Baldachin, die Königin Katharina, umgeben von der Viscounteß Lisle, Lady Tyrwhitt und anderen Damen.

Zur Linken des Königs stand der Earl von Hertford, der seinen Amtsstab als Oberkämmerer trug. Das Perlen-Collier des Hosenbandordens mit dem Georgsbilde hing um seinen Hals, und das goldene Band dieses Ordens trug er unter dem Knie. Er war prachtvoll gekleidet in ein Wamms von weißer Seide, über und über mit Perlen von damascirtem Golde bestickt, mit Aermeln von demselben Stoffe, die mit venetianischem Silberdrahte gestreift waren. Darüber trug er einen goldgestickten und pelzgebrämten Mantel von blauem

Sammet. Obschon nicht so auffallend schön, wie sein jüngerer Bruder Sir Thomas Seymour, war der Earl von Hertford doch ein Mann von sehr adligem Aussehn, mit feinen Zügen, von hoher, schlanker Gestalt und von imponirender Haltung. Seine Augen waren dunkel und von durchdringendem Blick, aber die leicht gerunzelten Brauen gaben demselben ein etwas finsteres Aussehen. Seine Stirn war hoch und kühn, seine Züge regelmäßig und wohlgeformt; der hervorstechende Ausdruck seines Gesichtes war ein schwermüthiger Ernst. Er besaß Nichts von dem kecken Aeußern und Wesen, das seinen Bruder kennzeichnete, sondern mehr Vorsicht und vielleicht auch listigen Scharfsinn. Seine Gesichtsfarbe war blaß und sein Bart ziemlich dünn. Hertford's Carrière war stets von glücklichem Erfolge begleitet gewesen. Durch die Gunst des Königs war er höher und höher emporgestiegen. Bei Heinrich's Vermählung mit seiner Schwester war er zum Viscount Beauchamp creirt worden. Als Gesandter 1540 nach Paris geschickt, erhielt er im darauf folgenden Jahre den Hosenbandorden. 1542 ward er auf Lebenszeit zum Lord-Oberkämmerer von England ernannt. Zwei Jahre später, bei dem Kriege mit Schottland, begleitete er unter dem Titel eines General-Lieutenants des Nordens den Herzog von Norfolk in jenes Königreich; und als Heinrich die Belagerung von Boulogne begann, ward er zu einem der vier Räthe ernannt, denen die Sorge für das Reich übertragen wurde. Erst vor wenigen Monaten hatte ihn der König zum Earl von Hertford gemacht. Aber wie hoch er auch gestiegen war, der ehrgeizige Edelmann trachtete noch weit höher zu steigen. Seine kühnen Träume schienen nahe daran in Erfüllung zu gehen. Ihm winkte fast die höchste Stufe der Macht. Seine Feinde waren aus dem Wege geräumt oder zermalmt. Surrey hatte seinen Kopf verloren — das gleiche Schicksal erwartete Norfolk. Bald, sehr bald

mußte der Tag kommen, welcher Heinrich zu seinen Vätern versammelte. Dann würde der junge Edward den Thron besteigen — aber er, sein Onkel, sein Vormund, würde in seinem Namen regieren. Was der Earl weiter noch träumte, wird klar werden, wenn wir später Gelegenheit finden, die tiefsten Tiefen seines Herzens zu ergründen.

Ein anderer wichtiger Acteur bei dieser Scene, der im Geheimen kaum minder ehrgeizige und verwegene Absichten hegte als Hertford, war John Dudley, Viscount Lisle. Ein Sohn jenes Edmund Dudley, dessen Tod auf dem Schaffote Heinrich's Thronbesteigung eingeweiht, hatte sich dieser schlaue und weitblickende Edelmann schon früher durch seine Tapferkeit in den Kriegen mit Frankreich ausgezeichnet und die Ritterwürde, sowie die Wiedereinsetzung in seine verlorenen Familienrechte erlangt. An Wolsey, wie an Cromwell attachirt, stieg er durch ihre Unterstützung, und nachdem er zuerst zum Gouverneur von Boulogne ernannt war, das er erfolgreich wider alle Angriffe vertheidigte, wurde er zu dem Range eines Viscount Lisle und zum Großcardinal von England erhoben. Der verschwenderische Monarch, dessen Gunst er gewonnen, bereicherte ihn außerdem durch große Besitzthümer, welche er der Kirche genommen, und welche in der Folge manche Verwünschung auf sein Haupt herabbeschworen. Kühn und ehrgeizig, war Lord Lisle ein Meister in der Verstellungskunst, und obschon er gerade in diesem Augenblicke über Plänen brütete, die erst in viel späterer Zeit enthüllt wurden, ließ er sich doch keine Andeutung seiner Absichten entschlüpfen, sondern begnügte sich vor der Hand, Hertford gegenüber, den er schließlich zu verdrängen hoffte, eine untergeordnete Rolle zu spielen. Als ein Mittel zu diesem Zwecke betrachtete er Sir Thomas Seymour. Lord Lisle stand jetzt in seinem fünfundvierzigsten Jahre. Seine ausdrucksvollen, scharf markirten Züge verriethen Klugheit

und Entschlossenheit. Sein Backenbart war dünn, und sein kurzer Schnurrbart ließ einen auffallend festen Mund erkennen. Seine Gestalt war groß und seine Haltung militairisch, aber sein Benehmen hatte Nichts von dem martialisch rauhen Wesen des Feldlagerers. Er vermochte eben so gut die Rolle eines Höflings, wie die des Kriegers zu spielen. Im Vergleich mit Hertford war er einfach gekleidet; seine Gewänder waren von schwarzem Sammet ohne Stickerei, nur sein Mantel war reich verbrämt. Aber er trug die Georgs-Medaille am Perlen-Collier und die niedere Decoration des Hosenbandordens.

Neben Lord Lisle stand ein ehrwürdiger Edelmann, dessen langer silberfarbener Bart fast bis zu seinem Gürtel hinabwallte. Dies war Lord Russel, der geheime Siegelbewahrer. Der alte Pair schien die Last seiner Jahre gut zu tragen; er hatte ein gesundes Aussehen und eine ungebeugte Gestalt. Wie Hertford und Lisle, war er ein Ritter vom Hosenbandorden und mit den Insignien des Ordens decorirt.

Außer den schon Erwähnten umstanden noch ein paar andere Gruppen den König, die wir indeß nicht im Einzelnen zu beschreiben brauchen. Unter ihnen befanden sich der Großmeister Lord St. John, der Oberstallmeister Sir Anthony Brown, der Staatssecretair Sir William Paget, der Vicekämmerer Sir Anthony Wingfield, der Schatzmeister Sir Thomas Chemby, die obersten Beamten der Geheimkämmerei, Sir Anthony Denny und Sir William Herbert, ferner Sir Richard Rich, Sir John Baker, Sir Ralph Sadler, Sir Richard Southwell und Andere — Alle in schimmernden Gewändern und festlichem Prunke.

Auch der Lord-Canzler Wriothesley und Gardiner waren dort, aber hielten sich in einiger Entfernung von Hertford. Gardiner war indeß nicht der einzige Geistliche, welcher dort anwesend war, auch noch andere waren zugegen, nämlich

Tunstall, Bischof von Durham, und der Beichtvater des Königs, der Bischof von Rochester. Aber noch ein Anderer war da, größer als sie Alle — Thomas Cranmer, der Erzbischof von Canterbury.

In seinem vollen geistlichen Ornate: Stola, Chimera und Chorhemd, stand der Primas zur Rechten des Königs. Seine Haltung war ernst und würdevoll, sein Blick finster und nachdenklich, und ein langer grauer Bart erhöhte das Ehrwürdige seiner Züge. Letztere waren hart, aber doch nicht ganz ohne Milde. Er schien von dem Ernste der Situation tief ergriffen, ja fast überwältigt zu sein.

In der That, die Versammlung hatte trotz ihres Glanzvollen Gepränges einen trüben und feierlichen Charakter. Nur flüsternd wurde gesprochen; jedes Gesicht trug einen düstern und unheimlichen Ausdruck. Alle fühlten, obschon Keiner es offenherzig aussprach, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach heute zum letzten Male während des Königs Leben so zusammenberufen wurden. Wenige unter ihnen würden Heinrich's Hinübergang zu seiner letzten Ruhestatt verzögert haben, wenn es in ihrer Macht gestanden; Einige hätten dagegen das Ereigniß beschleunigt, und doch waren Alle, nach ihren Gesichtern zu urtheilen, von tiefer Sorge erfaßt, als hätte ihnen ein entsetzlicher Verlust bevorgestanden.

Einige Minuten lang schien es, als sei der König selbst von diesem allgemeinen Anscheine von Trauer überwältigt. Zuletzt raffte er sich auf, überblickte mit feuchten Augen die Versammlung und drückte freundlich Cranmer's Hand. Dann forderte er einen Becher Wein und schien, durch den Trank gestärkt, seine Schwäche abzuschütteln. „Laßt die Prinzessinnen eintreten," sagte er zu Hertford; „ich bin bereit, sie zu empfangen."

Mit einer tiefen Verbeugung schritt der Earl nach dem Hintergrunde des Zimmers, und während der Vorhang,

welcher eine dort befindliche Thür verdeckte, bei seinem Herannahen von den reich gallonirten Thürstehern bei Seite geschoben ward, verschwand er hinter demselben, kehrte aber gleich darauf, die Prinzeß Mary an der Hand führend, zurück. In derselben Weise ward die Prinzeß Elisabeth von Sir Thomas Seymour geführt. Den beiden Prinzessinnen folgten in ehrerbietiger Entfernung die Gräfin von Hertford und Lady Herbert.

Mary sah sehr ernst aus und schien, wie ihre bebende Lippe verrieth, nur mit Mühe ihre Aufregung zu bemeistern. Elisabeth hatte ersichtlich geweint, denn Thränen standen noch in ihren Augen. Beide waren reich gekleidet, aber die ältere Schwester trug mehr Zierrath an ihrer Gewandung — vielleicht weil sie dessen mehr bedurfte — als die andere. Mary's Kopfputz, von der damals beliebten eckigen Form, war von prächtiger Goldschmiedearbeit, mit Juwelen umrändert, und daran hing ein breites, Golddurchwirktes Seidengeflecht. Ihr Brustlatz ward mittelst zweier Smaragdbesetzter Agatbrochen zusammengehalten; an der unteren von diesen baumelte eine große orientalische Perle herab. Ihre schlanke Taille umschloß ein Goldgürtel mit Rubinrosen, die vorn an einem Mönchsknoten hingen. Ihr dichtanschließendes Gewand von Goldbrocat ließ ihre auffallende Magerkeit erkennen und gab ihr ein möchisch-strenges Aussehn. Ihr Kastanienbraunes Haar, das man wohl roth nennen konnte, war zierlich unter ihrem Kopfputze aufgeflochten. Mary's Erscheinung war im Ganzen keine sehr reizende. Sie war zart bis zur Magerkeit, und ihre Züge besaßen geringe Schönheit; aber ihr Ausdruck war intelligent. Zum Ersatz für diese Mängel hatte sie jedoch eine überaus würdige Haltung und sehr anmuthige Manieren; ja, es gab Manche — und nicht ganz Wenige, — die, von ihrem hohen Range geblendet, selbst ihre Mängel für Schönheiten hielten.

Mary war mehr als doppelt so alt, wie ihre Schwester; denn sie zählte zweiunddreißig Jahre, während Elisabeth erst gerade dreizehn alt war. Die jüngere Prinzessin war jedoch ein sehr schlank gewachsenes Mädchen, ebenso groß wie ihre Schwester, und von unvergleichlich viel einnehmenderem Aeußeren. Elisabeth's Schönheit war von einer fast vorzeitigen Reife. Wenige, die sie sahen, würden sie für so jung, wie sie in Wirklichkeit war, gehalten, sondern ihr ein oder zwei Jahre mehr zugesprochen haben. Sie hatte eine schöngebaute, bereits vollentwickelte Gestalt, einen blendend weißen Teint, dichte Locken von sonnigem Gold, reizende Züge, blaue und zärtliche Augen und Zähne wie Perlen. Ihre Hände waren von bemerkenswerther Schönheit, mit schmalen Fingern und rosigen Nägeln. Ihre üppigen Locken wurden durch einen goldenen Reif und ein Netz von Golddraht zusammengehalten, das kaum von der sonnigen Farbe des Haares zu unterscheiden war. Eine lange Garnitur weißseidener Franzen fiel auf ihren Nacken herab, und ein schwarzes Taffetkleid ließ ihre Figur auf's Vortheilhafteste erkennen, während es zugleich die schimmernde Weiße ihrer Haut lieblich hervorhob.

Als Mary sich dem Könige näherte, schritt Cranmer langsam auf sie zu und begrüßte sie mit den feierlichen Worten: „Erlauchteste, edelste und vortrefflichste Prinzessin, der König, Euer erhabener Vater, hat in dem Gefühle, daß es Gott, dem Allmächtigen, gefallen könnte, ihn plötzlich von hinnen zu rufen, Euch und die hochedle Prinzessin, Eure Schwester, herbeschieden, um Euch heilsamen Rath zu geben, Euch seinen Segen zu ertheilen und, wenn es sein muß," — (hier bebte die Stimme des Erzbischofs ein Wenig) — „obschon der Himmel gebe, daß es sich anders füge, einen letzten Abschied von Euch zu nehmen. Fest überzeugt, daß Ihr seine Ermahnungen stets im Herzen bewahren und das glorreiche Beispiel, welches Seine Majestät Euch gegeben,

immer vor Augen haben werdet, ersuche ich Eure Hoheiten, vor Eurem königlichen Vater niederzuknien und in dieser ehrerbietigen Stellung offenen Ohres seine Worte zu vernehmen."

„Ich bedarf keiner Belehrung über meine Pflicht von Euch, Mylord von Canterbury," antwortete Mary, welche Cranmer haßte. „Es wird kein Wort den Lippen meines königlichen Vaters entfallen, das nicht für immer eine Stätte in meinem Herzen findet."

Elisabeth versuchte zu reden, aber die Worte versagten ihr und sie brach in Thränen aus.

Inzwischen wurden zwei Sammetkissen neben den Stuhl gelegt, auf welchem der kranke Monarch saß, und die beiden Prinzessinnen knieten auf denselben nieder. Von Sir John Gage und Lord Lisle unterstützt, richtete sich Heinrich ein Wenig empor, und gleich darauf zogen die beiden Staatsdiener sich zurück.

Seine Arme über seinen Töchtern ausstreckend, sprach der König mit etwas matter, aber sehr ernster Stimme: „Mein Segen über Euch Beide! Und möge er immer, für immer auf Euch ruhen! Nur dem großen Lenker der Welt ist das Schicksal bekannt, welches Euch beschieden sein mag. Ihr Beide werdet vielleicht Königinnen sein — und fügt es sich so, dann werdet Ihr erfahren, was für Sorgen die Krone mit sich bringt. Denkt dann nur — wie ich immer gethan — an die Wohlfahrt und den Ruhm Eurer Reiche und an Eure eigene Ehre, so werdet Ihr gut und weise regieren."

„Sollte mir je das Loos einer Herrscherin beschieden sein, Sire, so werde ich mich bemühen, Eurem glorreichen Beispiele zu folgen," sagte Mary.

„Ich werde niemals Königin sein," schluchzte Elisabeth, „deßhalb brauche ich Nichts zu versprechen."

„Wie weißt Du Das, Mädchen?" rief der König mit unwilligem Tone. „Du hast ebensoviel Aussicht, Königin zu werden, wie Mary. Ich fordere Dein Versprechen. Ich habe Dir den Weg angedeutet, den Du einschlagen sollst, und wenn Du nicht eine entartete Tochter bist, wirst Du meine Ermahnung befolgen!"

„Ich zweifle daran, Eurer Größe nachzueifern, o mein Vater!" rief Elisabeth aus. „Aber wenn es der Vorsehung gefallen sollte, mich auf einen Thron zu berufen, so will ich mich bestreben, eine gute Regentin zu sein."

„Genug!" antwortete Heinrich besänftigt. „Und jetzt steht Beide auf, daß ich Euch etwas näher betrachten kann, denn mein Auge wird trübe."

Die Hand seiner ältesten Tochter erfassend, als dieselbe aufstand, schaute Heinrich ihr einige Minuten lang starr in's Gesicht, während er murmelte: „Vergieb mir Katharina, meine erste Gemahlin, wenn ich jemals hart gegen diese Deine Tochter gehandelt!" Dann fügte er nach einer Pause laut hinzu: „Ihr Beide mögt wissen und Alle mögen es erfahren, daß ich durch mein Testament Euch Beiden das Recht der Thronfolge gesichert. Keine von Euch darf sich ohne die Zustimmung und Genehmigung des Staatsraths vermählen, und solche Zustimmung soll unter Brief und Siegel ertheilt werden. Bei Eurer Vermählung aber soll Jede von Euch eine so große Geldsumme erhalten, wie ich bestimmt habe, und außerdem solche Juwelen, Goldgeschirre und Hausgeräthe, wie Diejenigen, welche mit der Ausführung meines Testamentes betraut sind, für zweckmäßig erachten. Ich habe Euch Beiden gleich Viel hinterlassen, — dasselbe Einkommen, so lange Ihr ledig seid, — dasselbe Heiraths-gut. Jetzt beachte wohl, Mary," fuhr er mit finsterem und gebietendem Tone fort, „wenn Du nicht die Pflichten erfüllst, welche mein Testament Dir auferlegt, wird das Erbfolgerecht

auf Elisabeth übergehn. Und wenn Elisabeth dieselben vernachlässigt," fügte er, seine jüngere Tochter anblickend, hinzu, „so wird die Thronfolge an unsere wohlgeliebte Nichte Frances Brandon, die Tochter unserer Schwester Mary und des Herzogs von Suffolk, gelangen. Jetzt kennt Ihr Beide unseren Willen und unser Gelieben. Küsse mich, Mary, und laß Deine Schwester näher zu mir herantreten."

Die Hand Elisabeth's ergreifend, welche weinend vor ihm stand, und aufmerksam ihre Züge betrachtend, schien der König mit Erinnerungen zu kämpfen, die sich ihm aufdrängten, denn er murmelte vor sich hin: „Ja, es ist dasselbe Gesicht, das Auge, die Lippe! — So sah sie aus, wenn ich sie schalt! In Allem gleicht sie ihrer Mutter, mit Ausnahme des Haares. Anna, süße Anna, wie gut entsinne ich mich all' Deiner liebenswürdigen Reize! Der Hals dieses schönen Kindes ist dem Deinen so gleich, und dennoch — O, könnte ich Dich in's Leben zurückrufen!"

Als diese Worte ihr Ohr erreichten, flossen Elisabeth's Thränen noch reichlicher, und sie erbebte, als ein tiefes Stöhnen sich der Brust des Königs entrang. Aber Heinrich schüttelte diese vorübergehende Empfindung von Reue schnell von sich ab und sprach freundlich, aber mit festem Tone: „Weine nicht, liebes Kind, es möchte Deinen hübschen Augen sonst schaden. Verspare Deine Trauer, bis Du mich verloren hast. Sei wohl auf Deiner Hut, Mädchen. Du bist schön und wirst noch schöner werden. Nimm an Anmuth zu, wie Du an Schönheit zunehmen wirst. Dann wird man Dich wahrhaft lieben und ehren. Schönheit ohne Vorsicht bringt Tod — Deine Mutter hat Das erfahren. Küsse mich und nimm Dir meine Ermahnung wohl zu Herzen."

Elisabeth gehorchte fast schaudernd, und der König, der sich durch die Anstrengung, welche er gemacht, sehr erschöpft fühlte, forderte abermals einen Becher Wein und verlangte,

nachdem er einen tiefen Zug daraus gethan, den Prinzen Edward zu sehen.

Inzwischen hatten die Prinzessinen sich zurückgezogen und an dem andern Ende des Zimmers neben der Königin Platz genommen.

Sobald der König sein Verlangen ausgesprochen, schritt der Earl von Hertford zur Thür hinaus, durch welche die Prinzessinnen eingetreten, und führte gleich darauf den jugendlichen Prinzen herein, welchen er ceremoniös bis zu dem Könige geleitete. Dem Prinzen folgten Sir George Blagge und zwei andere Herren.

Aller Augen waren auf Edward bei seinem Eintritte gerichtet, und jedes Haupt war gebeugt wie zur Huldigung vor dem künftigen Monarchen. Er erkannte dankbar die Ehrerbietigkeit an, welche ihm bewiesen ward, und welche ohne Zweifel noch größer gewesen wäre, hätte man nicht befürchtet, den eifersüchtigen König zu verletzen. Der junge Prinz war, wie schon erwähnt worden ist, erst so eben in sein zehntes Jahr getreten, allein er schien an Intelligenz seinem Alter weit vorausgeeilt, und war in der That von einigen der gelehrtesten Männern jener Zeit unterrichtet worden. Er sprach Französisch und Italienisch und hatte Briefe in lateinischer Sprache an seinen Vater, seine Schwestern und die Königin geschrieben. Er hatte ein sehr schwächliches Aussehn und schien, wie eine Treibhauspflanze, rasch aufgeschossen zu sein. Obschon groß für sein Alter, war er sehr mager und von weiblich zartem Bau. Seiner äußern Erscheinung nach war er mehr ein Seymour, als ein Tudor. Sein Gesicht war völlig oval; einzelne seiner Züge erinnerten an seinen finstern Vater, die meisten aber an seine schöne Mutter. Sein Gesichtsausdruck war mild, aber gedankenvoll — gedankenvoller, als einem Kinde anstand. Seine Augen waren dunkelbraun; sein helles, in's Goldfarbige spielende Haar war

besonders um die Stirn herum dicht abgeschnitten. Er war wie der Sohn eines prunkliebenden Monarchen und wie der Erbe eines prächtigen Thrones gekleidet. Sein kleiner Mantel war von dunkelrothem Sammet, über und über mit Damast, Gold und Perlen besetzt und mit goldenen Knöpfen und Schnüren; Wamms und Kniehose waren von dunkelrother Seide, mit Goldfäden durchwirkt, und seine Sammetstiefelchen waren mit Goldrosetten geschmückt. Er trug einen kurzen Stoßdegen und einen Dolch in einer reichverzierten Scheide, und eine Sammettasche hing an seinem Gürtel. Sein flaches Sammetbarett, das er abnahm, war mit Rubinen und Smaragden besetzt und hatte auf der rechten Seite eine prachtvolle Diamantagraffe, über der eine blutrothe Feder nickte.

Abermals trat Cranmer vor und redete den Prinzen in ähnlicher Weise an, wie er seine Schwestern begrüßt hatte; doch lag vielleicht etwas mehr Ehrerbietigkeit in seinem Benehmen. Edward blickte ihn mit seinen klaren Augen zuerst ruhig an; als aber der Erzbischof weiter sprach, verließ den jungen Prinzen gänzlich die Fassung. Natürliche Gefühle behaupteten gewaltsam ihr Recht in seinem kindlichen Herzen, und die Etiquette mißachtend, stürzte er auf den König zu, und seine Arme um dessen Hals schlingend, schluchzte er laut: „Mein Vater! Mein lieber Vater!"

So unerwartet und doch so natürlich war dieser Vorfall, daß von all' den kalten und Gefühllosen Leuten, aus denen die Versammlung zum größten Theile bestand, nur Wenige ihm den Zoll ihrer Rührung versagten. Einige waren sogar bis zu Thränen erschüttert. In der Befürchtung, daß die Wirkung einer plötzlichen Aufregung das Leben des Königs zerstören könne, eilte Doctor Butts auf ihn zu. Aber obschon Heinrich durch diesen Liebesbeweis seines Sohnes ergriffen war, hielten doch seine Nerven die Scene aus. Den Knaben auf die Stirn küssend, machte er sich sanft von

seiner Umarmung los und richtete an ihn ein paar beruhigende Worte im freundlichsten Tone, während Edward noch immer fortfuhr zu weinen.

Um dem König die Verlängerung dieser Scene zu ersparen, schritt der Earl von Hertford auf seinen Neffen zu, aber Heinrich wies ihn zurück mit den Worten: „Laßt ihn! — Laßt ihn gewähren!"

Die Handlung selbst gab jedoch Edward seine Fassung zurück. Seinen Schmerz bemeisternd, kniete er vor dem Könige auf dem Kissen nieder und sprach, während noch immer Thränen seine Augen benetzten: „Vergebt mir, Sire! In dieser Stellung ziemt es mir, Euch um Euren Segen zu bitten!"

„Du hast ihn, mein liebes Kind," antwortete der König würdevoll, aber doch mit zärtlichem Tone. „Der Himmel segne Dich, Knabe, der Du des Reiches Hoffnung und auch die Meinige bist. Mögen Die, welche ich dazu bestellt habe, über Dich zu wachen, ihre Pflicht treulich erfüllen."

„Zweifelt nicht daran, mein königlicher Herr," sagte Hertford, als der König einen Augenblick inne hielt.

„Merke wohl auf, Edward," fuhr Heinrich fort, indem er alle seine Kraft zusammennahm. „Acht Jahre müssen verfließen, ehe Du die volle Autorität der Krone ausüben kannst. Ich habe es so verfügt. Du wirst bald genug König sein. Inzwischen bereite Dich auf die hohe und wichtige Aufgabe vor, welche Du bald zu erfüllen hast. Ich zweifle nicht, daß Du die großen Eigenschaften und fürstlichen Tugenden besitzen wirst, die einen Herrscher auszeichnen sollten. Ich weiß, Du bist fromm gesinnt, und ich danke dem Himmel dafür und bete, daß er Dein Herz erleuchten möge für alle Wahrheiten unsres heiligen Glaubens. Ich habe Dir geistliche Rathgeber bestellt, denen meine Wünsche bekannt sind und auf deren gesundes Urtheil und richtige Grundsätze ich

mich verlassen kann. Darf ich nicht des Prinzen geistige Pflege Euch anvertrauen, Mylord von Canterbury?" fragte er Cranmer, — „und Euch, Mylord von Durham?" wandte er sich an Tunstall.

„Und auch mir, hoffe ich, mein gnädigster Herr," bemerkte Gardiner.

„Nein, nicht Dir, Mylord von Windchester," erwiderte Heinrich. „Du bist ein Werkzeug des Papstes. Höre mich an, Edward, Du wirst unter die Obhut des tugendhaften Cranmer gestellt werden. Beachte wohl seine Lehren. Aber in Glaubenssachen laß, wenn Du über sie zu urtheilen im Stande sein wirst, Dich durch keinen Gelehrten verblenden. Es giebt leider viel Zwietracht und Meinungsverschiedenheit in der Kirche. Die Priester predigen wider einander, lehren der Eine Dies und der Andere das Gegentheil, schmähen einander ohne Rücksicht und Liebe, und Wenige oder Keiner von ihnen predigt das Wort Gottes, wie es sich ziemt. Dir wird es zufallen, dies Aergerniß zu heben, diesen Streit zu beendigen. Du wirst Dich derselben geistlichen Autorität wie Dein Vater erfreuen. Du wirst gleich mir der Vicar und Oberpriester des Himmels auf Erden sein. Sei dann kein ungetreuer Diener. Tritt in die Fußtapfen Deines Vaters — dann wirst Du nicht vom rechten Pfade abweichen."

„Ich will Alles thun, was an mir liegt, so zu handeln, wie Ihr es wollt, Sire," antwortete Edward sanft. „Und ich hoffe, daß es mir unter dem Beistande Seiner Hochwürden von Canterbury gelingen wird. Ich danke Euch herzlich, daß Ihr mich den Händen Seiner Hochwürden anvertraut habt."

„Dem Jungen ist die Lection eingetrichtert worden," bemerkte Wriothesley verächtlichen Tones zu Gardiner.

„Ohne Zweifel, und er hat sie gut aufgesagt," erwiderte der Bischof. „Aber wir werden ihn bald anders unterwerfen."

„So Viel über Deine geistige Pflege, mein Sohn," fuhr Heinrich fort. „Obschon ich wünsche, daß Du fromm und gelehrt wirst, möchte ich doch nicht, daß Du durch überangestrengtes Studiren Deine Gesundheit schädigtest. Um stark an Geist zu sein, mußt Du auch stark an Körper sein; um die königliche Würde aufrecht zu erhalten, wie Dein Vater sie aufrecht hielt, mußt Du Dich großer Kraft und einer guten Gesundheit erfreuen. Ich möchte Dich in allen männlichen Uebungen und Künsten wohlgeschult wissen. Stähle bei Zeiten Deinen Arm, daß er eine Lanze zu schwingen vermag, und Deine Glieder, damit sie die Anstrengungen des Krieges ertragen lernen."

„Mein Vater," rief Edward, mit strahlendem Gesichte aufspringend, ich werde bald stark genug sein, um eine Lanze zu tragen und auf dem Turnierplatze zu reiten, wie mein Onkel Sir Thomas Seymour mich versichert. Ich fechte oft mit ihm, und er sagt, ich sei ein gelehriger Schüler. Ich wollte, Eure Majestät könnte uns einmal zusehen."

„Niemand ist fähiger, Dich Alles zu lehren, was es an kriegerischen Uebungen zu lernen giebt, als Dein Onkel Seymour," entgegnete der König, beifällig seinem Kinde das Haupt streichelnd. „Sir Thomas," fügte er, sich an Seymour wendend, hinzu, der rasch zum Könige herantrat, „ich vertraue Dir diesen Theil der Erziehung meines Sohnes. Während Andere ihn zu einem Gelehrten und Theologen heranbilden, sei es Deine Aufgabe, ihm fürstliche Manieren und Ritterkünste zu lehren."

„Es soll ihm an Nichts gebrechen, das ich zu lehren vermag, davon seid überzeugt," antwortete Seymour mit einer tiefen Verbeugung.

„Gieb Deinem Onkel Deine Hand, Edward," sagte der König.

„O, mit Freuden und von ganzem Herzen," sagte der

Prinz, die Hand ergreifend, welche Seymour ihm hinhielt. „Ich liebe meinen Onkel Thomas am Meisten von Allen, — Eure Majestät ausgenommen."

„Ha! Steht es so?" dachte Hertford. „Habe ich keinen Platz in Deinem Herzen, mein lieber Neffe?" fügte er, zum Prinzen gewendet, laut hinzu.

„Gewiß, mein theurer Lord; ich wäre ja sonst ein Undankbarer," versetzte Edward. „Aber mein Onkel Thomas ist öfter mit mir zusammen, als Ihr."

„Ich hab's mir gedacht," murmelte Hertford. „Das soll aufhören."

„Du hältst meines Sohnes Hand in der Deinen, Sir Thomas?" fragte Heinrich.

„Ja, mein königlicher Herr," antwortete Seymour.

„Sei es ein Unterpfand, daß Du ihm immer treu sein wirst," fuhr Heinrich fort.

„Ich schwöre ihm hiermit Treue und Ergebenheit," sprach Seymour, sein Knie beugend und seinem Neffen die Hand küssend.

„Du bist der beste Lanzenschwinger, der beste Schwertführer und der beste Reiter an unserem Hofe, Sir Thomas," fuhr der König, gegen Seymour gewendet, fort. „Sieh' zu, daß mein Sohn Dich in all' diesen ritterlichen Uebungen erreiche."

„Er soll mich in ihnen allen übertreffen," antwortete Jener.

„Ein Wort im Vertrauen, Sir Thomas," sagte der König. „Er ist nur ein zartes Bürschchen," fügte er leiseren Tones hinzu. „Strenge ihn nicht über seine Kräfte an. Um Deiner Schwester willen, sei ein freundlicher Onkel gegen ihn."

„Um ihret-, um Euretwillen, mein Fürst, will ich gegen ihn sein, was Ihr nur wünschen könnt," betheuerte Seymour feierlich.

Als Sir Thomas sich zurückzog, sagte Heinrich zu seinem Sohne: „Geh' zu der Königin, Edward, und führe sie zu mir!"

Der Prinz eilte sofort zu Katharinen, die ihn in ihre Arme schloß und ihn zärtlich küßte; dann stand sie auf und begleitete ihn zum Könige.

Als sie sich ihrem königlichen Gemahle genähert, wollte die Königin niederknieen, aber Heinrich wollte Das nicht gestatten. Ihre Hand freundlich erfassend, sagte er mit derselben Feierlichkeit, mit welcher er bisher gesprochen: „Du warst immer ein gehorsames Weib, Käthe, und hast Dich in Allem meinem Willen gefügt. Du wirst deßhalb — davon bin ich überzeugt — auch meinem letzten Wunsche nicht ungehorsam sein. Dieser theure Knabe hat niemals die Liebe einer Mutter gekannt. Sei Du ihm eine Mutter. Du hast kein Kind, das Deine Zärtlichkeit von ihm ablenkte — schenke sie ihm ungetheilt!"

„Er hat sie schon ganz, Sire," erwiderte die Königin. „Liebst Du mich nicht, Edward?"

„Gewiß, Madame, wie eine Mutter," antwortete der Prinz mit zärtlichem Tone.

„Das ist gut," sagte Heinrich; „aber Du mußt nicht jeder seiner Launen nachgeben, Käthe. Ich höre, er ist etwas eigensinnig."

„Wer Eurer Majestät Das gesagt hat, thut ihm Unrecht," erwiderte die Königin. „Edward ist immer gut und freundlich, — ja, sehr leicht zu behandeln."

„Wenn er Das auch ferner ist, wird es gut sein," versetzte Heinrich. „Liebst Du Deine Schwestern, Edward? Sprich die Wahrheit, Junge!"

„Ich spreche immer die Wahrheit, Sire," erwiderte der Prinz. „Ich liebe sie zärtlich. Aber Elisabeth habe ich am Liebsten," fügte er, sich mit leiserem Tone an den König wendend, hinzu; „denn Mary ist bisweilen unfreundlich und

mürrisch gegen mich, während Elisabeth immer vergnügt und zum Spiel aufgelegt ist."

„Elisabeth steht Deinem Alter näher, mein Junge. Du wirst Mary's Vorzüge erkennen, wenn Du älter wirst," versetzte der König. „Ich wünsche, daß Ihr Alle in Einigkeit mit einander lebt. — Ha!"

„Was fehlt Eurer Majestät?" rief Katharina, beunruhigt durch die plötzliche Veränderung seiner Züge.

„Ein Krampf — er ist vorüber," antwortete Heinrich mit einem Stöhnen.

„Vater — lieber Vater! Ihr seht sehr krank aus," rief Edward erschrocken.

„Führt ihn hinweg," sprach der König mit matter Stimme und sank auf die Kissen zurück.

Alles war jetzt in Unruhe und Verwirrung; man glaubte allgemein, der König liege im Sterben. Rasch zu seinem königlichen Patienten hinschreitend, fühlte Doctor Butts ihm den Puls und beobachtete mit augenscheinlicher Besorgniß seine Züge.

„Meint Ihr, daß er todt ist?" wandte sich Gardiner mit besorgtem und flüsterndem Tone an Wriothesley.

„Nach Butt's bedenklicher Miene sollte man es fast glauben," erwiderte Dieser. „Wäre es so, dann ist Norfolk's Leben gerettet, denn sie werden nicht wagen, ihn hinzurichten."

„Der Himmel gebe es!" rief Gardiner aus. „Bemerkt Ihr nicht Hertford's Verwirrung? Irgend Etwas ist noch ungethan."

„Vielleicht ist Alles noch ungethan," versetzte Wriothesley. „Ich glaube nicht, daß das Testament unterzeichnet ist."

„Das wäre in der That ein Gewinn für uns," sagte Gardiner. „Aber ich wage es kaum zu hoffen."

„Wie geht es Seiner Hoheit?" fragte der Earl von Hertford, dessen Gesicht große Angst verrieth, als der Arzt seine Hand von dem Pulse des Kranken entfernte.

„Der König wird leben," antwortete Butts. „Laßt das Gemach unverzüglich räumen!"

„Ihr hört, Mylords," sagte Hertford, augenscheinlich erleichtert. „Doctor Butts erklärt, daß Seine Majestät für den Augenblick außer Gefahr ist, aber er bittet Euch Alle, Euch unverzüglich zu entfernen."

Nach dieser Ermahnung begann die Versammlung sich sofort zu zerstreuen.

Prinz Edward zögerte indeß noch immer, obschon die Königin, welche fortging, ihm winkte, sie zu begleiten.

„Darf ich nicht bei dem Könige, meinem Vater bleiben?" fragte der Prinz, Doctor Butts am Gewande zupfend.

„Es thut mir leid, Eurer Hoheit eine abschlägliche Antwort zu geben, aber es kann nicht sein," erwiderte der Arzt.

„Folgt mir, Edward," sprach Sir Thomas Seymour. „Die Königin wartet auf Euch. Dies ist kein Schauspiel für Eure Augen."

Der junge Prinz ergriff die Hand seines Onkels und ließ sich von ihm aus dem Zimmer führen, indem er beim Fortgehen schmerzlich zu seinem Vater hinblickte. Er sollte ihn nie wiedersehn.

„Ihr seid überzeugt, daß er in's Leben zurückkehren wird?" fragte der Earl von Hertford den Doctor Butts, als sie allein bei dem noch immer Bewußtlosen Monarchen standen.

„Ich bin Dessen gewiß," erwiderte der Arzt. „Aber ich stehe nicht dafür ein, daß er noch viele Stunden zu leben hat. Sie sehen beunruhigt aus, Mylord. Was muß noch geschehen?"

„Alles," versetzte Hertford. „Norfolk lebt noch — und der König hat sein Testament noch nicht unterzeichnet."

„Er sprach doch, als hätte er es gethan," bemerkte Butts.

„Alle glauben es, und ich möchte ihnen diesen Wahn

nicht benehmen," sagte Hertford. „Das Testament ist wohl überlegt und besprochen worden, aber er schiebt immer noch die Unterzeichnung hinaus. All' mein Zureden hat Nichts bei ihm ausgerichtet."

„Wie sehr er sich auch widersetzt, er soll es unterzeichnen," antwortete der Arzt. „Aber still!" fügte er hinzu, indem er ihn schweigen hieß; „er erwacht! Zieht Euch zurück, Mylord, und schickt Ferrys, den Wundarzt des Königs, eiligst hierher."

Siebentes Kapitel.

Von der schrecklichen Vorladung, welche der König empfing.

Unter der Aufsicht des Doctor Butts und des Wundarztes Ferrys und mit Hülfe einer Maschinerie, die man zu diesem Zwecke anwandte, ward Heinrich, dessen Bewußtsein nur theilweise zurückgekehrt war, von seinem Sessel emporgehoben und auf ein Bett in seinem Schlafzimmer gelegt. Das Bett, auf dem man ihn ausstreckte, war von ungewöhnlicher Größe und aus schwarzgebeiztem, glänzend polirten und reich geschnitzten Eichenholz gefertigt. Der hohe Betthimmel ward von gewundenen Pfeilern getragen und war oben mit einem Büschel blutrother Federn verziert. Die Vorhänge bestanden aus Golddamast von dichtestem Gewebe, und auf dieselben waren das heilige Kreuz, das St. Georgskreuz, die Rose, das Wappen mit dem aufsteigenden Löwen und Lilien gestickt. An dem Kopfende des Bettes war in erhabener Arbeit das Wappen von England angebracht. Trotz der Pracht seiner Vorhänge war das Aussehen dieses riesigen Bettes im Ganzen höchst finster und gab ein passendes Lager für einen sterbenden Monarchen ab. Die Zimmerwände waren mit schönen

Teppichen von den Webestühlen von Tournay behangen, welche die Hauptbegebenheiten aus dem Leben König Salomo's des Weisen darstellten, und auf dem obern Rande waren in schwarzen Charakteren verschiedene Sprüche aus der heiligen Schrift gemalt, welche auf die Bestimmung des Zimmers Bezug hatten.

Es folgte eine schreckliche Nacht, welche Denen, die an Heinrich's Sterbelager wachten oder sich nahe genug befanden, um sein schreckliches Stöhnen und Schmerzgeschrei zu hören, noch lange im Gedächtnisse blieb. Jeder, welcher seine entsetzlichen Angstrufe vernahm oder sein Ringen nach Athem mit ansah, fühlte, daß die zahllosen Opfer des Tyrannen furchtbar gerächt wurden. Für jedes Leben, das er geraubt, mußte er — so schien es — eine verzweiflungsvolle Marter erdulden; und obschon er beständig im Sterben lag, wollte ihn doch der Tod nicht ereilen. Die lange, lange Nacht hindurch sah man in dem großen, trüb' erleuchteten Zimmer, das einen noch finsterern Ausdruck durch das schwarze Mobiliar und die düsteren Tapeten erhielt, dunkle Gestalten, wie vom Teppiche sich ablösend, mit Geisterhaften Schritten zum Lager des Königs hinhuschen, den Arzt und den Wundarzt mit fragendem Blicke betrachten und sich dann rasch, aber Lautlos zurückziehen, wenn ein Schmerzensschrei dem königlichen Dulder entfuhr. Eine schlanke Gestalt, kaum unterscheidbar von den Tapeten, neben welchen sie stand, blieb die ganze Nacht im Hintergrunde des Zimmers stehen, mit augenscheinlicher Besorgniß den Ausgang dieses furchtbaren Ringens mit dem Tode erwartend. Von Zeit zu Zeit schlich Doctor Butts Geräuschlos zu dieser finstern und Geheimnißvollen Gestalt und sprach mit derselben in flüsterndem Tone. Ihr leises Gespräch hatte sichtlich Bezug auf den König und auf irgend Etwas, das der unermüdliche Wacher, dessen Geberden die äußerste Besorgniß verriethen, von ihm begehrte;

aber wie wichtig die Angelegenheit auch sein mochte, Butts hielt sie offenbar für unmöglich, denn er schüttelte sein Haupt und kehrte allein an das Bett des kranken Monarchen zurück. Von Schmerz übermannt, sank Heinrich gegen Morgen in Schlaf, und als dieser günstige Umstand dem harrenden Wacher mitgetheilt wurde, verschwand er, nachdem er zuvor von Doctor Butts die Zusicherung erhalten, daß er sofort benachrichtigt werden würde,-falls eine Aenderung zum Schlimmeren einträte. Einige der Schlaftrunkenen Pagen und Diener begaben sich gleichfalls zur Ruhe; aber die Aerzte verließen nicht einen Augenblick das Lager des Königs.

Heinrich schlief einige Stunden, und als er gegen Mittag sehr erfrischt wieder erwachte, sprach er den Wunsch aus, das Sacrament zu empfangen. Nachdem er befohlen hatte, den Bischof von Oxford zu rufen, hieß der König seine Diener ihn wieder aus dem Bette auf seinen Stuhl heben. Doctor Butts bemühte sich, ihm davon abzurathen, indem er ihm die große Gefahr dieses Schrittes vorstellte und ihm die bequemste Lage während der Verrichtung der heiligen Ceremonie anrieth; aber Heinrich erklärte auf das Bestimmteste, daß er knieen wolle, welche Gefahr auch für ihn daraus entspringen und welchen Schmerz es ihm auch bereiten möge, indem er hinzufügte, daß er dem Sacramente nicht die ihm gebührende Ehre zu erweisen im Stande sei, wenn er sich auch nicht blos auf die Erde werfen, sondern unter die Erde kriechen müsse. Dagegen ließ sich Nichts mehr sagen. Sein Gebot ward erfüllt. Emporgehoben und auf seinen Stuhl getragen, verblieb er in sitzender Stellung bis zur Segnung der Hostie; dann kniete er vor dem Bischofe nieder und empfing das Brot und den Wein. Obschon seine Schmerzen entsetzlich sein mußten, ertrug er sie mit der Standhaftigkeit eines Märtyrers, und der gute Prälat, welcher tief ergriffen war, konnte nicht genug seine Kraft bewundern. Sobald die

heilige Handlung vorüber war, wurde der König in sein Bett zurückgetragen und schien sich trotz der großen Anstrengung, die er gemacht, nicht viel kränker zu befinden. Nach seinem eigenen Befehle, den man nicht widersprechen durfte, lag er dann bis spät am Tage in ungestörter Ruhe.

Es war der Freitagabend vor Lichtmeß des Jahres 1547 Erst etwa zwei Stunden vor Mitternacht erhielt der Earl von Hertford, welcher mit verzweifelnder Ungeduld auf eine Audienz harrte, die Erlaubniß, sich dem Könige zu nähern. Er fand denselben im Bette liegen, mittelst unförmlicher Kissen zu sitzender Stellung aufgerichtet. Als Hertford ihn betrachtete, fühlte er sich fest überzeugt, daß der König sich rasch seinem Ende nähere, obschon sein Auge noch klar und seine Stimme so laut und klangvoll wie immer war. Keine Zeit war zu verlieren, keine Gefahr zu beachten, wenn das große Ziel, das auf dem Spiele stand, erreicht werden sollte.

„Laßt Alle sich aus dem Zimmer entfernen," sagte Heinrich. „Unser Gespräch muß ein durchaus geheimes sein."

Dies war es eben, was Hertford wünschte; er sorgte also dafür, daß des Königs Geheiß rasch erfüllt wurde.

„Wir sind allein, Sire," versetzte er, sobald alle Diener, Doctor Butts und den Wundarzt mit eingeschlossen, das Zimmer verlassen hatten.

„Hertford," begann der König, während der Earl nahe zu ihm herantrat, „Du siehst mich an, als hieltest Du mich für kränker. Leugne es nicht, Mann — ich lese Deine wahren Gedanken in Deinen Mienen. Es ist kein Wunder, daß ich bedenklich aussehe. Die letzte Nacht war für mich eine entsetzliche, Hertford. Nicht wenn ich einen neuen Herrschertitel dadurch zu erkaufen vermöchte, wollte ich noch eine solche Nacht erdulden. Ich vermag mich nicht ohne Grausen daran zu erinnern. Ich stand die Qualen der Verdammten aus; ich betete — betete vergebens um Linderung dieser Marter.

Du weißt, ich bin nicht kindisch abergläubig — ich halte Nichts von den Märchen alter Weiber. Du wirst also glauben, was ich Dir erzählen will; wie seltsam und unwahrscheinlich es Dich aber auch bedünken mag, glaube nicht, daß meine Nerven durch Krankheit erschüttert sind."

„Was immer Eure Majestät mir erzählen mag, ich werde es unumstößlich glauben, — davon seid überzeugt," antwortete Hertford. „Und ich weiß wohl, daß Eure Nerven so stark wie nur jemals sind."

„Du lügst! — Du glaubst Das nicht — aber sie sind es. Doch zu meiner Erzählung! — und gieb um so mehr darauf Acht, da Du sehen wirst, daß sie Dich ebenso sehr wie mich betrifft."

„Kommt ein Geist in der Erzählung vor, mein königlicher Herr?" fragte Hertford.

„Schweig, Du wirst es erfahren," entgegnete Heinrich finster. „Vergangne Nacht versuchte ich während einer kurzen Erholungspause zwischen meinen Schmerzanfällen einzuschlafen, als ich die Uhr Mitternacht schlagen hörte — ganz deutlich, denn ich zählte die Schläge — und als der letzte Nachhall verklang, wandte ich mich an Butts und bat ihn, mir einen Trunk zu geben. Er war fortgegangen, während Ferrys, der bei mir wachen sollte, augenscheinlich vom Schlafe überwältigt, auf den Stuhl gesunken war, neben welchem Du stehst. Ich wollte ihn wecken und schelten, und hätte es auch sicherlich gethan, wenn mich nicht alle Kraft der Sprache und Bewegung plötzlich verlassen, als ich ein Phantom, ein gräßlich gespenstisches Phantom, auf mein Bett zuschleichen sah. Und wen, meinst Du, erblickte ich?"

„Ich vermag es fürwahr nicht zu errathen, mein hoher Herr," antworte Hertford.

„Surrey, neu erstanden aus seiner blutigen Gruft — seine edlen Züge fahl und entstellt — seine Locken mit Blut

befleckt — sein schöner Hals vom Beile durchhauen — und doch wunderbarerweise wieder auf den Schultern ruhend — grauenhaft zu schauen — aber ich erkannte ihn sogleich. Seine Augen schienen zu leben und den bannenden Zauber eines Basilisken zu üben, denn als er sie auf mich heftete, konnte ich meinen Blick nicht von ihnen abwenden. Dann regten sich seine Lippen, und mit einer so drohenden Geberde, wie ich sie nimmer von einem sterblichen Manne ertragen hätte, und mit einer schrecklicheren Stimme als mein Ohr jemals vernommen, sagte er mir, er komme, mich vor den Richterstuhl des Himmels zu laden, und ich müsse dort erscheinen, ehe die Uhr noch einmal die Mitternachtsstunde verkünde."

„Laßt Das Euren Geist nicht bedrücken, mein gnädigster Herr," sprach Hertford, selbst nicht ganz frei von abergläubischer Angst, obschon er sich Mühe gab, den König zu beruhigen. „Ich befand mich in der vergangenen Nacht um Mitternacht und lange nachher in Eurem Schlafzimmer und ich sah und hörte Nichts von Dem, was Ihr berichtet. Es war ein böser Traum — aber ganz bestimmt nur ein Traum. Ich bitte Euch daher, laßt Euch diese Phantasien nicht quälen. Sie sind durch die Krankheit, an der Ihr leidet, erzeugt worden."

„Nein, Hertford," erwiderte Heinrich in dem Tone der tiefsten Ueberzeugung, „es war weder ein Traum, noch die Wirkung einer krankhaften Einbildung. Ich hätte ein solches Gespenst nicht beschwören können, wenn ich es gewollt hätte — und ich wollte es nicht, wenn ich es könnte," fügte er schaudernd hinzu. „Ich sah Surrey ganz deutlich dastehen, wo Du jetzt stehst. Ich will Dir nicht Alles erzählen, was der Geist von Rache und Wiedervergeltung sprach — aber er prophezeihete Dir und Deinem Bruder ein blutiges Ende."

„Ich habe keine Furcht vor der Prophezeihung," sagte

Hertford mit einem Tone, der seine Worte einigermaßen Lügen strafte; „und ich beschwöre Eure Hoheit, der Vision kein Gewicht beizulegen. Ihr habt mir erzählt, wie der Geist zu Euch kam, aber Ihr habt mir nicht gesagt, wie er sich wieder entfernte.“

„Ich weiß nicht, wie er verschwand,“ antwortete Heinrich. „Eine Zeit lang blieb ich gebannt, wie unter dem Drucke eines Alps; aber zuletzt brach ich durch eine gewaltsame Anstrengung den Zauber, der mich gefesselt hielt, und stieß einen Schrei aus. Da fand ich den Geist entwichen und Butts an seinem Platze stehen. Auch Ferrys war wach.“

„Alles ist jetzt erklärt,“ versetzte Hertford. „Es war der Alp, der Eure Hoheit bedrückte. Ihr braucht keine Furcht zu hegen.“

„Furcht! — Ich habe keine!“ rief der König aus. „Kein lebender Mann hat jemals Heinrich den Achten zittern gemacht, und kein Todter soll Das vermögen. Der Geist mag Recht haben, was Dich und Deinen Bruder betrifft, aber ich will ihm beweisen, daß er in einem Puncte Unrecht hat.“

„Indem Ihr die Frist, welche er Euch bestimmt hat, überlebt, nicht wahr, mein König?“ sagte Hertford. „Von Seiten eines Sterblichen würde solch' eine Weissagung ein Hochverrath gewesen sein, aber Geister sind ausgenommen von den gesetzlichen Strafen.“

„Der Scherz ist unzeitgemäß, Mylord,“ bemerkte Heinrich finster. „Ich werde den Geist äffen, wenn ich es vermag, indem ich bis morgen lebe; aber auf jeden Fall will ich ihn äffen, indem ich Norfolk dem Schaffot überweise. Ich will den Kopf des Herzogs haben, bevor ich sterbe. Das will ich, weil der Geist mir, wie zum Hohne, sagte, ich würde auch Dies nicht erreichen. Ich will ihm seinen Vater nachsenden, damit er ihm Gesellschaft leiste.“

„Was immer diesen Entschluß herbeigeführt haben mag, bin ich froh, recht froh, daß Ihr ihn gefaßt habt," sagte Hertford. „Bliebe Norfolk am Leben, so würde er dem Prinzen Edward ohne Zweifel während seiner Minderjährigkeit die größten Ungelegenheiten verursachen. Er könnte noch mehr thun: Vom Papste, von Kaiser Karl V. und ihren Söldlingen unterstützt, könnte es ihm selbst gelingen, die Krone vom Haupte des jungen Prinzen auf das Haupt der Prinzessin Mary zu übertragen und so das ganze Werk zu vernichten, Sire, an dessen Vollendung Ihr so lange und unablässig gearbeitet. Er könnte ebensowohl die Reformation hemmen, wie die Erbfolge ändern. Ihr habt den Prinzen Edward von Einem gefährlichen Gegner, Surrey, befreit, aber der zweite und mächtigere Feind lebt noch."

„Er soll Edward nimmer belästigen," erwiderte der König. „Er soll morgen früh enthauptet werden. Besorge sogleich den Vollstreckungsbefehl und händige ihn dem Commandanten des Tower ein."

„Weßhalb nicht heute noch?" fragte Hertford.

„Zu dieser Stunde?" rief Heinrich finster aus. „Eine geheime Hinrichtung würde man auf Rechnung der Furcht oder des Zornes schreiben — und ich fühle weder Eins, noch das Andere. Nein! Morgen früh ist zeitig genug. Ich werde meinen Sinn nicht ändern. Hole den Executionsbefehl. Weßhalb zögerst Du?"

„Wenn ich wagen dürfte, Eurer Majestät Eine Sache an's Herz zu legen . . ." stammelte Hertford.

„Ha! Was ist's?" fragte der König.

„Ihr habt weise und wohlüberlegt all' Eure Anordnungen für die Zukunft getroffen, allein Ihr habt die Hauptsache, — die Unterzeichnung Eures Testamentes, unterlassen. Hier ist das Document, Sire, das Ihr meiner Obhut anvertraut habt," fügte er hinzu, ein Kästchen hervorlangend,

aus dem er mehre Papierbogen nahm, die mit einer grün und weißen Schnur zusammengeheftet waren. „Es fehlt nur Eure Unterschrift und der Abdruck Eures königlichen Siegels."

„Laß es mir," sagte Heinrich, das Testament zu sich nehmend. „Vielleicht, daß ich noch einige Aenderungen darin mache."

„Aenderungen!" rief der Earl aus, den seine gewöhnliche Vorsicht im Stiche ließ.

„Ja, Aenderungen! Weßhalb nicht?" schrie der König zornig und mißtrauisch. „Wenn es mir einfallen sollte, Deinen Namen von der Liste meiner Testaments-Executoren zu streichen, könnte ich Das thun, denk' ich."

„Fern sei es von mir, Eurer Hoheit die Macht zu bestreiten, irgend eine Aenderung zu treffen, die Ihr für gut befinden mögt," antwortete Hertford in fast demüthigem Tone. „Aber ich flehe Euch an, die Unterzeichnung nicht zu verschieben."

„Du thätest besser, mich nicht mehr zu belästigen," entgegnete Heinrich finster. „Vollziehe sofort Deinen Auftrag. Sende John Gage zu mir. Ich wünsche mich mit ihm zu berathen."

„Würde kein Anderer als Sir John Gage Euch genehm sein?" fragte Hertford.

„Ha! Was ist Das? Wagst Du Scherz mit mir zu treiben? Kein Anderer als Gage wird mir genehm sein. So, da hast Du Deine Antwort, fort mit Dir!"

Kaum im Stande, seine Verstimmung zu verhehlen, machte Hertford eine tiefe Verbeugung und entfernte sich.

Achtes Kapitel.

Auf welche Art das Testament des Königs unterzeichnet ward.

Sobald Hertford das Zimmer verlassen hatte, traten Butts und Ferrys mit einer zahlreichen Schaar von Pagen und Dienern wieder ein. Der Arzt eilte an das Lager seines königlichen Patienten und fühlte ihm den Puls.

„Was haltet Ihr von meinem Zustande?" fragte Heinrich, ihn starr anblickend. „Eine Wendung zum Besseren, he?"

„Nein, Sire," antwortete der Arzt mit ernstem Tone.

„Ich verstehe," sagte der König mit großer Festigkeit. „Werde ich bis morgen leben? Sprecht die Wahrheit; ich kann sie ertragen."

„Wenn es der Wille des Himmels ist, wird Eure Majestät so lange leben," erwiderte der Arzt mit noch größerem Ernste. „Ihr steht jetzt in mächtigeren Händen als den meinen. Ich kann wenig mehr thun, Euch zu helfen."

Heinrich ertrug diese entsetzliche Nachricht mit großer Standhaftigkeit. Sich auf das Kissen zurücklehnend und emporblickend, schien er eine Zeitlang in stummem Gebete dazuliegen. Der Arzt bedeutete die Diener, sich still zu verhalten, so daß der König in keiner Weise gestört ward.

6 *

Zuletzt unterbrach Heinrich das tiefe Schweigen, indem er sich ein Wenig erhob und, zu Butts hingewandt, Diesen fragte: „Darf ich einen Schluck Wein trinken? Ich glaube, Das würde mir gut thun."

„Gern, Sire; hier ist ein Becher Eures Gascogner Lieblingsweines," versetzte der Arzt, einen Silberpokal mit dem edlen Tranke füllend und ihm denselben hinreichend. „Es freut mich sehr, Euch so gefaßten Herzens zu sehen."

„Genug!" rief der König aus, den Becher mit Ekel zurückweisend, nachdem er ihn an seine Lippen geführt. „Der Wein behagt mir nicht. Er schmeckt nach Blut — bah!"

„Gefällt es Euch, ein Wenig Hühnersuppe zu kosten?" fragte Butts.

„Nein, ich will Nichts mehr genießen," entgegnete Heinrich. „Laßt mir Sir John Gage eiligst rufen. Weßhalb kommt er nicht?"

„Er soll sofort herbeschieden werden," versetzte Butts, die nöthigen Befehle ertheilend und dann an das Bett des Königs zurückkehrend. „Verzeiht mir, Sire," fuhr er mit leiser, ernsthafter Stimme fort, „wenn ich Euch daran zu erinnern wage, daß Ihr eine höchst wichtige Angelegenheit noch nicht erledigt habt. Euer Testament, wie ich sehe, liegt vor Euch. Ich beschwöre Euch, schiebt die Unterzeichnung desselben nicht länger auf!"

„Ich will es nicht unterzeichnen, bevor ich mit Gage gesprochen," erwiderte Heinrich mit entschiedenem Tone. „Es wird dann noch Zeit dazu sein."

„Gebe der Himmel, daß es sich so füge!" rief der Arzt aus. „Kein Augenblick ist zu verlieren."

„Weßhalb kommt Sir John nicht?" rief Heinrich nach einer Pause laut und zornig. „Schickt noch ein Mal zu ihm, rasch zu kommen, wenn ihm sein Leben lieb ist."

„Da ist er, mein hoher Herr," antwortete Butts,

während der Commandant des Towers, mit einem Papiere in der Hand, in das Zimmer trat.

„Ha! Erscheinst Du endlich, Sir John?" rief der König mit schneidendem Tone. „Laßt uns allein," fügte er hinzu.

Alle, mit Ausnahme von Gage, verließen sofort das Gemach. Ehe jedoch das Privatgespräch begann, ward die Portière hinter dem Kopfende von dem Lager des Königs vorsichtig bei Seite geschoben und Hertford schlich in das Zimmer und verbarg sich, unbemerkt von Gage, wie vom Könige, hinter den dichten Vorhängen des Bettes. Das verstohlene Eintreten des Earls ward durch den Umstand begünstigt, daß dieser Theil des Zimmers fast gänzlich im Schatten lag.

„Was für ein Papier hast Du in der Hand?" fragte Heinrich den Commandanten.

„Eins, das ich lieber nicht hätte," antwortete Gage mürrisch, — „den Befehl, Norfolk morgen hinrichten zu lassen."

„Führe den Befehl aus," entgegnete Heinrich kalt.

„Wenn Das geschieht, wird Eure letzte Handlung eine ungerechte und grausame sein," sagte der Commandant.

„Wie weißt Du, daß es meine letzte Handlung sein wird?" fuhr Heinrich ihn wüthend an. „Ich bleibe vielleicht lange genug am Leben, um Dir so gut wie Norfolk den Kopf abschlagen zu lassen."

„Es wäre mir lieber, daß Ihr mein Leben nehmet, als das Seine," erwiderte Gage; „Euer Undank würde dann auch geringer sein. Norfolk hat Euch mehr und größere Dienste erwiesen, als ich."

„Norfolk ist meinem Sohne gefährlich, deßhalb muß er aus dem Wege geräumt werden — und zwar schnell. Kein Wort mehr! Noch ein Mal befehle ich Dir, laß es vollbringen!"

„Ich thue es ungern,“ murrte der Commandant. „Es ist eine schlechte That.“

„Schweig’, sage ich Dir! Und jetzt zu einer andern Sache. Du hast den Verhandlungen über mein Testament beigewohnt und kennst dessen Inhalt genau. Du weißt auch, daß ich sechszehn Testaments-Executoren und zwölf Rathgeber derselben ernannt habe, und daß sich Hertford unter den Ersteren befindet.“

„Ich weiß Das,“ antwortete Gage.

„Ich traue Hertford nicht recht,“ fuhr Heinrich fort. „Mancherlei, das ich unlängst an ihm bemerkt habe, läßt mich argwöhnen, daß er schlimme Absichten hegt. Ich fürchte, er strebt zu sehr nach Herrschaft und wird Edward nicht hinlänglich treu sein.“

„Aber der Prinz ist doch sein Neffe und muß ihm deßhalb um so theurer sein,“ bemerkte Gage.

„Er müßte es,“ entgegnete Heinrich. „Du beurtheilst Andere nach Dir selbst, braver Sir John, — aber nicht Alle sind von Deinem Schlage. Wenn ich meinen Argwohn gegen Hertford für begründet hielte, würde ich seinen Namen von der Liste streichen.“

„Nein, ich bitte Euch, mein königlicher Herr, thut Das nicht,“ sagte der Commandant.

„Dein Urtheil ist stets ein ehrliches, und ich will mich nach demselben richten,“ versetzte der König. „Hertford’s Name soll stehen bleiben, obschon ich es anders beschlossen hatte. Aber ich will ihn beaufsichtigen lassen. Bis jetzt sind Du und Sir Thomas nur Rathgeber, ohne Stimme und Macht. Ihr sollt Beide Executoren werden und gleiche Macht wie Hertford haben.“

„Ich kann für Sir Thomas Seymour nicht antworten,“ erwiderte Gage; „aber was mich betrifft, so darf ich sagen, daß ich kein Verlangen nach diesem Amte trage.“

„Ich will von keiner Weigerung hören,“ sagte Heinrich in entschiedenem Tone. „Sir Thomas ist der Lieblingsonkel Edward's. Der Knabe liebt ihn und wird von Jenem wieder geliebt. Sir Thomas wird so treu über ihn wachen, wie Du, he?“

„Sir Thomas ist nach meiner Ansicht mehr zu fürchten, als sein Bruder,“ bemerkte Gage.

„Darin irrst Du Dich,“ entgegnete Heinrich. „Sir Thomas ist keck und halsstarrig, aber treu wie Stahl. Ich habe seine Zuverlässigkeit erprobt.“

„Hm,“ murmelte Gage in zweifelndem Tone. „Wenn Eure Majestät die Aenderungen im Testamente zu machen gedenken, weßhalb sollte dann Gardiner übergangen werden? Er ist der Fähigste unter den Prälaten und von großer Erfahrung in politischen Dingen. Außerdem hat er Eurer Majestät viele wichtige Dienste erwiesen.“

„Für die er gut belohnt worden ist,“ unterbrach Heinrich ihn finster. „Ich will Nichts von ihm wissen, Gardiner besitzt Fähigkeiten genug, aber er ist ein feiner Intrigant und würde Euch Alle über's Ohr hauen. Ich verstehe ihn zu lenken, aber kein Anderer würde dazu im Stande sein. Du bist ein Papist, Sir John, deßhalb empfiehlst Du mir Gardiner. Aber er soll keine Macht haben, nach meinem Tode Zwietracht in der Kirche zu säen. Es ist völlig genug, wenn Wriothesley den ihm zugedachten Posten behält — ich hatte daran gedacht, auch seinen Namen zu streichen und ihn durch den Marquis von Dorset zu ersetzen.“

„Ich bitte Euch, thut Das nicht, Sire,“ sagte Gage.

„Du kannst Deine Ueberredungskunst sparen. Ich will den Lord-Canzler beibehalten. Ich glaube nicht, daß er viel Unheil anrichten kann, und er wird Cranmer die Stange halten. Beeile Dich daher und laß William Clerc mit meinem Geheimsiegel zur Hand sein. Meine Finger sind so geschwollen, daß ich nicht die Hand zu führen vermag.“

„Himmel! Ist es möglich, daß Eure Majestät so unvorsichtig gewesen sind, die Unterzeichnung des Testaments bis jetzt aufzuschieben? Ihr hättet verflossene Nacht sterben können und dann . . .“

„Schwatze nicht, sondern thu', wie ich Dir geboten,“ unterbrach ihn der König. „Aber halt! Ist Cranmer im Palaste?“

„Ja, gnädigster Herr; Seine Hochwürden ist erst so eben von Croydon zurückgekehrt,“ erwiderte der Commandant.

„Gut. Laß ihn sogleich zu mir kommen,“ fuhr der König mit matter Stimme fort. „Dies Gespräch hat mich ermüdet. Mir ist, als könnte ich schlafen. Sende mir Butts, daß er bei mir wache, aber laß mich sonst eine Stunde lang durch Niemand gestört werden.“

„Aber die Regulirung des Testaments, Sire? Die Sache ist höchst dringend,“ rief der Commandant.

Heinrich gab jedoch keine Antwort. Er hatte schon begonnen, schwer und röchelnd zu athmen.

Nachdem Gage ihn einen Augenblick unschlüssig, ob er ihn wecken solle, betrachtet, verließ er das Gemach.

Kaum war er fort, als Hertford hinter dem Vorhange hervorlugte; und als er sah, daß Heinrich schlief — sein lautes Athmen ließ daran in der That nicht zweifeln — schlich er behutsam vorwärts.

In demselben Augenblicke trat Butts in das Zimmer. Beunruhigt durch Heinrich's Röcheln, eilte er, ohne den Earl zu beachten, an das Bett des Königs.

„Es ist, wie ich fürchtete,“ sprach er nach einer Pause, zu Hertford gewandt. „Es ist die Lethargie des Todes. Er wird nie wieder erwachen — oder wenn er erwacht, wird sein Geist irre sein. Die Stärke des großen Heinrich hat ihn verlassen. Der absolute Monarch ist jetzt ein hülfloses Kind.“

„Ich würde ihn nicht aus dieser Betäubung aufrütteln, sondern ihn fortschlafen lassen, wäre nur das Testament unterzeichnet," rief Hertford Verzweiflungsvoll aus. „Ich muß ihn wecken," fügte er hinzu, nach dem Bette hinstürzend.

„Es ist vergebens, sag' ich Euch," versetzte Butts, ihm in den Weg tretend.

„Laßt mich los, Herr!" schrie der Earl wüthend. „Ich werde wahnsinnig, wenn mir dieser große Preis meines Lebens entgeht."

„Er braucht Euch nicht zu entgehen," erwiderte Butts. „Hier ist das Testament. Nehmt es und laßt es stempeln. Der Inhaber des königlichen Siegels wird sein Schweigen erkaufen lassen, und Zeugen werden auf dieselbe Art zu erhalten sein."

„Euer Rath ist gut, aber nicht ausführbar," sagte Hertford. „Sir John Gage weiß, daß Seine Majestät gewisse Aenderungen in dem Testamente vorzunehmen beabsichtigte, und daß es nicht unterzeichnet ist. Der Commandant läßt nicht mit sich reden; sein Schweigen ist nimmer zu erkaufen. Alles ist verloren!"

„Nicht also," entgegnete der verschlagene Arzt, anscheinend eben so wenig von scrupulösen Bedenken geplagt, wie Hertford. „Bis jetzt ist Niemandem außer uns der Zustand des Königs bekannt. Die Unterzeichnung des Testaments soll von Niemandem, auch von Gage nicht, bestritten werden. Holt den Siegelbewahrer herbei; — auch die Earls von Essex und Arundel, Sir William Paget, Sir William Herbert und auf wen Ihr Euch sonst noch als Zeugen verlassen könnt. Ueberlaßt mir das Uebrige. Aber macht schnell!"

„Es soll geschehen; und wenn die List gelingt, werde ich es nicht an Dank gegen Den fehlen lassen, der sie so kühn ersonnen," antwortete Hertford. „Während ich dies Geschäft besorge, gebt Ihr im Namen Seiner Majestät den

Befehl, daß Niemand als ich und die von Euch Genannten Einlaß in das Gemach finde. Unser Plan wird unfehlbar vereitelt werden, wenn Gage und mein Bruder Zutritt erlangen."

Butts verbeugte sich zustimmend, und Hertford verschwand durch die geheime Eingangsthür.

Der Arzt benetzte jetzt ein leinenes Tuch und legte es auf's Heinrich Stirn, indem er zugleich die Kissen so zurecht schob, daß der sterbende Monarch sichtlich leichter athmete. Dann zog er die Vorhänge so dicht um das Bett zusammen, daß die obere Hälfte der Gestalt des Königs größtentheils verborgen war; und zuletzt stellte er einen kleinen Tisch mit Schreibmaterialien in einer geringen Entfernung an die linke Seite des Bettes. Die Lichter wurden so im Zimmer placirt, daß das Bett vollständig im Schatten blieb.

Nachdem er diese Vorsichtsmaßregeln getroffen, schritt er in's Vorzimmer und gab dem obersten Thürwart die von Hertford angedeutete Ordre.

Es war die höchste Zeit dazu, denn er hatte sich kaum wieder entfernt, als der Tower-Commandant und Sir Thomas Seymour sich einfanden; aber der Eintritt in das Zimmer des Königs ward ihnen verwehrt. Umsonst remonstrirte Seymour, der voll Angst und Ungeduld war, gegen den Befehl. Die Thürwächter waren unerbittlich.

Bald nachher erschien eine würdevoll aussehende Gestalt im schwarzen Gewande, mit einem Kästchen unter dem Arme. Es war William Clerc, der Bewahrer des königlichen Insiegels. Dieser ward sofort hineingelassen.

Bald nachher kam der Earl von Hertford, begleitet von den Earls von Essex und Arundel und von den Andern, welche Butts bezeichnet hatte, Alle mit den ernsthaftesten und wichtigsten Mienen. Feierlich Gage und Seymour grüßend, schritten sie an denselben vorbei und traten ungehindert in das Sterbezimmer.

„Das ist höchst seltsam," bemerkte Gage. „Ich verstehe es nicht. Seine Majestät sagte mir selbst, er wolle eine Stunde lang von Niemand gestört werden. Seid Ihr ganz sicher, Herr, daß der ausdrückliche Befehl ertheilt worden ist, uns nicht einzulassen?" wandte er sich an den obersten Thürwart.

„Ganz sicher, Sir John," entgegnete der Angeredete mit einer tiefen Verbeugung. „Doctor Butts überbrachte mir selbst den Befehl."

„Hertford hat uns überlistet, Sir John," bemerkte Seymour. „Keiner von uns wird Executor werden."

„Mir für meine Person ist Nichts daran gelegen," erwiderte Gage. „Ich trachte nicht nach dieser Auszeichnung. Aber ich hoffe, daß die Absichten des Königs getreulich erfüllt werden."

Nicht lange nachher kam Cranmer, der geradeswegs auf die Thür zuschritt, aber gleich den Andern zurückgewiesen ward. Der Erzbischof leistete jetzt Gage und Seymour Gesellschaft und sprach mit ihnen von dem Gefahrvollen Zustande des Königs, den er schmerzlich bedauerte, als Butts an der Thür erschien und dem Wächter ein Wort zuflüsterte, worauf alle Drei eingelassen wurden.

Was sie sahen, war Folgendes. Rings um den kleinen Tisch mit Schreibmaterialien befanden sich die Personen, welche das Testament als Zeugen unterschrieben hatten. Näher dem in Schatten gehüllten Bette, aber mit dem Rücken demselben zugekehrt, stand William Clerc, welcher vor Unterzeichnung der Zeugen das Testament auf dem Anfang der ersten und am Ende der letzten Seite gestempelt und es jetzt eben, mit dem königlichen Insiegel und den Zeugenunterschriften versehen, dem Earl von Hertford überreicht hatte.

Butts erklärte Cranmer und den Andern, daß Seine Majestät gerade noch Kraft genug besessen habe, um die

Besiegelung seines Testamentes zu befehlen, daß er aber gleich nach Vollzug dieses Actes und nach geschehener Attestirung Sprachlos zurückgesunken sei.

„Es ist wunderbar, daß seine Kraft so lange aushielt,“ fuhr der verschlagene Arzt fort. „Er sprach mit so matter Stimme, daß nur ich seine Worte vernehmen konnte. Ich fürchte, er wird Eure Hochwürden kaum mehr erkennen,“ fügte er, mit Cranmer an das Bett schreitend, hinzu und schlug die Vorhänge zurück, so daß man die Schmerzentstellte Gestalt des Königs erblicken konnte, der jetzt augenscheinlich in den letzten Zügen lag; „er wird gleich ausgerungen haben.“

„Ich will sehen,“ erwiderte der Erzbischof. Die Hand des Königs ergreifend, trat er dicht zu ihm heran und ermahnte ihn mit eindringlichen Worten, sein Heil auf Christum zu setzen und dessen Erbarmen anzurufen. Zugleich forderte er ihn auf, wenn er noch irgend Bewußtsein habe, ihm ein Zeichen zu geben, daß er an den Herrn glaube.

Heinrich schien zu verstehen, was ihm gesagt ward, denn er drückte leise die Hand des Primas.

Nach einer Weile wandte sich der Erzbischof zu der Gesellschaft, die jetzt um das Bett versammelt stand, und sprach mit feierlicher Stimme: „Es hat dem Himmel gefallen, unseren großen König in ein besseres Jenseit abzurufen. Betet Alle für die Ruhe seiner Seele!“

Darauf knieten Alle nieder, und während sie die Kniee beugten, verkündeten die Schläge der Uhr die Stunde der Mitternacht.

Da rief sich Hertford in's Gedächtniß, was der König ihm von der Vorladung des Geistes erzählt hatte, und ein Zittern überfiel ihn.

Zweites Buch.

Der Lord-Protector.

Erstes Kapitel.

Wie der Earl von Hertford und Sir Anthony Denny dem Prinzen Edward seines Vaters Tod ankündigen.

Zwei Tage lang wurde Heinrich's Hinscheiden geheim gehalten. Am Montage, dem letzten Januar 1547, schickte das Haus der Gemeinen eine Deputation an die Lords, und dieser Deputation theilte der Lord-Canzler Wriothesley die wichtige Nachricht mit, indem er sie zugleich in so weit mit des Königs letztem Willen bekannt machte, als man es für gut fand. Die Zeit, die zwischen des Königs Tode und dieser Mittheilung lag, war von Hertford und seinen Anhängern benutzt worden, sich über ihre Pläne zu verständigen und die während der neuen Regierung zu treffenden Maßregeln zu berathschlagen. Die meisten Mitglieder des Conseils, das die ausübende Gewalt besaß, waren durch Hertford's Versprechungen gewonnen; und eine ernstliche Opposition von Seiten der Andern — unter denen Cranmer und Tunstal — stand nicht zu erwarten. Das einzige wirkliche Hinderniß auf dem Wege des ehrgeizen Earls schien der Lord-Canzler zu sein; aber auch er konnte, je nachdem, herübergezogen oder bei Seite geschoben werden. So fühlte Hertford sich sicher und

beschloß, ohne Säumen mit der Verwirklichung seiner Projecte vorzugehen.

Was den Herzog von Norfolk betrifft, so trat Heinrich's Tod in einem für ihn so gefährlichen Augenblicke ein, daß er als ein großes Glück betrachtet werden mußte, und daß gläubige Seelen die Hand der Vorsehung darin erkannten. Hätte Hertford übrigens freies Spiel gehabt, so wäre der Herzog unfehlbar hingerichtet worden, wie Heinrich es beordert; aber Sir John Gage weigerte sich hartnäckig, Folge zu leisten, und drohte, wenn Hertford darauf bestehe, des Königs Tod bekannt zu machen. So ward Norfolk gerettet, obschon er im Tower gefangen blieb.

Der junge Prinz Edward wurde über den Verlust, der ihn betroffen hatte, bis zum Sonnabende in Unkenntniß gehalten; alsdann machte ihm sein ältester Onkel in eigener Person die Mittheilung. Letzteren begleitete der ihm ergebene Oberstallmeister Sir Anthony Brown. Der Prinz befand sich mit der Prinzessin Elisabeth in Hertford, wohin Beide nach der letzten Unterredung mit ihrem königlichen Vater geschickt worden waren. Der Earl und sein Begleiter fanden den Prinzen, wie er gerade seiner Schwester Ludovicus Vive's „Belehrung über die Pflichten einer Christin" vorlas. Edward schloß sogleich das Buch, verließ das Lesepult, vor dem er saß und trat den Ankommenden entgegen. Obschon die Botschaft, die sie ihm brachten, ihn nicht unvorbereitet traf, und obschon die Mittheilung in einer Art und Weise geschah, die darauf berechnet war, ihre Wirkung zu mildern, erschütterte sie ihn doch tief.

Der Earl und Sir Anthony Brown begrüßten ihn knieend als König und huldigten ihm, aber Edward war zu bewegt, um eine passende Antwort zu finden. Er wandte sich ab, und indem er sich in die Arme seiner neben ihm stehenden Schwester warf, flossen Beider Thränen gemeinschaftlich. „Nie,"

sagt Sir John Hayward, der die Scene schildert, „sah ich ein anziehenderes Bild des Schmerzes; ihre Gesichter schienen vielmehr den Kummer zu verschönen, als daß Dieser ihre Züge entstellt hätte. Die Jugend Beider, ihre außerordentliche Schönheit, der lebhafte Austausch rührender Klagen verliehen ihrem Schmerze eine solche Anmuth, daß keines Anwesenden Augen trocken blieb."

Hertford sah ein, daß er diesem ersten Schmerzensergusse freien Lauf lassen müsse, er enthielt sich aller Trostesworte, erhob sich aus seiner knieenden Stellung und zog sich mit Sir Anthony ein Wenig zurück.

„Wir haben den besten aller Väter verloren, Elisabeth," sagte endlich Edward, indem er sie mit Thränen im Auge anblickte. „Aber er ist im Himmel, und so dürften wir eigentlich nicht um ihn trauern. Doch ich kann nicht anders." Und er weinte von Neuem.

„Sei ruhig, lieber Bruder," sagte die Prinzessin zärtlich, „unser Vater ist glücklich von allen Leiden erlöst. Ich dachte wohl, daß wir ihn auf Erden nicht wiedersehen würden. Du mußt jetzt ein Mann sein, denn Du bist König."

„Ach!" rief Edward schluchzend aus, „mir bricht das Herz bei dem Gedanken."

„Und mein's pocht freudig bei dem bloßen Gedanken daran," erwiderte die Prinzessin. „Ermanne Dich, lieber Bruder — oder, wie ich eigentlich sagen sollte, „mein gnädiger Herr und König, denn das bist Du nun. Wie sonderbar Das klingt, Edward! O, es ist gewaltig schön, König zu sein — ein Diadem zu tragen, auf dem Throne zu sitzen, den Eid zu leisten und zu sehen, wie sie Alle zittern bei einem bloßen Stirnrunzeln — wie bei unserem Vater."

„Elisabeth!" sagte Edward Vorwurfsvoll, „ist es jetzt Zeit zu scherzen?"

„Nein, ich scherze nicht," erwiderte sie ernst, „ich sprach

nur aus, was mir unwillkürlich in den Sinn kam. Zu Dir, bester Bruder, habe ich immer ohne Rückhalt gesprochen."

„Und ich hoffe, Du wirst Das auch ferner thun," erwiderte er liebevoll, „ich hab' Dich lieb, Beß. Du sollst mein erster Rath sein. Dir will ich all' meine Geheimnisse anvertrauen."

„Dein Onkel Hertford wird's nicht dulden," antwortete sie. „Er beobachtet uns jetzt genau — er möchte wissen, was Du mir sagst. Hüte Dich vor ihm, Edward!"

„Ich wollte, mein Onkel Sir Thomas Seymour wäre hier," sagte der junge König, „aber ich höre, man hat ihm den Zutritt zu mir verweigert."

„Wer hätte Das gethan? — Lord Hertford?" sagte Elisabeth.

„Wahrscheinlich!" sagte Edward. „Aber ich will ihn sehen, jetzt, da ich König bin. Sir Thomas steht sehr bei Dir in Gunsten, Beß? Wie?"

„Sir Thomas unterhält mich angenehm, tanzt gut und hat ein ausgezeichnet feines Ohr für Musik," antwortete sie.

„Und ist überdies sehr schön — gestehe, daß Du ihn schön findest, Beß."

„O, ich habe ihn nie so genau betrachtet, um entscheiden zu können, ob er schön ist oder nicht," erwiderte sie, leicht erröthend.

„Gott, meine böse Zunge, die mich auf solche Dinge bringt!" rief Edward plötzlich aus. „Einen Augenblick vorher schalt ich mit Dir, liebste Beß, wegen unpassender Leichtfertigkeit, und nun mache ich's selbst nicht besser. Komm mit zum Onkel Hertford."

Bei diesen Worten nahm er ihre Hand und langsam, würdevoll schritt das junge Paar auf den Earl zu, der augenblicklich mit Sir Anthony ihnen entgegen kam.

„Es freut mich, Ew. Hoheit etwas heiterer zu sehen," sagte Hertford, indem er sich tief verbeugte. „Denn obgleich

der Kummer über einen so großen Verlust natürlich und lobenswerth ist, so habt Ihr doch viele Pflichten zu erfüllen, die keinen Aufschub dulden, und deren Erledigung Eure Gedanken von dem Verluste abziehen werden. Ich bin mit Sir Anthony Brown, dem Oberstallmeister, gekommen, um Ew. Majestät nach Enfield zu begleiten, wo Ihr diese Nacht schlafen werdet. Morgen werdet Ihr zum Tower geführt, um die Lords zu empfangen, die geistlichen und weltlichen, welche miteinander ihre Huldigungen darbringen werden. Habt Ihr vor dem Aufbruche viele Vorbereitungen zu treffen?"

„Nicht viele, Mylord — gar keine, in der That," erwiderte Edward. „Ich bin gleich bereit, Euch zu folgen. Nur meinen Lehrern möchte ich Lebewohl sagen — vorausgesetzt, daß Sie nicht mitgehen, was mir viel lieber wäre."

„Sie werden uns bald folgen," antwortete Hertford. „Aber Ihr werdet anfänglich so viel zu thun haben, daß Ihr durchaus Eure Studien eine Zeitlang aussetzen müßt. Eure Hoheit möge geruhen, Euren Lehrern nicht zu sagen, was Euch von hier wegführt, denn die Bekanntmachung soll erst morgen geschehen, und bis dahin muß aus Gründen, die ich gleich angeben werde — das tiefste Schweigen in Bezug auf Eures Vaters Tod beobachtet werden. Nachdem ich Dies vorangeschickt, werde ich sie rufen lassen. Heda!" wandte er sich zu Einem aus dem Gefolge, „laßt Sir John Cheke und Doctor Cox rufen. Seine Hoheit steht im Begriff, nach Enfield zu reisen."

„Nein, ich will zu ihnen gehen," rief Edward.

„Um Verzeihung, Ew. Majestät!" entgegnete Hertford leise, „jetzt müssen sie zu Euch kommen."

„Gleich darauf traten zwei alte, ernst und gelehrt aussehende Männer in die Halle; sie trugen Beide lange schwarze, mit Pelz verbrämte Röcke mit Sammetkäppchen auf den kahlen Häuptern. Der Vordere von ihnen, Sir John Cheke,

trug einen schweren Folioband unter dem Arme; der Andere war der nicht minder gelehrte Doctor Cox. Da er an Gicht litt und der Stütze eines Stockes bedurfte, ging er etwas langsamer als sein College.

Sir John Cheke stammte aus einer alten Familie, war Meister der Redekunst und ein eifriger Anhänger der Platonischen Philosophie. Er hatte mehre gelehrte Abhandlungen geschrieben, und Doctor Thomas Wilsen, Staatssecretair der Königin Elisabeth, der ihn genau kannte, bezeichnet ihn als einen Mann von seltenen Kenntnissen, als eine besondere Zierde des Landes. Seine Schwester war verheirathet an Cecil, den spätern Lord Burgleigh. Sein College, Doctor Cox, betrieb neben der Philosophie ein gründliches Studium der Gottesgelahrtheit. Beide Lehrer Edward's waren Anhänger der Reformation, und es ist ohne Zweifel ihrer einsichtsvollen Leitung zu verdanken, daß der junge König eine der glänzendsten Zierden und mächtigsten Stützen der protestantischen Sache wurde.

Edward flog seinen Lehrern entgegen, und indem er auf Doctor Cox zueilte, rief er aus: „Stützt Euch auf mich, guter Doctor — stützt Euch auf mich.“

Cox lehnte dies Anerbieten respectvoll ab, ließ es aber zu, daß Edward seine Hand nahm und ihn so zu dem Earl von Hertford führte, der gerade Sir John Cheke begrüßte.

„Mein königlicher Schüler erzählt mir eben, daß Eure Lordschaft im Begriffe steht, ihn von hier fortzuführen,“ sagte Doctor Cox, indem er sich vor dem Grafen verbeugte. „Es thut mir leid, daß seine Studien unterbrochen werden.“

„Sie werden nur für einige Zeit unterbrochen,“ entgegnete Hertford. „Wahrscheinlich wird er nicht hierher zurückkehren,“ fügte er Bedeutungsvoll hinzu, „aber Ihr und Sir John Cheke werdet ihm folgen. Seine Hoheit zieht einen zu großen Nutzen aus Eurem beiderseitigen trefflichen

Unterrichte, um ihn länger entbehren zu sollen, als nöthig ist. Ihr scheut keine Mühe mit ihm, meine gelehrten Herren, ich bin damit sehr wohl zufrieden."

„Der Mühe bedarf es wenig, Mylord," antwortete Cheke. „Seiner königlichen Hoheit gebührt mehr Lob wegen der raschen Fortschritte, die er gemacht hat, als uns. Last oder Schwierigkeit haben wir nicht mit dem Prinzen, er besitzt eine seltene Gabe zu lernen und nicht minder großen Eifer und Fleiß, was viel sagen will. Des Lesens wird er nie müde. Von der Weltgeschichte wendet er sich zur Philosophie und von der Philosophie zur Heiligen Schrift und Theologie. Die schönen Künste beherrscht er ganz. Logik hat er studirt, wie Eure Lordschaft weiß, und in diesem Augenblicke studirt er die Ethik des Aristoteles im Griechischen, und wenn er damit zu Ende ist, will er sich der Rhetorik wieder zuwenden."

„Ich kann Alles bestätigen, was Sir John gesagt hat," bemerkte Doctor Cox. „Jede Mahnung zum Studiren ist bei Seiner Hoheit überflüssig — ja, sein Fleiß ist so groß, daß er eher des Zügels, als des Sporns bedarf. Er hat jüngst den Cato gelesen, das Satellitium von Vives und die Fabeln des Aesopus. Was das Lateinische betrifft, so versteht er es besser, als mancher Junge seines Alters die Muttersprache. Haben Eure Lordschaft zufälliger Weise die Briefe gelesen, die er in jener Sprache an seinen Vater geschrieben hat?"

„Ich bitt' Euch, lieber Doctor, sprecht davon nicht!" rief Edward, in Thränen ausbrechend.

„Möge mir Eure Hoheit verzeihen!" sagte der würdige Mann, der seinen königlichen Schüler auf's Zärtlichste liebte. „Ich wollte Euch um Alles in der Welt nicht wehe thun."

„Ich weiß es," erwiderte Edward, ihn mit fast kindlicher Liebe unter Thränen anschauend, „aber mein Herz ist im Augenblicke so voll, es will überströmen."

„Eure Berichte über die Fortschritte meines königlichen Neffen sind höchst zufriedenstellend, meine gelehrten Herren," bemerkte Hertford und suchte der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben. „Ich bin überzeugt, daß Ihr nur die Wahrheit redet, aber Ihr macht fast ein Wunderkind aus ihm."

„Er ist auch ein Wunderkind!" rief Sir John Cheke enthusiastisch. „Wenige kommen ihm gleich!"

„Nein, mein guter Onkel, Ihr müßt Dem mißtrauen, was meine gütigen Lehrer Euch über mich berichten. Sie betrachten mich mit zu parteiischen Augen."

In diesem Momente fand eine für Hertford nichts weniger als angenehme Unterbrechung statt durch den unerwarteten Eintritt des Sir Thomas Seymour, der augenscheinlich, nach seinem Aussehen und seiner Kleidung zu urtheilen, eben einen eiligen Ritt gemacht hatte. Ohne sich um die zornigen Blicke zu kümmern, die ihm sein Bruder zuschleuderte, entblößte Sir Thomas sein Haupt, warf sich vor Edward auf die Kniee und rief, des Monarchen Hand ergreifend, aus: „Gott segne Eure Majestät! Ich hoffte, der Erste zu sein, der Euch die Botschaft brächte, daß die Krone dieses Reiches auf Euch übergegangen, aber ich sehe, daß man mir zuvorgekommen ist."

„Ich danke Euch von Herzen, lieber Onkel," antwortete Edward, — „nicht für Eure Nachricht," setzte er traurig hinzu, „denn ich wollte lieber, Ihr hättet mir irgend eine andere gebracht, aber für Euren Beweis von Loyalität und Zuneigung."

„Sind wir, mein College und ich, all' die Zeit über in der Gegenwart unseres gnädigsten Herrschers gewesen, ohne es zu wissen?" rief Sir John Cheke, als Seymour sich erhob. „Ich bitte Euch, verzeiht uns und genehmigt unsere Huldigung."

So sprechend, knieten er und Doctor Cox vor dem jungen Könige nieder, der ihnen Beiden die Hand reichte.

„Jetzt verstehe ich meinen Mißgriff," sagte Cox, „und bitte noch einmal Eure Majestät um Verzeihung."

„Denkt nicht mehr daran," entgegnete Edward. „Steht auf, meine geliebten Lehrer und Berather. Es ist wahr, ich bin Euer königlicher Herr, Ihr aber müßt mich stets als Euren Schüler betrachten."

„Du thatest Unrecht, ohne Vollmacht hierher zu kommen," sagte der Earl von Hertford in strengem Tone zu seinem Bruder, „Du wirst Dir den Unwillen des Conseils zuziehen."

„Wenn ich mir nicht den Unwillen Seiner Majestät zuziehe, so wird mich des Conseils Verdruß wenig kümmern," antwortete Seymour im Tone stolzer Gleichgültigkeit.

„Da Du nun die Botschaft ausgerichtet, die Du so diensteifrig und unberufen übernommen hast," fuhr der Earl mit steigendem Zorne fort, „so wirst Du jetzt so gefällig sein, Dich zu entfernen. — Wie! Du zögerst?"

„Seine Majestät hat mir nicht befohlen, mich zurückzuziehen," entgegnete Seymour nachlässig.

„Nein, mein guter Lord," sprach Edward zu dem Earl, „mein Onkel Sir Thomas scheint scharf geritten zu sein und muß der Erfrischung bedürfen nach seiner schnellen Reise. Hat er die zu sich genommen, so kann er uns nach Enfield begleiten."

„Er kann nicht mit uns gehen!" schrie Hertford, sich vergessend.

„Wie?" rief Edward, und sein Gesicht ward in der That für einen Augenblick so finster, daß es an das seines Vaters erinnerte. Ohne ein Wort weiter zu verlieren, wandte er sich dann an Sir Thomas und sprach: „Befehlt, was Ihr begehrt, und macht Euch bereit, mit uns nach Enfield zu reiten."

„Meinen Dank Eurer Majestät, aber ich bedarf Nichts," entgegnete Seymour, „ich bin sofort bereit, mit Euch zu gehen."

Die Prinzessin Elisabeth, welche mit Sir Anthony Brown ein Wenig abseits gestanden hatte und höchlich zufrieden schien mit der Art und Weise, wie ihr königlicher Bruder seine Autorität geltend machte, klatschte jetzt in die Hände und befahl dem eintretenden Diener, für Sir Thomas Seymour einen Becher Wein zu bringen.

„Das will ich nicht ausschlagen," sagte Seymour, als der Wein gebracht wurde. „Möge Eure Majestät lange und glücklich regieren!" fügte er hinzu, indem er den Becher an seine Lippen hob.

Nachdem Edward dann seinen Lehrern Lebewohl gesagt und von seiner Schwester zärtlichen Abschied genommen hatte, indem er sie guten Muthes sein hieß und versicherte, daß ihre Trennung nicht lange dauern solle, erklärte er dem Earl von Hertford, daß er zum Aufbruche bereit sei, worauf Dieser ihn der Etikette gemäß zur Thür geleitete. Ihnen folgten Sir Anthony Brown und Sir Thomas Seymour, welcher Letztere noch einen Augenblick zögerte, um der Prinzessin Elisabeth noch einige Worte zuzuflüstern.

Die Pferde und das Gefolge standen draußen bereit, und so ritt der jugendliche König, von seinen beiden Oheimen begleitet, nach Enfield, wo er übernachtete.

Zweites Kapitel.

Wie Edward VI. in Westminster als König proclamirt wird; wie er von Enfield nach dem Tower in London reitet; und wie ihm der Commandant die Schlüssel des Towers überliefert.

Am folgenden Morgen wurde Heinrich's Tod öffentlich verkündet, und nachdem sich die Neuigkeit wie ein Lauffeuer verbreitet hatte, versammelte sich eine ungeheure Menschenmenge vor dem Westminster-Palaste. Dort waren Schranken errichtet und andere Vorkehrungen getroffen, weil die Thronbesteigung des jugendlichen Nachfolgers proclamirt werden sollte.

Es hatte scharf gefroren; der Tag war klar und hell, aber sehr kalt. Im Ganzen sah die Menge keineswegs traurig aus, und wenige Klagen um den hingeschiedenen Monarchen wurden laut, obschon Heinrich bei den mittlern und niederen Volksklassen durchaus nicht unbeliebt gewesen war; sie billigten seine Strenge, so lange nicht sie selbst, sondern nur der Adel davon betroffen wurde. Seine „Peitsche mit sechs Strängen," wie sie das schreckliche „Statut der sechs Artikel" nannten, liebten sie aber nicht, denn sie traf nach rechts und nach links, und konnte gar leicht auch Einem von ihnen zu nahe kommen. Man freute sich, daß er nicht

mehr war, und manche kühne Bemerkung wurde laut, wofür der Sprecher bei Lebzeiten des Königs sicherlich in's Wasser geworfen worden wäre. Die meisten Frauen — und ein großer Theil des Haufens bestand aus solchen — schmähten sein Andenken wegen des gewaltthätigen Verfahrens gegen seine Gemahlinnen; die Männer dagegen meinten scherzend, daß darin gerade sich seine Weisheit kund gegeben hätte, denn der kürzeste Weg, ein lästiges Weib los zu werden, sei, ihm den Kopf abzuhauen.

Doch die bei Weitem kühnste Sprache führte ein großer, hagerer Franziscanermönch. Er stieg auf eine Treppe und sprach mit lauter Stimme folgendermaßen zu dem Volke: „Kennt Ihr mich nicht, gute Leute? Ich bin der Priester, der vor jenem Könige predigte, der nun todt im Palaste liegt. Ich bin der Vater Peto, der vor König Heinrich in seiner Capelle zu Greenwich predigte und ihm in's Gesicht gesagt hat, daß ein schweres Gericht über ihn kommen würde wegen seiner sündigen Thaten — ich bin es, der dem Könige furchtlos gesagt hat, daß lügnerische Propheten ihn betrogen hätten, aber daß ich, ein anderer Micha, ihn warne, auf daß die Hunde nicht sein Blut leckten, wie sie das Blut Ahab's geleckt. Und für solche Worte ward ich als ein Rebell, als ein Hund, als ein Verläumder verurtheilt. Aber diese meine Worte erfüllen sich. Heinrich, der Ahab, ist todt und Hunde werden sein Blut lecken."

Entsetzt und bestürzt über die Verwegenheit des Franziscaners, blickten Viele unter der Menge sich um, als ob sie erwarteten, daß er ergriffen und eingesteckt werde. Zufällig aber waren die Gerichtsdiener anderweitig in Anspruch genommen und Vater Peto stieg langsam von seiner Treppe herunter, mischte sich unter die Menge und ward nicht mehr gesehen. Das Ereigniß machte übrigens einen tiefen Eindruck auf die Versammlung und lange nachher gedachte man der Worte des Mönches.

Unterdessen war innerhalb der Schranken, dem Palast gegenüber, ein hohes Gerüst errichtet worden. Pförtner des königlichen Palastes, die häufig Gebrauch von ihren Stäben machten, wenn das Gedränge zu stark wurde, stattliche Leibgardisten, die das königliche Wappen in Gold gestickt auf der Brust und Hellebarden in den Händen trugen, und Lanzknechte, die beständig auf und nieder ritten, hielten den Haufen zurück und die Ordnung aufrecht. Unten um das Gerüst war eine Schaar von Trompetern in gestickten Kleidern und mit seidenen Fahnen aufgestellt. Als endlich Alles fertig war, bestiegen fünf Wappenherolde die Plattform und pflanzten sich daselbst auf, indem sie auf das Erscheinen der Lords, die sich im Parlamentsgebäude versammelt hatten, warteten. Als Diese kamen, stieß Einer der Trompeter drei Mal in's Horn, so daß die Mauern des Palastes das Echo des gellenden Tones zurückgaben. Dann lagerte sich eine tiefe Stille über die bisher so bewegte Menge; ein Herold trat vor und rief: „Edward VI., von Gottes Gnaden König von England, Frankreich und Irland, Beschützer des Glaubens und der Kirche von England, wie von Irland, entbietet seinen Gruß, — da es dem allmächtigen Gotte gefallen hat, am verflossenen Freitage zu seiner ewigen Barmherzigkeit einzuberufen den allervortrefflichsten und mächtigsten Fürsten Heinrich, edelsten und glorreichsten Andenkens, unseren theuersten, innigst geliebten Vater, dessen Seele Gott gnädig sei!" — —

Hier hielt der Herold inne, und augenblicklich blies die ganze Trompeterschaar einen so lauten und energischen Tusch, daß Aller Herzen electrisirt wurden. Dann trat Gartner vor und rief mit mächtiger Stimme: „Gott segne unseren edlen König Edward!" worauf die Luft von jauchzenden Stimmen erschüttert ward. Manch' inniger Wunsch für des jungen Königs Glück ward laut; manche alte Leute aber, die im Rufe der Weisheit standen, schüttelten bedenklich die Köpfe

und sprachen mit den Worten der heiligen Schrift: „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist!“

Mitten in diesen verschiedenen Gefühlsäußerungen, während Einige sich freudigen Erwartungen hingaben, Andere dagegen aber, verhältnißmäßig Wenige, finstere Ahnungen hegten, während die Lords, welche die Proclamation abgewartet hatten, hinweg eilten, vernahm man von Westen her fernen Kanonendonner, und es hieß, der junge König begebe sich nach dem Tower. Die Versammlung fing dann an, sich zu zerstreuen, und ein großer Theil derselben schlug die Richtung nach der alten Festung ein. Diejenigen, welche die Kosten nicht zu scheuen brauchten, nahmen in Westminster ein Boot, um stromabwärts nach London-Bridge zu gelangen; die Meisten aber gingen Charing crast, welches Edward I. seiner Gemahlin Eleonore errichtet hatte, vorbei und dann den Strand entlang nach der City. Manche der Lords bestiegen von den Privattreppen des Palastes aus ebenfalls ein Boot, während andere, um mehr Prunk entfalten zu können, mit zahlreichem Gefolge durch die Straßen ritten. Der Fluß wimmelte von Fahrzeugen aller Art in Gestalt, von der stattlichen und vergoldeten Barke mit zwei Reihen Ruderern bis zu dem winzigsten, überfüllten Nachen. Unter der Brücke in der Nähe des Towers herrschte das größte Gewühl und Gedränge. Der Strom war hier verengt, und für die kleineren Fahrzeuge erwies es sich ebenso schwierig, hier still zu liegen, als sich den Landungsplätzen zu nähern. All' die Barken, Pinnassen, Caravelen und größere Schiffe legten sich beim Tower vor Anker. Viele von ihnen hatten bemalte und vergoldete Masten und waren mit Fahnen und Wimpeln geschmückt. Unter den größeren Schiffen war die „Mary-Rose“ und der berühmte „Harry-Grace-à-Dieu,“ welch Letzterer aus dem Wasser ragte wie ein Schloß mit zwei Thürmen. Die Kanonen der Festung verkündigten nicht sobald

die Annäherung des jungen Königs, als alle diese Schiffe mit ihren Geschützen, — welche sich in damaliger Zeit nur auf dem Deck befanden, denn die Seiten des Schiffes waren nicht durchbrochen, — antworteten. Bei diesem Feuern wurden die großen Schiffe sowohl, wie Traitor's-Gate und der Alles überragende weiße Tower, auf dem die königliche Fahne flatterte, in Dampf eingehüllt.

Zu gleicher Zeit, wo die Proclamation in Westminster verlesen ward, verkündigten vier Wappen-Herolde, Namens Clarencieux, Carlisle, Windsor und Chester, die Thronbesteigung des jungen Königs in der City von London. Sie führten zur Beglaubigung ein Document mit königlichem Insiegel bei sich und waren begleitet von dem Lord-Mayor, dem Alderman und den Scheriffs in ihren Scharlach-Röcken. Hier war die Stimmung des Volkes ungetheilt: die Proclamation wurde mit endlosem Jubelrufe aufgenommen.

Als der jugendliche König, auf den die Krone übergegangen war, von dem Palaste in Enfield nach dem Tower aufbrach, begleiteten ihn seine beiden Oheime, der Oberstallmeister und eine große Anzahl von Edelleuten, Rittern, Leibgardisten, Knappen und Andere, die Alle sehr reich gekleidet waren und einen stattlichen Anblick gewährten. Edward erregte durch seine Jugend und Schönheit die Bewunderung Aller, die ihn sahen. Er trug einen Mantel von Silbertuch, mit Gold gestickt, ein Wamms von weißem Sammet, mit venetianischem Silber durchwebt und mit Rubinen und Diamanten besetzt. Eine Agraffe von Diamanten schmückte sein grünes Sammetbarett mit weißer Feder; der Gürtel war mit venetianischen Silberfäden durchwirkt und mit kostbaren Steinen und Perlenschnüren verziert; seine Halbstiefel waren gleichfalls von weißem Sammet. Sein milchweißes Roß, ein edles, leichtfüßiges Thier, trug eine Decke von rothem Atlas, mit Perlen und goldenen Blumen bestickt; die langen

Zügel waren von rothem Leder. Edward saß für seine Jahre trefflich zu Pferde; er nahm sich gut aus und versprach mit der Zeit ein ebenso vollendeter Reiter zu werden wie sein Onkel Sir Thomas Seymour. Der Anordnung des Earl's von Hertford zuwider, ritt, auf des Königs ausdrücklichen Befehl, sein Lieblingsoheim gleich hinter ihm und ward nicht selten an seines königlichen Neffen Seite gerufen. Seymour ritt einen stolzen, kohlschwarzen, augenscheinlich trefflich geschulten Araber. Er war, wie in der Regel, prächtig gekleidet und trug heute einen sammetnen, gestickten Ueberwurf und ein seidenes Wamms. Durch sein stattliches Aussehen und seine stolze Haltung stellte er alle andern Edelleute in dem Gefolge des Königs in Schatten und nächst Edward trafen ihn die meisten Blicke. Stolz auf die Auszeichnung seines königlichen Neffen schwoll seine Brust von geheimen Wünschen und er gab den Einflüsterungen seines hochfliegenden und thörichten Ehrgeizes Gehör. Wenn er zuweilen den strengen Blicken seines Bruders begegnete, so antwortete er diesen mit herausforderndem Stolze.

So passirte die königliche Cavalcade Tottenham, wo viel Volks versammelt war und wo die Geistlichkeit sich mit ihren Räuchergefäßen aufgestellt hatte, um dem vorüberreitenden jungen Könige Weihrauch zu spenden. Dann kamen andere Ortschaften, — wieder Menschenschaaren und Jubelrufe, — wieder Priester und Weihrauch. Glücklicher Weise war das Wetter, wie schon bemerkt, sehr schön, und so wurde der Effect, den der Zug machte, nicht gestört.

Nun dauerte es nicht lange mehr und die City von London kam in Sicht. Dieselbe bot in damaliger Zeit mit ihren grauen Mauern und stattlichen Thoren einen höchst pittoresquen Anblick, und besonders fiel die große Zahl der Kirchen auf, unter denen der hohe Thurm von St.-Paul alle andern stolz überragte. Hell erklangen die Glocken all'

dieser Kirchen, aber deutlich unterschied man den tiefen und lauten Ton derjenigen der Kathedrale. Gleichzeitig wurden Mörser, Falconette und Feldschlangen auf den Mauern der Stadt und an den Thoren abgefeuert. Dem jungen Monarchen machte das sichtlich Freude und er lächelte, als Sir Thomas Seymour ihm bemerkte, wie unverkennbar es sei, daß seine loyalen Unthanen, die guten Bürger Londons, ihn von Herzen willkommen hießen.

Ueber Finsbury zog die Cavalcade durch Bishopsgate in die City ein. Hier ward ein kurzer Halt gemacht, denn der Lord=Mayor — Henry Hubblethorne — und die Stadtbehörde kamen Edward entgegen und er hatte auf eine Anrede zu antworten. Als er dann langsam Bishopsgatestreet entlang ritt, wurde ihm von allen Seiten zugejauchzt und Segen auf ihn herabgewünscht. Vielleicht hatte der junge Herrscher nicht so viel Enthusiasmus erwartet, auf alle Fälle war es ihm neu, Gegenstand eines solchen Jubels zu sein, und er ward tief bewegt; aber dennoch dankte er für den herzlichen Empfang, der ihm zu Theil wurde, und grüßte wiederholt nach allen Seiten. Seine Jugend, sein anmuthiges Wesen gewann ihm Aller Herzen und Jedermann wünschte, daß ein so hoffnungsvoller Fürst nur gute Rathgeber finden möge. Man hatte nicht viel Zeit gehabt, um in der City große Vorbereitungen für den Durchzug zu treffen, aber viele Häuser waren dennoch mit Teppichen und Gold= und Silberstoffen behangen, während gestickte Kissen in den Fenstern lagen, aus denen schöne Bürgersfrauen mit ihren blühenden Töchtern auf den jungen König und dessen schönen Oheim herniederschauten.

Nahe bei der Kirche, am Ende von Gracechurchstreet kam Edward eine feierliche Procession von der Sanct=Paulskirche entgegen. Eine Menge von Leuten trug silberne Kreuze, die Priester und der Domchor waren im Ornate, ihnen folgten die Zünfte der Stadt in ihren verschiedenen Trachten.

Als die königliche Cavalcade Fenchurchstreet entlang ritt, steigerte sich der Enthusiasmus dermaßen, daß der Lärm fast betäubend wurde, und der junge Monarch ward so umdrängt, daß er kaum vorwärts kommen konnte. Aber der freundliche Ton, in welchem er die Zunächststehenden bat, zurückzutreten, erwies sich ebenso wirksam als die Hellebarden der Gardisten, die ihm Bahn zu machen suchten. Der Earl von Hertford, der immer um den Beifall der Menge buhlte, verschwendete sein Lächeln umsonst, der junge König und der prächtig aussehende Cavalier hinter ihm, nahmen ausschließlich alle Aufmerksamkeit in Anspruch und es möchte schwer zu sagen gewesen sein, welcher von Beiden zumeist bewundert wurde, obschon ohne Zweifel Edward das bei weitem größere Interesse erregte. Aber Hertford hatte den Aerger, vollständig übersehen zu werden, und Das gerade in einem Augenblicke, wo er vor allen Dingen gewünscht hätte, ein Gegenstand der Aufmerksamkeit zu sein.

Unter solchen Freudenbezeugungen, die ihren wohlthuenden Eindruck nicht verfehlen konnten, erreichte Edward Towerhill, wo die Bevölkerung durch ein starkes Detachement berittener Garde in den gehörigen Schranken gehalten wurde. Nun lag der alte Festungspalast seiner Vorfahren, wo sein Vater die Regierung begonnen hatte und wo er selbst zunächst Hof halten und den Sitzungen des Conseils beiwohnen sollte, vor ihm. Die ausgestellten Wachtposten meldeten nicht sobald das Herannahen des jungen Königs, als ihm von der Höhe des Towers ein donnernder Willkomm begrüßte. Dem Beispiele folgte das schwere Geschütz auf dem Festungsplatze an Traitor's-Gate, an dem Byward-Tower, auf den Wällen und Bastionen und fand ein Echo in den Kanonen der Schiffe, welche dicht dabei in dem Flusse vor Anker lagen.

„Da sprach „Harry-Grace-à-Dieu!" rief Seymour, „die furchtbare Stimme kenne ich."

„Ich höre diese Geschütze zum ersten Male,“ sprach Edward. „In der That sie sind gewaltig.“

„Eure Feinde finden Das auch, Sire,“ erwiderte Sir Thomas lachend. „Wenige, die den Donner dieser Kanonen einmal gehört, möchten ihn zum zweiten Male hören. Aber Ihr sollt noch mehr vernehmen. Ich sehe, die Kanoniere am Tower sind gerade bereit. Der Himmel beschütze Ew. Hoheit, daß Ihr nicht taub davon werdet.“

„Nein, ich liebe Das, Onkel,“ antwortete Edward mit knabenhaftem Entzücken. Indem er sprach, donnerte das Geschütz vom Tower wieder los; der Donner ward von den Kanonen der verschiedenen Schiffe fortgepflanzt und wieder von der tiefen Stimme „Harry's“ geschlossen.

„Das ist ein Donner!“ rief Edward mit glühendem Antlitz, „ich möchte wohl bei einer Belagerung zugegen sein, Onkel.“

„Möglich, daß Ew. Hoheit Wunsch erfüllt wird,“ antwortete Seymour. „Es scheint, die Franzosen wollen uns bald in Calais und Boulogne zu thun geben; und wenn das nicht, so werden die Schotten uns gewiß beschäftigen. Aber hier kommt der Commandant des Towers, um Euch in die Festung zu geleiten.“

Als der Donner der Geschütze verhallte, ritt Sir John Gage auf einem mächtigen, mit reicher Decke behangenen Goldfuchse aus dem Bulwark-Gate. Dicht hinter ihm folgte der Lieutenant des Towers, Sir John Markham, zwei Knappen, ebenfalls zu Pferde, und ein langer Zug zu Fuß, angeführt von dem Caplan des Towers im Ornat, mit dem Meßner, der das Kreuz trug. Dann kamen der Schließer, der oberste Aufseher der Gefangenen und andere Beamte mit vierzig Mann von der Towerwache. Diese gingen zu zwei und zwei, trugen Hellebarden und waren gekleidet in eine scharlachfarbene Livree. Auf dem Rücken war eine Rose und eine Krone gestickt.

In einiger Entfernung von dem jugendlichen Herrscher stieg Sir John ab, übergab sein Roß einem Knappen, beugte sein Knie vor Edward und hieß ihn im Tower willkommen. Der Lieutenant folgte dem Beispiele seines Vorgesetzten, worauf der Kaplan einen feierlichen Segen sprach. Nachdem Dies geschehen war, bestiegen der Commandant und der Lieutenant des Towers wieder ihre Pferde, die Gardisten machten eine Schwenkung und marschirten in derselben Ordnung, wie sie gekommen waren, zurück, während Sir John Gage dem jungen Monarchen in die Festung voranritt. Auf der steinernen Brücke, welche über den Graben zwischen dem Walle und dem By-ward-Tower führt, waren all' die angesehenen Personen versammelt, welche der Wille des verstorbenen Königs zu Mitgliedern des obern und niedern Conseils ernannt hatte, nur diejenigen ausgenommen, welche der Dienst in Anspruch nahm. Die Vornehmsten unter ihnen waren der Erzbischof von Canterbury, der Bischof von Durham und der Lord-Canzler; die beiden Ersteren waren in geistlicher Tracht, der Letztere in seinem Amtskleide, mit dem Hosenbandorden geschmückt. Statt an der allgemeinen heiteren Stimmung Theil zu nehmen, blickte Wriothesley finster darein, und nach dem strengen Ausdrucke seines Gesichtes und dem kalten Benehmen gegen seine Collegen zu urtheilen, führte er nichts Gutes gegen sie im Schilde. Es folgten der Earl von Arundel, der ehrenwerthe Lord Russel, der Earl von Essex, Brüder der Katharina Parr und die Lords St. John und Lisle. Die Meisten trugen den Hosenbandorden, und Lord Lisle war besonders prachtvoll gekleidet. Hinter ihm kamen die drei Richter in ihren Roben, Montague, North und Bromley. Sir William Paget, erster Secretair, Sir Anthony Denny und Sir William Herbert, die ersten Kammerherren, der Vicekämmerer, der Schatzmeister und verschiedene Andere bildeten den Rest der glänzenden Versammlung. Gardisten

mit Hellebarden, Trompeter, die lustige Stückchen bliesen, Standarten-, Banner- und Schildträger, Herolde in Wappenröcken schritten vorauf und die Mitglieder des Conseils traten nach beiden Seiten zurück, um den Durchgang zu gestatten.

Jetzt warf der Commandant des Towers sein Roß herum und zwang es, die ganze Brücke entlang rückwärts zu schreiten, bis es ihn unter den gewölbten Thorbogen des Byward-Tower gebracht hatte, wo Roß und Reiter, einer Statue gleich, bewegungslos stehen blieben. Als dies mit vollendetster Gewandtheit und unter lautem Beifall der auf den Wällen und Thürmen der Festung stehenden Zuschauer ausgeführt worden war, ritt der König auf die Brücke. Als er die Mitte derselben erreicht, traten die Herren vom Conseil, Cranmer an ihrer Spitze, ihm entgegen, um ihm zu huldigen. — Der Primas hielt eine kurze Anrede und schloß mit einem Segen, während dessen die Andern, Tunstal ausgenommen, niederknieten. Nach dem Segen erhoben sich die knieenden Lords und riefen wie mit Einer Stimme: „Es lebe der edle König Edward!" Derselbe Ruf ward von Sir Thomas Seymour, der sich dicht neben seinem königlichen Neffen befand, von dem Grafen von Hertford, Sir Anthony Brown und Allen, die auf der Brücke standen, mit dem größten Enthusiasmus wiederholt.

Edward dankte ihnen mit seiner klaren, wohllautenden Stimme für diese Aeußerungen der Zuneigung und Loyalität. Darauf erfolgte die feierliche Uebergabe der Towerschlüssel und zwar folgendermaßen:

Begleitet von dem ersten Schließer, der die Schlüssel auf einem gestickten Kissen trug, ritt der Commandant des Towers aus dem Thorwege auf den König zu. Die Mitglieder des Conseils traten zur Seite, der Träger der Schlüssel kniete darauf nieder und bot sie dem jungen Könige dar, welcher gnädig dankte und den Wunsch aussprach, daß sie im

Verwahrsam seines getreuen und geliebten Vetters und Rathes Sir John Gage verbleiben möchten, da er sie keinen besseren Händen anzuvertrauen wisse. Der Commandant verneigte sich darauf bis an den Sattelknopf, und ohne ein Wort weiter zu sagen, lenkte er sein Roß rückwärts durch die weit geöffneten Thore des Towers und in den unteren Theil der Festung hinein; die Herren vom Conseil traten in Reihe und Glied und folgten, ebenso der König und seine Begleiter, so daß nach einer Weile unter wiederholtem Zurufe der Menge Alle in die Festung eingetreten waren.

Dem jungen Monarchen ward, als er durch die Thore ritt, ein überraschender Anblick zu Theil. Der ganze tiefer gelegene Theil von dem Byward-Tower bis zu dem Bloody-Tower war von Bogenschützen und Arquebusieren der königlichen Garde in voller Rüstung erfüllt, — die Leute hatten sich in zwei Reihen aufgestellt: die Bogenschützen zur Rechten, die Arquebusiere zur Linken.

Es waren lauter auserlesene Männer, von großer und schlanker Statur, mit hellglänzenden Sturmhauben, Panzerhemden und Beinschienen. Hauptleute und andere Offiziere, an ihrer prächtigen Equipirung kenntlich, waren in Zwischenräumen aufgestellt. Der Anblick dieser tapferen Männer, welche in der Regel seines verstorbenen Vaters Leibwache gebildet und denselben nach Frankreich begleitet hatten, wie Sir Thomas Seymour Edward erzählte, entzückte den jungen Herrscher ungemein. Es lag ihm eine große Neigung für's Kriegswesen im Blute, und er hätte sie wohl auch durch Thaten erprobt, wenn es die Umstände gestattet. Als er jetzt so die Reihen entlang ritt und den Veteranen bewundernd zulächelte, auch gelegentlich ein Wort des Lobes sagte, das der glückliche Angeredete tief im Herzen bewahrte, prophezeihten die Tapferen, daß er ein großer Held werden würde.

So kam Edward auf seinem Wege an den finstern Thorweg des Bloody-Tower, sah die mächtigen Zähne des eisernen Fallgitters, vermittelst dessen der Thorweg abgesperrt wurde, wandte sich, indem er den Hügel hinanritt, zur Rechten und betrat einen Hof, der sich in damaliger Zeit zwischen dem weißen Tower und dem Palaste befand und der jetzt gedrängt voll war von all' Denen, die sich an dem Zuge betheiligt hatten.

Hier stieg der König ab und ward in feierlichster Weise in den Palast geleitet.

---

8 *

Drittes Kapitel.

Wie der Earl von Hertford zum Protector des Reichs und zum Oberhofmeister des Königs während dessen Minderjährigkeit ernannt wird.

Kurz nachdem Edward sich in den Tower begeben hatte, und während er sich bereit hielt, alle die geistlichen und weltlichen Lords zu empfangen, welche herbeigeeilt waren, um den Huldigungseid zu leisten, fand in der kleineren Rathskammer des weißen Tower (die jetzt als Staatsarchiv dient) eine Conferenz Statt, an welcher nur die Mitglieder des oberen und niederen Conseils Theil nahmen. Die Mitglieder des letzteren hatten kein Stimmrecht, sie nahmen nur an der Berathung Theil.

Bei Eröffnung der Versammlung stellte der Lord-Canzler einen Antrag, für den er seine besonderen Gründe hatte. Er verlangte, daß Alle schwören sollten, jeden Satz und jeden Artikel in dem Testamente und letztem Willen ihres verstorbenen Königs und Herrn unverändert aufrecht zu erhalten.

Obschon dieser Antrag Manchem nicht behagte, so waren doch keine Einwendungen zu machen, und der Schwur ward sonach geleistet.

„Der Eid ist geschworen," murmelte Wriothesley mit

einem Blicke auf Hertford. „Wollen sehen, wer es wagt ihn zu brechen.“

Er brauchte nicht lange zu warten; denn Sir William Paget, erster Secretair und Hertford's Hauptverbündeter, stand auf und bat um's Wort.

„Bevor wir weiter gehen, Mylords und Gentlemen,“ sprach er, „muß ich bemerken, daß es eine höchst umständliche und besonders der fremden Gesandten wegen lästige Sache wäre, wenn sie bei jeder Gelegenheit sich an sechszehn Personen zu wenden hätten, die alle mit derselben Gewalt bekleidet sind. Ich schlage deßhalb als vorläufige Maßregel vor, daß wir aus unserer Mitte den Würdigsten und tüchtigsten zum Präsidenten erwählen und ihm den Titel Lord-Protector des Reichs verleihen. Auf diese Weise wird die Erledigung der Geschäfte unendlich rascher von Statten gehen, ohne daß die Regierungsform geändert wird, denn es muß dem Lord-Protector die Bedingung gestellt werden, daß selbiger nur unter Mitwirkung des gesammten Conseils handeln darf.“

„Euer Antrag kann nicht berücksichtigt werden, guter Herr Secretarius,“ rief der Lord-Canzler, indem er aufstand. „Er steht in directem Widerspruche mit dem Willen des verstorbenen Königs, dessen Aufrechterhaltung Ihr eben beschworen und den Ihr in keinem Titelchen verletzen dürft, ohne Euer Wort zu brechen. — Wir wollen weder einen Präsidenten, noch einen Lord-Protector. Von Seiten unseres königlichen Herrn ist eine solche Ernennung nicht geschehen, Niemand kann Das behaupten. Uns Allen ward gleiche Gewalt gegeben, und ich werde mich weigern, auch nur einen Theil derselben abzutreten — sei es, an wen immer.“ Und dabei blickte er drohend zu Hertford hinüber, der aber in Betreff des Resultates vollkommen ruhig schien.

„Wenn nun unsere Wahl auf Euch fiele, Mylord,

würdet Ihr dann auch so viel Einwendungen machen?“ fragte Sir Richard, ebenfalls ein Anhänger Hertford's.

„Das wird sie nicht!“ erwiderte Wriothesley. „Ich weiß, daß Ihr nicht daran denkt, mich zu wählen, Sir Richard; aber wenn auch, gesetzmäßig dürftet Ihr es nicht, und ich würde das Amt eines Lord-Protectors nicht annehmen, wenn es mir angeboten würde, denn ich weiß, daß es den Absichten unseres verstorbenen Herrn und Königs zuwiderliefe, wenn Einer von uns mehr Macht besäße, als die Andern. Ihr müßt den letzten Willen nehmen, wie er ist — nicht wie Ihr ihn haben möchtet.“

„Fern sei es von mir, irgend Etwas vorzuschlagen, was der wirklichen Absicht und Meinung unseres vielbeweinten Herrn zuwiderliefe,“ sprach Paget, „aber es liegt im Interesse des Geschäftsganges und der Regierung im Allgemeinen, daß wir ein Oberhaupt haben, sonst wird die heilloseste Verwirrung entstehen. Da übrigens der Lord-Protector keine andere Gewalt haben wird, als eine solche, die von uns Allen ausgeht, so kann ich in der Ernennung nichts Schlimmes sehen — nur Gutes. Ich bitte deßhalb um Eure Stimmen für Seiner Majestät ältesten Oheim, den Earl von Hertford, den ich für die geeignetste Person halte, unser Präsident zu sein. Verleihen wir ihm den Titel eines Lord-Protectors, und da er der nächste jetzt lebende Verwandte des Königs ist und mehr als irgend ein Anderer Seiner Majestät Interesse sich angelegen sein lassen muß, so könnt Ihr nichts Besseres thun, als ihn zum Oberhofmeister des Königs bis zu dessen Mündigkeit zu ernennen.“

„Es kann nicht sein, sage ich!“ rief Wriothesley, indem er wüthend mit dem Fuße auf den Boden stampfte. „Ich gebe nie meine Stimme dazu, und zum Wenigsten müßte die Wahl einstimmig sein.“

„Das nicht, Mylord. Stimmenmehrheit genügt,“ sagte Paget.

„Seid ruhig, ich bitt' Euch, Mylord,“ sagte Sir Anthony Brown leise zu dem Lord-Canzler. „Eure Opposition nützt Euch zu Nichts, aber Eure Zustimmung macht Euch zum Earl von Southampton.“

„Eh! — so?“ — rief Wriothesley, sich plötzlich besänftigt niedersetzend.

„Geht ruhig weiter,“ flüsterte Sir Anthony dem Lord Paget zu, „ich habe dem Lord-Canzler mit einer Grafschaft den Mund gestopft.“

„Das ist gut,“ erwiderte der Andere im selben Tone und fuhr dann gegen die Versammlung gewendet fort: „Wenn ich recht verstehe, Mylords und Gentlemen, so seid Ihr einverstanden, Mylord von Hertford zum Conseils-Präsidenten zu ernennen mit dem Titel Lord-Protector des Reichs und Oberhofmeister des Königs während seiner Minderjährigkeit. Ich bitte, Eure Stimmen abzugeben.“

„Wartet einen Augenblick!“ unterbrach ihn der Lord-Canzler, indem er sich abermals erhob. „Fügt Eurem Antrage die Bedingung hinzu, daß der Lord-Protector Nichts unternehmen darf ohne die Zustimmung der andern Räthe, und ich gebe meine Opposition auf.“

„Das war auch meine Meinung, Mylord, und ich danke Euch für die Andeutung,“ antwortete Paget, indem er sich verbeugte. — „Stimmen Alle bei?“ fügte er hinzu.

Darauf erhoben sich die Uebrigen und riefen einstimmig, Keiner eigne sich besser zum Lord-Protector, als der Earl von Hertford, und sie Alle seien mit der Ernennung einverstanden.

„Ich kümmere mich nicht um weltliche Angelegenheiten,“ bemerkte Cranmer, „ich verstehe Nichts davon, aber ich habe dem Mylord von Hertford meine Stimme gegeben, weil ich überzeugt bin, daß er die Regierungsgeschäfte mit Einsicht und Weisheit führen, und daß er keine Anstrengungen scheuen

wird, um die Kirchenlehre zu läutern und das wahre Christenthum herzustellen."

„Ich habe der Ernennung des Mylord von Hertford in der Ueberzeugung beigestimmt," sagte Tunstal, „daß der Staat eines Hauptes bedarf, und dann auch in dem festen Glauben, daß kein Besserer mit dem Amte betraut werden kann, als er. Aber da ich treu dem alten Glauben anhänge, obwohl ich um des lieben Friedens willen in manche Neuerungen des verstorbenen Königs gewilligt habe, so bin ich doch entschieden gegen jede fernere Kirchenreform, wie man es zu nennen beliebt, und ich würde meinen Irrthum auf's Tiefste bedauern, wenn der Lord-Protector die ihm eben verliehene Gewalt dazu mißbrauchen würde, uns noch mehr mit dem römischen Stuhle zu verfeinden und die Spaltung zu erweitern, die unglücklicher Weise in der Kirche entstanden ist."

„Fürchtet Nichts, Mylord Durham," sprach Wriothesley, „die Sache Rom's hat zu mächtige Stützen im höchsten Conseil an Euch selbst, an den Mylords von Arundel und St. John, an Sir Edward Wotton, Sir Anthony Brown und Doctor Nicolas Wotton; und in dem andern Conseil an Sir John Gage, Sir William Petre, Sir John Baker und Sir Thomas Cheyney. Ich sage Nichts von mir selbst, — aber auf meinen Eifer könnt Ihr zählen. Wir werden jedem ferneren Eingriffe in unseren Glauben Widerstand leisten, ernsten Widerstand."

„Ihr habt sowohl meine Gefühle ausgesprochen, Mylord, wie die aller andern Freunde des Glaubens," sagte Sir Anthony Brown, „wir wollen die Kluft ausfüllen, die uns von Rom trennt, nicht aber erweitern."

„Nein, meine guten Lords," nahm Hertford mit sanft und versöhnlich klingender Stimme das Wort, „laßt keine Uneinigkeit unter uns sein." Dann fügte er hinzu, indem er sich nach allen Seiten hin verbeugte: „Nehmt, ich bitte Euch,

Alle meinen herzlichsten Dank für das hohe und wichtige Amt, mit welchem Ihr mich betraut habt. Mein ganzes Bestreben soll dahin gehen, Euch zufrieden zu stellen, die Differenzen auszugleichen, nicht zu vermehren; ich werde gemäßigt und duldsam, kein Eiferer, kein Fanatiker sein; und wie könnte ich irre gehen, da Eure Gesammtmeinung mich führen und leiten wird?" Da diese Rede den gewünschten Eindruck machte, so fuhr der Lord-Protector fort: „Und nun, Mylords und Gentlemen, liegt eine Sache vor, die Manchen von Euch mitbetrifft und auf die ich gleich Eure Aufmerksamkeit lenken muß, wenn auch die vollständige Erledigung nothwendiger Weise auf eine andere Zeit vertagt werden muß. Wie Ihr Alle ohne Zweifel wißt, befindet sich in dem Testament des verstorbenen Königs eine Clausel, die uns, seine Testamentsvollstrecker, betrifft, und die alte Versprechungen zu erfüllen bestimmt ist. Es ist nothwendig, daß wir uns ohne Zögern überzeugen, worin diese Versprechungen bestanden. Zu dem Ende werde ich Einen aufrufen, der Seiner Majestät Vertrauen im höchsten Grade besaß und Gelegenheit hatte, Dero Willen kennen zu lernen. Ich wende mich an Euch, Sir William Paget, und wünsche, daß Ihr, soweit als möglich, uns des Königs Absichten darleget."

„Ich kann Eure Fragen leicht beantworten, Mylord," antwortete der erste Staatssecretair, „denn ich besitze ein Buch, in dem sich des Königs Wünsche von meiner eigenen Hand verzeichnet finden. Seine Majestät controlirte selbst dies Buch und unterzeichnete das Memorandum. Hier ist es," fügte er hinzu, indem er das Buch hervorzog. „Hieraus werdet Ihr erfahren, welche Ehren und Belohnungen er seinen getreuen Dienern zugedacht. Hier werdet Ihr es geschrieben finden, daß der Earl von Hertford zum Lord-Großschatzmeister und Reichs-Marschall ernannt wird, mit dem Titel: Herzog von Sommerset, — sein Sohn

wird Earl von Hertford. Um dem Herzog und seinem Sohne diese Titel entsprechend zu dotiren, sollen ihnen die Revenüen desjenigen Bisthums zufallen, welches zunächst eingezogen wird."

„Das wird Durham sein," bemerkte Tunstal. „Seine Majestät hat Mitgliedern der hohen Geistlichkeit gegenüber eben so wenig Scrupel bewiesen, als in Betreff der Klöster."

„Nein, Mylord, ich glaube nicht, daß meine Revenüen aus Eurer Diöcese herfließen werden," sagte Hertford, „obgleich sie die reichste und größte im ganzen Königreiche ist. Was ferner, guter Herr Secretarius?"

„Der Earl von Essex soll Marquis von Northampton werden," fuhr Paget fort; „Lord Lisle Earl von Warwick; Lord Wriothesley" — und er machte eine Pause, um einen Blick nach dem Canzler hinzuwerfen, „Earl von Southampton; Sir Richard Rich Baron Rich; und Sir Thomas Seymour Baron Seymour von Sudley, Lord-Admiral von England."

Letztere Ankündigung wurde mit großem Applaus aufgenommen, besonders von den Mitgliedern des niedern Conseils, und Seymour wurde herzlich beglückwünscht. Er selbst aber sah mißvergnügt aus und hielt die Rangerhöhung offenbar für ungenügend. Einer aber in dem obern Conseil fühlte sich durch Seymour's Ernennung förmlich beleidigt, nämlich der bisherige Admiral, Lord Lisle.

„Was ist Das?" rief er ärgerlich. „Soll ich mein Amt verlieren?"

„Nun, um etwas Besseres zu bekommen," antwortete der Lord-Protector. „Tretet Euer Patent zu Gunsten meines Bruders ab, und ich werde Euch mit dem Amte eines Großkämmerers bekleiden, das ich selbst inne habe."

„Mit dem Tausche bin ich sehr zufrieden, Mylord," er=

widerte Lisle, und seine mürrische Miene verwandelte sich in Lächeln.

„Und wie steht's mit Sir John Gage?" fragte der Lord-Protector. „Keine Standeserhöhung für ihn?"

„Er ist nicht erwähnt," antwortete Paget, mit dem Kopfe schüttelnd.

„Das freut mich zu hören," ließ sich die Baßstimme des Tower-Commandanten an dem äußersten Ende des Saales vernehmen.

„Ist Euch denn kein Titel verliehen, guter Herr Secretarius?" fragte der Lord-Protector.

„Eure Lordschaft wird sehen, wenn Ihr geruhet, in dies Buch zu blicken," erwiderte Paget.

„Ich hatte gerade die Wache," sagte Sir Anthony Denny, als dies Memorandum abgefaßt wurde, und bemerkte Seine Majestät, daß der Herr Secretarius an Alle denke, nur nicht an sich, worauf der König mich niederschreiben hieß, daß ihm eine Revenüe gezahlt werden solle, wie Ihr sie in dem Buche verzeichnet findet."

„Allen, welche der König zu belohnen gedachte," versetzte Paget, „sind Revenüen zugewiesen. Sie sollten aus den verwirkten Besitzungen des Herzogs von Norfolk gezogen werden, aber dieser Plan ist von Seiten des Herzogs vereitelt worden, der, wie Ihr wißt, Seine Majestät bewog, die Besitzungen auf dessen Sohn, unsern jetzigen Herrscher, zu übertragen. Folglich müssen die Revenüen aus andern Quellen herfließen."

„Alles soll mit der Zeit geordnet werden," sprach der Lord-Protector. „Nach der Krönung Seiner Majestät sollen die Ernennungen geschehen, wie sie der Wille des verstorbenen Königs bestimmte. Bis dahin müssen die Ungeduldigen sich gefallen lassen, zu warten. Und nun, Mylords und Gentlemen, gehen wir zum Könige, der im Audienzsaale

sein wird. Ich bitte Euer Ehrwürden mit mir zu gehen."

Letzteres sprach er zu dem Erzbischof von Canterbury, der jedoch zurücktrat und ihm den Vortritt ließ. Die übrigen Mitglieder beider Conseils folgten.

Viertes Kapitel.

Wie der jugendliche König von dem Lord-Protector zum Ritter geschlagen wird; und wie der König den Lord-Mayor von London zum Ritter schlägt.

In der Rathskammer des weißen Towers gab der junge Edward zum ersten Male Audienz. Jene ist ein großer, noch vorhandener Saal, und würde vielleicht nicht seines Gleichen haben, wenn nur die Höhe der Länge und Breite entspräche. In seiner Art ist der Saal sehr schön; die schwere und massive Decke von getäfeltem Holz wird von einer doppelten Reihe eiserner Pfeiler getragen. Ringsum laufen gewölbte Gallerien, die in die dicken Wände hineingehauen sind, mit großen, halbrunden Oeffnungen, durch die das Licht fällt.

Der Audienzsaal, wie man ihn damals nannte, war für die heutige Ceremonie besonders geschmückt und sah prächtig aus; auch war er keineswegs zu groß für die große Anzahl geistlicher Würdenträger, Edelleute, Ritter, städtischer Beamten — Lord-Mayor, Aldermen und Sherifs — Knappen, Diener, Pagen, Leibgardisten, Wappenherolde, Lakaien, Trompeter und Anderer, die sich im Saale befanden. Er war im Gegentheile so überfüllt, daß auch die vorhin erwähnten steinernen Gallerien mit benützt werden mußten.

Kostbare Teppiche hingen an den Wänden, und die Pfeiler waren mit Golddurchwirkten Stoffen verziert. An den Seiten und unter der Decke waren eine Menge von Wappenschildern und Fähnchen in den verschiedenen Farben der königlichen Besitzungen angebracht, während der Fußboden dicht mit Binsen bestreut war.

An dem oberen Ende befand sich ein Thronhimmel, unter dem auf einer drei Fuß hohen Estrade der junge König saß. Vor dem Throne war, durch seidene Schnüre abgegrenzt, ein weiter Raum gelassen; am Ausgange dieses Platzes stand der Vicekämmerer, am Eingange der Ceremonienmeister.

Einstweilen befanden sich nur zwei Personen auf diesem reservirten Platze, der Erzbischof von Canterbury und der neue Lord-Protector. In seiner Eigenschaft als Großkämmerer stand Hertford an der rechten Seite des Königs, den Stab, das Zeichen seines Amtes, in der Hand, während der Primas den Platz zur Linken einnahm.

Es war ein Moment äußerster Erregung für den jungen König, dessen Brust bewegt war wie nie zuvor. Aber trotzdem behauptete er seine äußerliche Fassung und spielte die neue und schwierige Rolle in einer Weise, die allgemein bewundert wurde. Einmal oder zweimal blickte er furchtsam nach seinem Oheim, dem Lord-Protector, hin und wünschte Sir Thomas Seymour an dessen Stelle, aber Hertford's wohlwollendes und hofmännisches Lächeln beruhigte ihn schnell. Edward's Antlitz war geröthet, seine Augen leuchteten und sein Puls ging rasch. Obgleich seine Haltung vielleicht der Majestät entbehrte, welche die Jahre allein zu verleihen im Stande sind, hatte sie dagegen etwas unendlich mehr Reizendes in der fast kindlichen Grazie und in dem liebenswürdigen und unbefangenen Ausdrucke seiner Gesichtszüge.

Die Königin-Wittwe, die, umgeben von ihren Edel-

damen — der Marquise von Dorset, der Gräfin Hertford, Lady Herbert, Lady Thyrwitt und Anderen, — unter einem kleineren Baldachin an der rechten Seite des Saales saß, blickte Edward mit fast mütterlicher und stolzer Liebe an. In die Einsamkeit, in die sie sich nach dem Ableben ihres königlichen Gemahls zurückgezogen hatte, war eine Einladung an sie ergangen, und sie wohnte vorläufig im Tower.

Nachdem nun alle nothwendigen Präliminarien erledigt waren, trat das ganze Conseil, den Lord-Canzler an der Spitze, in den abgesperrten Raum, und indem sie Einer nach dem Andern an Edward, der sich erhoben hatte, vorüberzogen, knieten sie nieder, küßten die Hand des jungen Monarchen und sprachen den Huldigungseid. Eine solche Ceremonie muß unter allen Umständen von Interesse sein, aber war es vielleicht nie mehr als in diesem Falle, wo die Jugend und Schönheit des Fürsten ihr einen besonderen Reiz verliehen.

Als Sir Thomas Seymour sich Edward näherte, der bisher noch nicht gesprochen hatte, sagte er: „Ihr habt mir schon Treue geschworen, lieber Onkel."

„Ihr gedenkt Dessen, mein gnädiger Herr?" erwiderte Seymour. „Aber jener Schwur, den ich heilig halten werde, soll mich nicht abhalten, Euch auch noch den Eid als Unterthan zu leisten." Und niederknieend, erfüllte er dieselbe Ceremonie wie die Andern, nur vielleicht noch inbrünstiger.

Nachdem das ganze Conseil dem Könige Treue geschworen hatte, trat der Lord-Canzler vor, machte Edward eine tiefe Verbeugung und meldete ihm mit lauter Stimme, die in dem ganzen, großen, gedrängt vollen Saale zu vernehmen war, daß der Graf von Hertford einstimmig zum Lord-Protector ernannt worden sei.

„Ihr habt wohl gethan," entgegnete Edward. „Ich

billige die Wahl des Conseils. Aber Ihr habt noch mehr zu sagen. Fahrt fort, Mylord."

„In Anbetracht der großen Jugend Eurer Hoheit," antwortete Wriothesley, „haben wir es für nöthig erachtet, einen Oberhofmeister Eurer königlichen Person während Eurer Minderjährigkeit zu ernennen."

„Das freut mich," sagte Edward, sein Auge auf Sir Thomas Seymour heftend, „und Ihr habt gewählt —"

„Wie Ew. Majestät ohne Zweifel errathen wird, haben wir den Grafen von Hertford dazu erwählt," sprach Wriothesley.

„Was?" rief Edward, nicht im Stande, seine Enttäuschung zu verbergen. „Himmel! Das habe ich nicht erwartet!"

„Gefällt Ew. Hoheit unsere Wahl nicht?" fragte der Lord-Canzler mit geheimer Schadenfreude. „Graf Hertford ist Euer Oheim."

„Aber ich habe noch einen Oheim!" rief Edward heftig. „Ihr hättet ihn wählen können!"

„Bei meiner Seele, der Junge ist seines Vaters echter Sohn," flüsterte Sir John Gage dem neben ihm stehenden Seymour zu, „er wird Euch zum Hofmeister bekommen."

„Er wird es, wenn man ihm seinen Willen läßt," antwortete Sir Thomas zweifelnd.

„Und er wird ihn haben, wenn er darauf besteht," sagte der Commandant.

Als der junge König so deutlich seine Gefühle und Neigungen an den Tag legte, wechselten einige der Herren vom obern Conseil bedeutungsvolle Blicke und schienen in ihrem Beschlusse wankend zu werden. Schon hielt Seymour den großen Wurf für gelungen. Der Lord-Protector schaute unbehaglich darein, aber Cranmer kam ihm zu Hülfe.

„Ich kann Ew. Hoheit Vorliebe für den jüngeren Oheim leicht begreifen," sagte der Primas zu dem jungen König;

„aber durch Alter, Erfahrung und hohen Rang eignet der Graf von Hertford sich von Beiden am Besten, Euer Hofmeister zu sein."

„Dem letzteren Mangel könnte leicht abgeholfen werden, Ew. Ehrwürden," antwortete Edward in beleidigtem Tone, „obschon ich Sir Thomas nicht so leicht Mylord Hertford's Alter und Erfahrung zu verleihen vermag. Aber sei es, wie Ihr wollt. Ihr wißt am Besten, was gut für mich ist. Ich danke Ew. Ehrwürden, sowie den Lords und Gentlemen des Conseils für Ihre Mühe."

So waren Seymour's Hoffnungen plötzlich zunichte gemacht. In Etwas aber tröstete ihn ein beredter Blick seines königlichen Neffen, — ein Blick, der auch der Wachsamkeit des Lord-Protectors nicht entging.

„Kann ich nicht Oberhofmeister sein, so werde ich auf alle Fälle einen unbegrenzten Einfluß auf ihn haben," sagte sich Seymour.

Nachdem diese Angelegenheit erledigt war, zog sich der Lord-Canzler mit dem Conseil zurück. Ihnen folgten die geistlichen Lords, angeführt von Gardiner, als dem vornehmsten Prälaten. Da Tunstal mit dem Conseil gegangen war, folgte dem Bischof von Winchester Doctor Bonner, Bischof von London, und Doctor Bush, Bischof von Bristol, schloß die lange Reihe kirchlicher Würdenträger.

Dann kamen die weltlichen Lords, voran der Marquis von Dorset. Die Grafen von Oxford, Shrewsbury, Derby und Sussex folgten. Jeder Edelmann rief, indem er nach der Huldigung wieder aufstand, mit lauter und ernster Stimme: „Gott erhalte Ew. Hoheit!" Dann kamen Lord Morley, Lord Dace-of-the-North und die Lords Ferers, Clinton, Grey und Scorpe. Diesen folgten die Lords Abergavenny, Conyers, Latimer, Fitzwalter und Bray, nebst einer Menge Anderer, die wir unmöglich Alle aufzählen können; ebensowenig die lange Reihe

von Rittern und Esquires, welche nach einander dem jungen Herrscher huldigten.

Es genüge zu erwähnen, daß sich unter Denjenigen, die Treue schwuren, der Lord-Mayor von London, die Aldermen und die Sherifs in ihren Scharlachröcken befanden.

Edward bat die städtischen Behörden, einen Augenblick zu verweilen, und indem er vom Throne herunterstieg, bat er seinen ältesten Oheim, ihn zum Ritter zu schlagen.

Der Lord-Protector zog darauf sogleich sein Schwert und schlug damit den König zum Ritter; worauf der junge Monarch seines Oheims Schwert nahm, dem Lord-Mayor niederzuknien befahl, ihn mit dem Schwert kräftig auf die Schultern schlug und ihn dann als Sir Henry Hubbletherne aufstehen hieß.

Da der Lord-Mayor eine sehr corpulente Person war, so ward es ihm schwer, wieder in die Höhe zu kommen, aber nachdem es ihm mit großer Mühe gelungen war, stammelte er dem jugendlichen Könige seinen Dank, während Dieser sich kaum des Lachens ob der Verlegenheit Jenes enthalten konnte.

Dann stieg der junge Monarch wieder mit Leichtigkeit die Stufen des Thrones hinan, und im selben Augenblicke, als er der Versammlung das Antlitz zukehrte, riefen Alle: „Gott erhalte unsern edlen König Edward!"

Die Trompeter bliesen Tusch.

Dann nahm der junge König mit vieler Würde das Barett ab und stand aufrecht vor ihnen Allen.

Es trat augenblicklich Stille ein — man hätte können eine Nadel fallen hören. Und dann sprach der König in einem Tone, der in Aller Herzen drang und Gefühle der Treue und Ergebenheit wach rief, folgendermaßen:

„Wir danken Euch Allen, Mylords, von Herzen! Wer hinfort irgend ein Anliegen an uns hat, der sei herzlich willkommen."

Wieder wurde Tusch geblasen. Kanonen antworteten. Und so war die Ceremonie beendet.

Ein großes Bankett folgte, dem alle Lords beiwohnten. Die Königin-Wittwe saß zur Rechten des Königs, der Lord-Protector zu seiner Linken.

Die Mitglieder der beiden Conseils, nebst vielen Edlen, Rittern und Gefolge, blieben die Nacht hindurch und noch länger im Tower.

Fünftes Kapitel.

Wie König Edward früh Morgens in den Garten des Tower geht. Wie er dort der jungen Lady Jane Grey begegnet, und von der lehrreichen Unterhaltung, die zwischen Beiden geführt ward.

Während der letzten Regierungsjahre Heinrich's VIII. war der Tower wenig mehr gewesen als ein stark befestigtes, wohlverwahrtes Staatsgefängniß. Die Kerker waren gefüllt mit Märtyrern der schrecklichen „Sechs Artikel" und mit andern Staatsgefangenen; die großen Gemächer des Palastes aber waren geschlossen, und die Rathskammer im Weißen Tower wurde selten benutzt. Der grausame König hatte seinen Fuß nicht wieder in die Festung gesetzt, seit die unglückliche Katharine Howard ihr Haupt auf den Block gelegt. Wohl mochte er den Tower meiden, denn die Steine derselben würden Rache geschrien haben. Wie hätte er den Platz vor der St. Petri-Kapelle überschreiten können, ohne die blutgetränkte Stelle wahrzunehmen, wo der Sage nach kein Gras wachsen wollte, ohne der beiden liebreizenden Frauen zu gedenken, die hierhin zum Tode geführt wurden und ihn vergebens um Gnade angefleht hatten. Wie hätte er die vielen Thürme des inneren Hofes ansehen können, ohne der Hunderte zu gedenken, die dort eingekerkert waren? Für ihn mußte der Tower voll

gräßlicher Erinnerungen sein, — Erinnerungen an die Edlen, Guten, Weisen, Schönen und einst Geliebten, die er hier in strenger Haft hielt oder dem Henker überliefert hatte. Wenn sie alle hier hätten versammelt sein können, die auf seinen Befehl zum Tode durch das Beil oder am Pfahle abgeführt worden waren, so möchten sie wohl den großen Platz gefüllt haben. Kein Wunder also, daß Heinrich, wie taub er auch gegen die Stimme des Gewissens war, den Schauplatz seiner Missethaten scheute.

Aber die finstere Wolke, die so lange über der Blutbefleckten Veste gehangen, und sie für Jedermann zu einem Anblicke des Grauens gemacht hatte, war nun auf eine Weile verschwunden, und von dem Festgelage hallten Töne der Lust und Freude in die Höfe nieder. Alle Staatsgemächer des Palastes — die jetzt zum Unglück für den Antiquitätenliebhaber spurlos verschwunden — waren geöffnet und neu decorirt worden. Im Tower ward nun Hof gehalten, und so groß war der Zudrang von Besuchern, welche die Huldigung hieherführte, daß jedes benutzbare Zimmer der Festung einen Bewohner hatte, ja manche Zimmer — und zwar nicht eben die größten — mehre.

Aber nicht nur Gäste waren in dem Palaste und in den verschiedenen damit zusammenhängenden bewohnbaren Räumen, sondern auch die militärische Besatzung des Towers war verdreifacht worden. Die Vorsicht wurde der Sicherheit des jungen Königs willen getroffen. Nicht, daß man einen Aufstand fürchtete, aber es war Das zu jener Zeit so Brauch bei der Thronbesteigung eines neuen Fürsten. So war, abgesehen von den Edelleuten mit ihrem Gefolge, der Tower dermaßen mit Bogenschützen und Arquebusieren angefüllt, daß es zu verwundern war, wie so viele Menschen untergebracht wurden. Die Bastionen starrten von Kanonen, und die Wälle waren mit Bewaffneten überfüllt. Gardisten paradirten auf

dem äußeren Platze, während Haufen von Dienstleuten, Sergeanten, Marschällen, Aufwärtern und Ceremonienmeistern, Kammerdienern, Sängern und Lakaien sich in den inneren Höfen befanden. Drinnen und draußen war alles Unruhe und Leben. Und wenn die unglücklichen Gefangenen, die noch in den Kerkern schmachteten, nicht an der allgemeinen Freude Theil nahmen, so störten sie diese doch auch nicht, denn Niemand, außer den Kerkermeistern, kümmerte sich um sie.

Früh am andern Morgen nach Edward's Ankunft, während in der Festung das ungewöhnliche, eben beschriebene Treiben herrschte, wandelte Derjenige, der all' diesen ungewohnten Spectakel veranstaltete, fast allein in dem zum Palaste gehörigen Garten umher. Garten und Palast sind seitdem längst verschwunden, aber zu jener Zeit war der dreieckige Platz zwischen Lanthorn-Tower, Salt-Tower und Well-Tower in der That ein hübscher Garten. Jene Thürme und die hohe ihn einschließende Mauer beengten freilich die Luft daselbst, aber er hatte zierliche Beete, eine beschnittene Taxusallee und einen Springbrunnen, und es prangten in ihm zwei oder drei schöne Buchen und ein alter Maulbeerbaum. Man erinnere sich indeß, daß es Winter war, und folglich erschien der Garten nicht zu seinem Vortheile. Die Bäume waren kahl, das Wasser in der Fontaine gefroren, die beschnittene Allee mit Reif bedeckt. Wenn der Tower als königliche Residenz benutzt wurde, diente der Garten zur ausschließlichen Benutzung des Königs. Edward hatte deshalb keine Störung zu fürchten, während er hier spazieren ging.

Trotz der Ermüdung und Aufregung, die der vorhergehende Tag mit sich gebracht, hatte Edward lange vor Tagesanbruch sein Lager verlassen, und nachdem er seine Andacht verrichtet und eine Predigt seines Kaplans, die einige Zeit dauerte, angehört hatte, begab er sich auf einem geheimen Wege, in Begleitung eines einzigen Kammerdieners, zu dem

Palastgarten, wo er glaubte, ungestört zu sein. Der fleißige junge Monarch, der nie einen Augenblick Zeit verlor, suchte diesen stillen Ort nicht blos auf, um sich Bewegung zu machen, sondern er studirte im Auf- und Niedergehen die „Institutionen des Justinian," während sein Begleiter ein anderes dickes Buch, nämlich des ehrenwerthen Bracton's Abhandlung „De legibus et consuetudinibus Angliae" zum gelegentlichen Aufschlagen mit sich trug. Edward war in einen grünen, mit Zobel besetzten Sammetmantel gekleidet und schien die Kälte nicht halb so sehr zu empfinden, wie sein Begleiter, sondern spazierte, in sein Buch vertieft, als ob es ein schöner Junimorgen gewesen wäre, auf und nieder, zuweilen still stehend, wenn ihn irgend eine Stelle frappirte.

Sein Begleiter, den er „John Fowler" anredete, hatte in der äußeren Erscheinung nichts sonderlich Bemerkenswerthes. Er war kurz und dick, nicht häßlich, und trug einen spitzen, röthlichen Knebelbart. Er liebte gute Mahlzeiten, und sein rothes Gesicht hatte in der Regel einen jovialen, drolligen Ausdruck. Jetzt aber sah sein Antlitz erfroren aus, seine große, mit verschiedenen Auswüchsen gezierte maulbeerfarbene Nase war ganz blau vor Kälte, und er vermochte kaum ein Zähnklappern zu unterdrücken. Er wagte nicht zu klagen, und — genöthigt still zu stehen, wenn sein Herr still stand, mußte er zusehen, wie er die Circulation seines Blutes im Gange erhielt. Wie sehnte sich Master Fowler, während Edward in seinem Justinian vertieft war, nach dem großen Kamine voll brennender Scheite in der Halle zurück, den er soeben verlassen hatte! Wie gelobte er, sich mit einem kräftigem Trunke heißen Sects, mit einem reichlichen Frühstück von Schweinerücken, gebratenem Capaun und Wildpastete für die Leiden des Augenblicks zu entschädigen! Fowler hatte den Posten, den er jetzt bekleidete, schon zu Lebzeiten des verstorbenen Königs inne gehabt. Der Lord-Protector setzte großes

Vertrauen in ihn, und er hatte die Stelle in Edward's Nähe bekommen, um über dessen Thun und Lassen dem Oheim zu berichten. Ob Fowler das in ihm gesetzte Vertrauen rechtfertigte, wird die Zukunft lehren.

Ungefähr eine Stunde war so vergangen, und all die tröstlichen Phantasiegebilde, die dem halberfrornen Gentleman vorschwebten, lagen in ebenso weiter Ferne als zuvor. Der junge König war noch immer mit seinem Justinian beschäftigt und schien nicht daran zu denken, in den Palast zurückzukehren. Edward war an eine schwierige Stelle gekommen und sann gerade über einen verwickelten Satz nach, als eine andere Person den Garten betrat. Es war ein junges Mädchen von außerordentlicher Schönheit, gleich dem Könige in einen Pelzmantel gekleidet, um ihre zarte Gestalt gegen die Unbill des Wetters zu schützen, und gleich Jenem hatte auch sie ein Buch in den Händen, von dem sie nicht aufblickte, so daß sie in der That den jungen Monarchen und seinen Begleiter nicht zu bemerken schien. Edward ward ihres Näherkommens ebenso wenig gewahr und schaute kein einziges Mal auf und nach ihr hin.

Der Kammerdiener wäre verpflichtet gewesen, den schönen Ankömmling von der königlichen Gegenwart in Kenntniß zu setzen; aber entweder fror er zu sehr, um gehörig seine Schuldigkeit zu thun, oder er war neugierig zu sehen, was folgen würde; denn er ließ es bei einem leisen Hüsteln bewenden, und that weiter Nichts, um ihr Weiterschreiten zu verhindern, als der König jenes nicht bemerkte.

Jetzt war das schöne Wesen in geringer Entfernung von Edward. Dieser hörte Fußtritte, erhob die Augen von seinem Buche und blickte das Mädchen mit großem Erstaunen, aber durchaus nicht mit Mißvergnügen an.

In demselben Augenblicke schaute auch sie auf und zeigte ein wunderliebliches Antlitz. Ein leichtes Erröthen überflog

ihr Gesicht und erhöhte wo möglich ihre Schönheit. Sie war vielleicht ein Jahr älter als der König, jedenfalls war sie die Größere von Beiden. Ihre Züge, ihre Haltung — lieblich und würdevoll zugleich — verriethen ihre edle Herkunft. Ihr Anzug war der Art, wie er der Tochter eines der Edelsten im ganzen Lande geziemte. Ihr sanftes und heiteres Gesicht sah Gedankenvoll aus und so, als ob ihr Inneres frei sei von allen irdischen Flecken. Es zeigte jene seltene Vereinigung von Geist und Schönheit, die in ihrer Vollendung, wie hier, den Menschen auf eine Stufe mit Wesen höherer und edlerer Art zu erheben scheint. Blick und Lächeln waren wirklich engelhaft. — So war die jugendliche Lady Jane Grey, die Tochter des Marquis von Dorset, Großnichte Heinrich's VIII. und Enkelin seiner schönen Schwester Mary, die erst an Ludwig XII. von Frankreich und dann an den berühmten Charles Brandon, Herzog von Suffolk, verheirathet gewesen war.

„Guten Morgen, liebe Cousine," sagte der junge König, indem er Jane's tiefe Verbeugung erwiderte. „Ihr seid ja früh auf! Ich sollte denken, daß an einem so frischen Morgen wie heute ein Platz am warmen Herde besser für ein so zartes Wesen wie Euch wäre, als die scharfe Luft. Aber Ihr scheint der Kälte brav zu trotzen."

„Ich fühle sie nicht," antwortete die junge Lady Jane. „Ich bin daran gewöhnt, mich jeder Witterung auszusetzen, sie schadet mir nicht. Eure Majestät halten mich irriger Weise für sehr zart, ich bin Das nicht. Ich bin weit stärker als mein Aussehen glauben läßt. Wenn ich in Bradgate bin, in Leicestershire, so reite ich mit meinem Vater auf die Jagd, und eine Taglange Belustigung ermüdet mich nicht. Was sagte ich: Belustigung?" setzte sie mit einem leisen Seufzer hinzu: „die Hirschjagd ist kein Vergnügen für mich; es wird nur im Allgemeinen dafür gehalten, und so muß ich es wohl so nennen. Dann stehe ich früh auf, denn ich bin keine

Langschläferin und nehme mein Buch und gehe in den Park im Sommer oder in den Garten im Winter und lese und denke nach, bis man mich zu meinem einfachen Frühstück ruft."

„Das ist gerade dasselbe Leben, wie ich es geführt habe," antwortete Edward, „nur konnte ich der Jagd nicht müde werden. Jetzt, da ich König bin, gedenke ich meiner Liebhaberei nachzugehen und im Windsor-Forst und in Enfield-Chase eine Menge Wild zu schießen. Aber wenn Ihr die große Jagd nicht liebt, schöne Base, so doch gewiß die Falkenjagd? Das ist ein edles Vergnügen?"

„Mag sein," erwiderte Jane ernsthaft, „aber ich liebe auch Das nicht, und mag mir die Hetzjagd mit Windhunden weniger, als die Falkenjagd, und Angeln noch weniger als Hetzjagd. Eure Majestät werden lächeln, wenn ich gestehe, daß mir all' diese Belustigungen als grausam erscheinen. Sie machen mir keine Freude. Ich kann es nicht ertragen, daß arme Geschöpfe zu meinem Vergnügen gequält werden. Es thut mir weh, wenn ich sehe, wie ein edler Hirsch niedergeworfen wird, und mehr als einmal habe ich einen klagenden Hasen von den Zähnen seiner Verfolger gerettet. Arme Thiere, sie dauern mich, selbst die boshafte Otter."

„Ich kann Eure Gefühle nicht theilen, Jane," sagte der König, „aber ich bewundere sie als Beweis Eurer Milde. Was mich betrifft, so regt mich sowohl die Hetzjagd, wie die Falkenjagd dermaßen auf, daß ich für Wild und Vogel wenig empfinde. Angeln liebe ich nicht besonders, muß ich gestehen, denn Das regt mich nicht auf, und ich sitze am Ufer und lese, während meine Lehrer sich mit Ruthe und Angel befassen. Aber, wie ich sagte, ich will im Windsor-Forst eine große Jagd veranstalten, die mein Onkel Seymour anführen soll; und Ihr seid eingeladen, wenn es Euch beliebt, schöne Cousine."

„Ich bitte Eure Majestät, mich zu entschuldigen," antwortete Jane. „Ich habe in Bradgate mehr Jagden, als

mir lieb ist. Aber wohl möchte ich durch den Windsor-Forst streifen, der, wie ich höre, ein herrlicher Forst ist."

„Ihr habt ihn noch nicht gesehen?" rief Edward aus. „O, dann steht Euch noch ein großes Vergnügen bevor, liebe Base. Solche Haine und solche Lichtungen, wie Ihr dort finden werdet, giebt es ganz gewiß nicht in Bradgate."

„Das glaube ich wohl," antwortete Jane, „und auch das Schloß selbst hat viel Interesse für mich."

„Ich werde nicht eher hinkommen, als bis in der St. Georgs-Capelle eine gewisse traurige Ceremonie stattgefunden hat," sagte Edward bewegt, „und bis der König, mein theurer Vater, — dessen Seele sich Christus erbarme — neben meiner seligen Mutter in dem Gewölbe beigesetzt worden ist. Aber wenn diese Trauerzeit vorbei ist, wenn ich im Westminster gekrönt worden bin, und wenn ich dann unter Zustimmung des Lord-Protectors und des Conseils meinen Hof nach Windsor verlege, dann schöne Cousine, müßt Ihr auf's Schloß kommen. Oh, es wird Euch erfreuen! Es ist viel, viel sehenswürdiger, als dieser alte schreckliche Tower, der einem Gefängnisse viel ähnlicher sieht, als einem Palaste."

„Nicht doch, mein Herr," erwiderte Jane, „wie groß und regelmäßig gebaut auch Schloß Windsor sein mag, es kann mich nicht mehr interessiren, als diese ernst aussehende Veste. Welche Tragödien sind innerhalb dieser Mauern gespielt worden! Welche schreckliche Dinge sind da vorgegangen! Gespenster müssen hier umgehen. Aber ich will bei dem Gegenstande nicht länger verweilen und bitte um Verzeihung wegen der Andeutung. Es ist sonderbar, aber seit ich meinen Fuß in den Tower gesetzt, hat mich der Gedanke verfolgt, und ich kann ihn nicht los werden, daß ich selbst eines Tages eine Gefangene in diesem Kerker sein und daß mein Blut den Rasen tränken werde."

„Zu meinen Lebzeiten wird ein solcher Tag nicht an-

brechen," antwortete Edward. „Der Ort ist nicht geeignet, heitere Gedanken oder angenehme Träume zu erregen, und ich muß gestehen, daß ich selbst in vergangener Nacht schlecht geschlafen habe. Ich träumte von den beiden Kindern meines Namensvetters Edward's V., wie sie im Tower ermordet wurden. Ich hoffe, Jane, Ihr hattet nicht solche Träume."

„Doch, Herr," sagte sie, „meine Träume waren vielleicht noch schrecklicher als die Euren. Ihr mögt sie errathen, wenn ich Euch sage, daß ich beim Erwachen froh war, daß mein Kopf noch zwischen meinen Schultern saß. — Glaubt Eure Majestät an Vorbedeutungen?"

„Nicht sonderlich; aber warum fragt Ihr, liebe Base?"

„Eure Majestät soll hören. Als ich gestern mit dem edlen Lord, meinem Vater und Eurer Majestät Cousine, meiner Mutter, in den Tower kam, mußten wir auf unserm Wege zu dem Palaste den innern Hof durchschreiten und da bemerkte ich unter dem hier versammelten Haufen eine sonderbar häßliche Person. Der Mann hinkte und war in blutrothe Serge gekleidet; darunter trug er ein ledernes Koller. Schwarze Zöpfe hingen an jeder Seite seines leichenfarbenen Gesichts und in seinen Augen war etwas Wölfisches und Blutdürstiges. Als er bemerkte, daß ich ihn ansah, nahm er seine Mütze ab und schritt auf mich zu, aber mein Vater wies ihn ärgerlich zurück und schlug ihn mit der Peitsche. Der Mann hinkte davon, indem er immerfort mit seinen rothen Wolfsaugen boshaft nach mir hinstarrte. Mein Vater sagte mir sodann, es sei Mauger, der Henker, und weil man es für Unglück bedeutend halte ihm zu begegnen, so habe er ihn weggetrieben. Glaubt Eure Majestät nicht, daß eine solche Begegnung an einem solchen Orte von schlimmer Vorbedeutung sei?"

„Der Himmel verhüte es!" rief der junge König aus.

„Aber laßt uns von etwas Anderem reden. Erzählt mir von Euren Studien, meine gelehrte Cousine."

„Ich kann keinen Anspruch auf das Beiwort machen, das Eure Majestät mir geben," antwortete sie. „Aber das Buch, das ich gerade lese, ist Martin Bucer's „Commentar zu den Evangelien."

„Mein Lehrer Doctor Cox hat mir davon gesprochen; er sagt, es sei eine vortreffliche Abhandlung, Ihr sollt sie mir erklären, Jane. Ohne Zweifel kennt Ihr Bucer's Commentar zu den Psalmen?"

„Ja, Herr, und ich will versuchen, Euch das Werk zu erklären, wenn Ihr Lust habt; ebenso „Pirskaovol" von Paul Fagius, welches ich kürzlich gelesen habe."

„Ihr könnt mir keinen größeren Gefallen thun; ich bin überzeugt, Jane, daß ich Nutzen und Belehrung aus Eurer Interpretation ziehen werde. Eine solche Vorbereitung ist nöthig, denn ich will Bucer und Fagius nach England berufen. Seine Ehrwürden von Canterbury hat schon mit mir darüber gesprochen. Mein Streben wird dahin gehen, meinen Hof zum Sammelplatze gelehrter und frommer Männer zu machen, und besonders solcher, die eifrig darauf bedacht sind, die Kirche zu reformiren und von den Irrthümern des Papstthums zu reinigen."

„Bucer uud Fagius sind Beide sehr gelehrte und fromme Männer, strenge und ernste Streiter, die wohl im Stande sind, wo es Noth thut, die Gegner der guten Sache anzugreifen und zu widerlegen, und ich freue mich, daß Ihr sie einladen wollt. Ihr ehrt Euch selbst dadurch. Aber da ist noch ein Anderer, der Eurer Majestät nicht unbekannt ist, und der, wie mich dünkt, Euch bei dem großen Werke, das Ihr vorhabt, die Reformation zu verbreiten, gute Dienste leisten kann. Ich meine den Lehrer der Prinzessin Elisabeth, den würdigen Master Roger Asham."

„Ich habe an ihn schon gedacht," erwiderte Edward. „Asham verdient Beförderung, und sie soll ihm werden. Ein Mann, der wie Asham einen Lehrstuhl in St. John's-College zu Cambridge einnimmt, muß der griechischen Sprache vollkommen Herr sein, und, wie ich höre, kommt seine Frömmigkeit seiner Gelehrsamkeit gleich. Mein weiser und geliebter Vater wählte ihn seiner vielen Kenntnisse wegen zu Elisabeth's Lehrer — sie liest jetzt den Sophokles und Cicero mit ihm, und wenn der Cursus zu Ende sein wird, was nicht lange mehr dauern kann, — denn sie ist eine fleißige Schülerin — so will ich ihn in meiner Nähe haben."

„Ew. Hoheit thut wohl daran," sagte Jane, „Roger Asham sollte eine Leuchte unseres Jahrhunders sein; und vor allen Dingen ist er ein guter Mann, ohne allen Hinterhalt. Sein Latein ist merkwürdig rein."

„Das muß wohl wahr sein, wenn Ihr es sagt, meine gelehrte Base, denn Ihr seid eine competente Richterin. Sowohl Sir John Cheke als Doctor Cox lobten mir Eure lateinischen Briefe und sagten, sie wären mit classischer Eleganz geschrieben."

„Ew. Hoheit wollen mich eitel machen," antwortete Jane, leicht erröthend; „aber ich muß bekennen, daß mein eigener würdiger Lehrer, Master Elmer, dieselbe Bemerkung in Betreff der Briefe, mit denen Ihr mich beehrt habt, gemacht hat. Indem ich von meinen Correspondenten spreche — wenn es mir erlaubt ist, in einem Athem noch von andern, als Ew. Majestät zu sprechen, — so fällt mir noch eine andere, Eurer Aufmerksamkeit würdige Person ein, insofern sie ein demüthiger, aber eifriger Mitarbeiter an Eurem großen Werke sein würde, nämlich Henry Bullinger, Zwingli's Schüler und Nachfolger in Zürich. Bullinger hat viel Verfolgung erlitten, und würde für die gute Sache noch mehr leiden, wenn es Noth thäte."

„Bullinger ist ein eifriger Förderer der Reformation," bemerkte Edward. „Ich erinnere mich, er war bei der berühmten Versammlung zu Bern. Gelegentlich sollt Ihr mir noch mehr von ihm erzählen, und wenn Ihr mir einen Einblick in seine Briefe an Euch vergönnen wollt, so wird mich Das sehr erfreuen. Indessen mögt Ihr Euch überzeugt halten, daß er nicht vergessen werden soll. Ihr seid selbst ein eifriger Advocat für den reformirten Glauben, Cousine."

„Ich fühle die Kraft in mir," rief sie mit aufwärts gerichteten Blicken, „für die Religion, zu der ich mich bekenne, zu sterben!"

„Ich zweifle nicht an Eurer Standhaftigkeit, liebe Cousine, aber ich hoffe, daß sie nicht auf die Probe gestellt werden wird," sprach der junge König. „Ich kam in den Garten, um Justinian und Bracton zu studiren, Ihr aber habt mich weit besser belehrt, als irgend ein Gesetzgeber im Stande wäre. Ihr müßt oft an unsern Hof kommen, Jane, sei er nun in Westminster, Shene oder Windsor."

„Ich will mit Freuden dem Befehle Ew. Majestät nachkommen," erwiderte Jane, „wenn mein Vater es erlaubt. Aber ich fürchte, er hält mich für viel zu jung, um bei Hofe zu erscheinen. Ich habe bisher fast in gänzlicher Zurückgezogenheit gelebt, da meine Erziehung noch lange nicht beendet ist."

„Aber wenn ich befehle, so muß Mylord Dorset gehorchen, und so auch Ihr, schöne Cousine!" rief Edward mit einem leichten Anfluge von seines Vaters herrischem Wesen.

„Ew. Hoheit wird Nichts befehlen, Deß bin ich gewiß, was ein loyaler Unterthan nicht erfüllen könnte," antwortete Jane. „Aber Ew. Majestät scheint zu vergessen, daß Ihr einen Hofmeister habt — und zwar einen strengen, wenn

man wahr redet. Seid Ihr Dessen gewiß, daß der Lord-Protector Euch Eure Umgebung selbst wählen lassen wird?"

„Vielleicht nicht, sie stände ihm denn selbst an," sagte Edward, „aber gegen Euch kann er Nichts haben, schöne Base. Ich werde ihn nicht bitten, meine Schwester Marie oft bei mir sein zu lassen, es sei denn, daß sie ihre Irrthümer abschwört und sich zu der neuen Lehre bekennt."

„Sanfte Ueberredung könnte Lady Marie vielleicht auf den rechten Weg führen. Sie ist so reich begabt, darum sollte keine Mühe bei ihr gespart werden. Eine solche Bekehrung wäre Ew. Majestät würdig und würde Euch zu hoher Ehre gereichen."

„Ich verzweifle an Mary's Bekehrung. Sie ist so halsstarrig und bigott, daß selbst mein energischer Vater genug zu thun hatte, um sie zum Gehorsam zu bringen, und eine Zeit lang trotzte sie sogar seiner rechtmäßigen Autorität. Seine Ehrwürden von Canterbury wird mir rathen, was ich mit ihr anfangen soll, und seinem Rathe werde ich folgen. — Kennt Ihr meinen jüngeren Onkel Sir Thomas Seymour, Jane?"

„Nur wenig," antwortete sie. „Ich sah ihn bei meinem Vater, und ich konnte nicht umhin, ihn gestern zu bemerken, denn nach allgemeinem Urtheile sah er von Allen, die Euch den Huldigungseid leisteten, am Ritterlichsten aus. Jetzt erinnere ich mich, Ihre Hoheit, die Königin-Wittwe, machte mich auf ihn aufmerksam und fragte, was ich von ihm halte. Ich sagte daß ich ihn wunderschön fände, worauf sie mir gnädig zulächelte."

„Er ist wunderschön!" rief Edward enthusiastisch, „und es wundert mich nicht, daß Ihre Majestät über sein Lob lächelte, denn er ist ein Liebling von ihr, ebenso von meiner Schwester Elisabeth und von fast allen Leuten, den Lord-Protector ausgenommen. Die Wahrheit zu sagen — denn ich

kann sie Euch wohl sagen, liebe Cousine — ich glaube, der Lord-Protector ist eifersüchtig auf ihn und seinen Einfluß auf mich. Ich wollte, Sir Thomas wäre mein Hofmeister geworden. Mein älterer Onkel ist gut, aber er ist streng, und — er ist nicht, was Sir Thomas ist. Er wird alle Gewalt in Händen behalten, und mir nicht vielmehr als den Namen lassen."

„Vielleicht ist es so am Besten. Ew. Hoheit ist noch sehr jung und kann in Staatsgeschäften nur wenig Erfahrung haben."

„Aber ich mag des Lord-Protectors Controle nicht!" rief Edward aus. „Es macht mich schon ungeduldig, nur daran zu denken, obschon er kaum damit begonnen hat. Aber Sir Thomas könnte ich gehorchen — ohne Murren."

„Ich fange an wahrzunehmen, daß Sir Thomas' Einfluß auf Ew. Majestät keineswegs imaginär ist, und daß der Lord-Protector seine guten Gründe haben mag, auf seinen jüngeren Bruder eifersüchtig zu sein," bemerkte Jane lächelnd; „aber ich muß Ew. Majestät um Erlaubniß bitten, mich zurückzuziehen, ich habe Eure Studien schon zu sehr unterbrochen und will Ew. Majestät kostbare Zeit nicht ferner in Anspruch nehmen."

„Nun, ich halte Eure Unterhaltung für nützlicher als meine Studien, wie ich Euch schon gesagt habe, schöne Base," sagte der jugendliche König. „Ich lese doch jetzt nicht mehr. Belästigt Euch nicht mehr mit dem Buche, gebt es Fowler zu tragen."

Und als auf ein Zeichen des Königs der Dienstthuende Gentleman näher trat, um seines königlichen Herrn und Lady Jane's Bücher in Empfang zu nehmen, warf Edward die Bemerkung hin, daß er sehr erfroren aussähe.

„Ich bin fast vor Kälte gestorben, Ew. Majestät zu Liebe," antwortete Fowler. „Ich besitze kein inneres

Feuer wie Ew. Hoheit und Lady Jane, um mich daran zu erwärmen."

„Von welchem inneren Feuer redest Du denn, Fowler?" fragte lächelnd der König.

„Das Feuer des Geistes, Majestät," sprach der Andere, „welches so hell in Ew. Hoheit und Lady Jane brennt, daß Ihr keines irdischen Elementes bedürft, um Euch zu erwärmen, — so scheint es wenigstens. Was mich betrifft, so ist mein Bißchen Witz erfroren, wie meine Nasenspitze — falls eine so stumpfe Nase, wie die meine, eine Spitze haben kann, — und wenn ich hier noch länger stehe, so laufe ich Gefahr, Beides ganz zu verlieren, Nase und Witz."

„Du hättest mich früher von Deinem traurigen Zustande in Kenntniß setzen sollen," sagte der König. „Laßt uns hineingehen, liebe Cousine, oder dieser zarte Gentleman wird, während wir hier reden, in Eis verwandelt."

„Wirklich, es ist so, mein gnädiger Herr; wenn ich nicht schnell erlöst werde, so erstarre ich hier auf dem Flecke, wie die Fontaine dort."

„Obschon Du so als Statue den Garten zieren würdest, kann ich doch einen guten Diener nicht missen, und ich will Mitleid mit Dir haben. Kommt schöne Base!"

So sprechend, gab der König Lady Jane die Hand und führte sie dem Eingange des Palastes zu, gefolgt von Fowler, auf dessen Antlitze die Erwartung eines wärmenden Feuers und reichlichen Mahles den Ausdruck des höchsten Behagens hervorgerufen hatte.

Sechstes Kapitel.

Von dem Wortwechsel zwischen dem Lord-Protector und Sir Thomas Seymour, und wie derselbe beigelegt ward.

Der Tower-Garten war an der Nordseite von einer langen steinernen Gallerie begrenzt, die von Lanthorn-Tower nach Salt-Tower führte und durch einen Corridor mit den königlichen Gemächern in Verbindung stand. Seit einiger Zeit hatten zwei Personen aus einem der obern Fenster in dieser Gallerie auf das jugendliche Paar herniedergeblickt, und da das Fenster glücklicher Weise offen stand, so war ihnen kein Wort der Unterredung entgangen. Sie horchten mit der größten Aufmerksamkeit, und Beide schienen gleich erfreut über Das, was sie hörten. Obgleich diese Lauscher von dem jungen Monarchen und seiner Gefährtin vollkommen unbemerkt blieben, so waren sie es doch nicht von Fowler, der, indem er nichts Anderes zu thun hatte, seine Augen nach allen Seiten umherschweifen ließ; aber da er in Jenen den Marquis von Dorset, Lady Jane's Vater, und Sir Thomas Seymour erkannte, so hielt er es für unnöthig, seinem königlichen Herrn deren Nähe anzuzeigen. Obendrein hieß ihn ein Zeichen Seymour's, mit dem er ein geheimes Einverständniß zu haben schien, schweigen.

Gerade als Edward seinen Diener rief, um ihn und Lady Jane von den Büchern zu befreien, verschwanden die Lauscher vom Fenster, und da die Gallerie in dem Augenblicke leer war, sprach Seymour mit stolzem Lächeln zu dem Marquis:

„Was denkt Ihr, Mylord, von Dem, was Ihr gehört habt? Wie stehe ich mit Seiner Majestät? Habe ich meinen Einfluß auf ihn überschätzt?"

„Nicht im Geringsten," antwortete Dorset, „Ihr steht so gut mit Eurem königlichen Neffen, daß es Eure eigene Schuld sein wird, wenn Ihr nicht erster Pair des Reiches werdet."

„Was? Stellt Ihr mich über den Lord-Protector?" rief Seymour. „Bedenkt, daß das Conseil ihm alle Gewalt gegeben hat."

„Ich weiß es wohl," antwortete der Marquis, „aber Ihr habt den König auf Eurer Seite, und bevor es dem Lord-Protector gelingt, Seiner Majestät Liebe zu Euch für sich zu gewinnen, müßt Ihr über kurz oder lang das Uebergewicht erlangen."

„Ihr habt Recht, Mylord von Dorset," sprach Seymour. „Ich werde es nicht nur erlangen, sondern auch behaupten. Und wenn ich steige, sollen Andere auch steigen — verlaßt Euch darauf. Es ging mir ein Gedanke durch den Kopf, während ich jenem hübschen Paare zulauschte, Ihr sollt ihn erfahren. Die Beiden scheinen für einander geschaffen. Warum sollten Sie nicht durch Heirath verbunden werden, wenn sie das passende Alter erreicht haben?"

„Wenn ich auch dem Gedanken nachgehen dürfte," antwortete der Marquis, augenscheinlich angenehm berührt von der Andeutung, „so würde es doch Seiner Majestät außerordentliche Jugend und meiner Tochter zartes Alter nicht gestatten."



„Warum sollte man sie deshalb nicht verloben können," meinte Seymour. „Das Bündniß kann zu Stande kommen, ich sage es Euch, Mylord. Nein, die Wahrheit zu sagen, es soll zu Stande kommen, wenn wir Beide uns gut mit einander verstehen."

„Ja, bester Sir Thomas, ich wäre zu Allem bereit, wenn ich wüßte, daß meine Tochter Königin würde; und da Ihr selbst davon redet, will ich Euch nur gestehen, daß Mylady Dorset mir die Sache bereits in den Kopf gesetzt hat. Frauen schwatzen viel unnützes Zeug, wie Ihr wißt. Aber reiflich überlegt, wäre die Verbindung keine unpassende, da Lady Jane selbst von königlichem Blute ist."

„Die Heirath kann zu Stande kommen und soll zu Stande kommen, Mylord-Marquis," sprach Seymour, „aber mir muß die Verfügung über die Hand Eurer Tochter freistehen. Meine Pläne dürfen nicht gekreuzt werden. Ihr müßt Lady Jane gänzlich meiner Obhut übergeben."

„Eurer Obhut, Sir Thomas?" rief der Marquis höchst erstaunt.

„Meiner," entgegnete Seymour, „das heißt der Obhut meines Weibes, sobald ich eins haben werde. Ich gedenke binnen Kurzem zu heirathen, Mylord, und dann kann ich Eure Tochter bei mir aufnehmen."

„Nehmt meinen Glückwunsch, Sir Thomas," sprach Dorset. „Ich zweifle nicht, daß Eure Wahl eine gute ist, ja, wenn sie auf die erste Frau in diesem Reiche gefallen wäre, es würde mich nicht wundern."

„Ich kann Euch noch nicht in das Geheimniß blicken lassen, Mylord," antwortete Sir Thomas lächelnd, „aber das kann ich Euch sagen, meine Heirath wird sicherlich nicht meinen Einfluß auf meinen königlichen Neffen oder auf den Adel Englands vermindern. Mein Grundsatz ist, wie Ihr wißt, keinen Schritt anders als nach vorwärts zu thun. Ihr werdet

es nicht für eine Demüthigung, sondern für das Gegentheil ansehen, Eure Tochter Derjenigen anzuvertrauen, welche vielleicht sich herabläßt, mich zum Ehegemahle zu nehmen."

„Ich glaube, ich könnte Euer Räthsel lösen, Sir Thomas, aber ich will es nicht versuchen. Genug, daß Ihr mich überzeugt habt. Erlaubt Ihr, daß ich mit der Marquise über diese wichtige Angelegenheit rede?"

„Noch nicht, Mylord. Frauen können schlecht ein Geheimniß bewahren, und wenn auch die Lady-Marquise die Verschwiegenheit ihres ganzen Geschlechts wäre, so hat sie doch ganz gewiß eine gewisse angeborene Neigung zu reden, die es nicht räthlich erscheinen läßt, sie in diesem Augenblicke zur Mitwisserin zu machen. Bis Alles geordnet ist, muß ich um tiefes Geheimniß bitten. Ich sage es Euch, wenn's Zeit ist zu reden. Bis dahin laßt Eure Zunge versiegelt sein. — Aber seht, der König und Lady Jane kommen in die Gallerie. Eilen wir, Seiner Majestät unsere Aufwartung zu machen."

Das unverholene Entzücken, welches der junge König äußerte, als er seinen Lieblingsonkel sah, würde den Marquis von Dorset vollständig vergewissert haben, welchen Platz Jener im Herzen seines Neffen einnehme, wenn die Unterhaltung im Garten, die er eben belauscht, bei dem vorsichtigen Edelmanne noch irgend einen Zweifel übrig gelassen hätte.

Als Edward rasche Fußtritte hinter sich hörte, drehte er sich um, ließ im selben Moment, als er Sir Thomas erkannte, allem Ceremoniell zuwider — vielleicht auch im Impuls des Augenblickes vergessend, daß irgend ein Ceremoniell nothwendig sei — Lady Jane's Hand los, die er bisher gehalten hatte, flog seinem Onkel entgegen, und ohne ihm einen Augenblick Zeit zur Begrüßung oder auch nur ein Wort zu lassen, schlang er zärtlich seinen Arm um dessen Nacken.

Nie vielleicht schlug des ehrgeizigen Mannes Herz höher, als in dem Augenblicke, wo er seines Neffen liebevolle Um=

armung erwiderte. Er fühlte, einen wie tiefen Effect diese Scene auf Dorset und dessen Tochter machen mußte, und obschon er kaum im Stande war, sein Entzücken zu verbergen, so gab er sich doch den Anschein, als ob des Königs Herablassung ihn überwältige.

„Ew. Majestät erweist mir zu viel Ehre," sprach er, „so nahe ich Euch auch durch Verwandtschaft stehe, so theuer Ihr mir auch als Neffe seid, so ist es doch meine Pflicht, Euch zu erinnern, daß der Unterschied zwischen uns noch größer geworden ist, als er war, und daß die Beweise Eurer Liebe, mit denen Ihr mich zu überschütten pflegtet, und deren ich stets mit Stolz und Dankbarkeit gedenken werde, nun rechtmäßiger Weise eingestellt werden müßten."

„Wie Das, lieber Onkel?" sagte Edward. „Ihr liebt mich doch nicht weniger, weil ich König bin? Gewiß, meine Liebe hat diesen Umstand nicht vermindert. Warum sollte ich mich verstellen? Lieber will ich mich freuen, daß ich nun besser im Stande bin, Euch meine Zuneigung zu beweisen."

„Ich kann Euch nicht in Worten danken, Majestät," sagte Seymour mit dem Ausdrucke inbrünstiger Dankbarkeit, „aber ich fürchte, die Vorliebe für mich, welche Ihr so gnädig an den Tag legt, wird Eurem neuen Hofmeister nicht gefallen; er wird erwarten, daß Ihr alle Liebe für ihn aufspart."

„Ich sehe nicht ein, wie er Das erwarten könnte, aber wenn er es thut, so täuscht er sich," antwortete Edward. „Ich muß ihm zwar gehorchen, aber ich brauche ihm nicht den ersten Platz in meinem Herzen einzuräumen. Ich werde ihn nie so lieb haben wie Euch, guter Oheim; das kann ich Euch versichern. Ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, Euch zu sagen, wie sehr es mich gestern verdroß, daß das Conseil nicht Euch zu meinem Hofmeister ernannt hat. Mich dünkt, man hätte mich auch darum befragen sollen."

„Wenn Ew. Majestät mir weniger geneigt wäre, oder wenn ich Eure Zuneigung weniger verdiente, indem ich Euch nicht ganz so ergeben wäre, wie es der Fall ist, so möchte das Conseil ... nein, es hätte mich sicher gewählt. Aber Euer Oheim Hertford sah mich mit so eifersüchtigem Auge an, und seine Meinung beherrschte das Conseil."

„Ich dachte es wohl," entgegnete der König. „Mylord Hertford ist zu weit gegangen. Er wird Nichts dadurch gewinnen, daß er sich meinen ausdrücklichen Wünschen widersetzt. Er wußte ganz genau, was ich gern gehabt hätte."

„Und darum geschah es eben nicht," sprach Seymour. „Ew. Majestät müssen in Zukunft Ihre Gefühle für mich verbergen, wenn Friede bleiben soll zwischen mir und dem Lord-Protector."

„Ich hasse die Verstellung," sagte Edward, „und sie wird mir schwer werden. Aber ich will es versuchen, um allem Streite zwischen Euch und Eurem Bruder möglichst vorzubeugen, — ein solcher würde sehr zu beklagen sein."

„Geruhen Ew. Majestät," sprach der Marquis von Dorset vortretend — „Seine Hoheit, der Lord-Protector, kommen des Weges."

Während er sprach, sah man den Lord-Protector den Corridor, der, wie bereits erwähnt, mit den Staatszimmern des Palastes in Verbindung stand, entlang kommen. Nach der Pracht seiner Kleidung und dem Glanze seines Gefolges zu schließen, konnte man glauben, der Lord-Protector betrachte sich als König. Vorauf ging ein Ceremonienmeister, neben dem Lord der Commandant des Towers und Lord Lisle, und ihnen folgte eine Menge von Knappen, Dienern und Pagen in prachtvoller Kleidung. Hertford's Haltung war stolzer als sonst, und jetzt, da er seiner Stellung sicher war, schien er seine Autorität zu vollkommenster Geltung bringen zu wollen.

„Meiner Treu!" rief Edward, „mein Onkel macht sich

stattlich. Man sollte meinen, er wäre König und nicht Lord-Protector."

„Lord-Protector ist nur ein anderer Name für König, Ew. Majestät," bemerkte Seymour trocken.

„Haltet Euch zu mir, lieber Onkel," sprach Edward, „Seine Hoheit sieht ärgerlich aus. Ich hoffe, er wird mich nicht schelten."

„Euch schelten, Herr!" rief Seymour fast stolz aus, „er wird es nicht wagen!"

„Ich bin Deß nicht so gewiß," entgegnete Edward. „Aber bleibt in meiner Nähe und ich frage Nichts darnach."

„Ich verlasse Ew. Majestät nur auf Dero ausdrücklichen Befehl," antwortete Seymour.

Als der Lord-Protector näher kam, war es unverkennbar, daß er ungehalten und nicht im Stande war, sein Mißfallen zu verbergen. Sir John Gage machte einige Bemerkungen, auf die er sehr kurz antwortete, während sein Auge unverwandt auf dem Könige und Sir Thomas ruhte. Letzterer hoffte auf einen Wuthausbruch von Seiten seines Bruders, der ihm nur von Nutzen sein konnte, aber Hertford bezwang sich vorläufig, um seinem Aerger nicht die Zügel schießen zu lassen.

Der Marquis von Dorset und Lady Jane traten an Edward's Seite, um dem Lord-Protector Platz zu machen, während der unglückliche Fowler, der noch nicht entlassen worden war, hinter dem jungen Monarchen stehen blieb. Sir Thomas wich nicht von seines königlichen Neffen Seite, sondern reckte sich zu voller Höhe empor.

In der von der Etiquette vorgeschriebenen Entfernung vom Könige machten der Commandant des Tower und Lord Lisle Halt; der Lord-Protector aber trat weiter vor, und nach einer tiefen Verbeugung, welche von Seiten seines königlichen Neffen und Mündels höflich erwidert wurde, sprach

er mit erzwungener Fassung: „Ich komme eben aus Ew. Majestät Zimmer und zwar höchlich erstaunt, von Eurem Kaplan zu vernehmen, daß Ihr bereits seit einer Stunde und fast ohne Gefolge ausgegangen waret, um im Garten zu lesen. Erlaubt mir, Ew. Majestät zu bemerken, daß ein solches Verfahren durchaus nicht im Einklange mit dem fürstlichen Decorum und der nöthigen Zurückhaltung steht. Ich muß Euch ersuchen, künftig so lange das Zimmer zu hüten, bis ich Euch meine Aufwartung machen kann, und dann werde ich darüber entscheiden, ob Ew. Majestät ausgehen wird und wohin."

„Beim Himmel! Er wird Ew. Majestät nächstens ganz am Zügel führen," murmelte Seymour.

„Gedenkt Ew. Hoheit mich jeglicher Freiheit zu berauben?" rief Edward mit etwas scharfem Tone. „Kann ich nicht zu jeder Zeit gehen, wenn ich Lust habe, — besonders wenn mich Nichts in Anspruch nimmt? Wenn Das ist, so wäre ich lieber wieder in Hertford, denn als Gefangener im Tower."

„Ferne sei es von mir, Ew. Majestät irgend einen Zwang aufzuerlegen," erwiderte Hertford, „und wenn es Euch beliebt, früh Morgens spazieren zu gehen, so werde ich Nichts dawider haben. Nur muß ich Ordre geben, daß Ihr passende Begleitung habt und daß Niemand" — und dabei blickte er drohend nach seinem Bruder hin — „Euch ohne meine Zustimmung nahe."

„Niemand hat sich mir genähert außer meiner Cousine Lady Jane Gray und meinem Onkel Sir Thomas," antwortete der König. „Fowler wird Ew. Hoheit Alles erklären, wenn Ihr ihn befragt."

„Das will ich auch," sprach der diensthuende Gentleman, indem er ein paar Schritte näher kam und sich tief verbeugte. „Lady Jane Gray kam in den Garten, um zu

lesen und begegnete da Sr. Majestät, die in gleicher Weise beschäftigt war. Es würde Ew. Hoheit erfreut haben, wie wenig sich diese beiden aufgeregten jungen Leute um die Kälte kümmerten, obschon ich halbtodt gefroren war."

„Was hat Lady Jane so früh draußen zu thun?" fragte der Lord-Protector Stirnrunzelnd den Marquis von Dorset. „Ihr müßt sie im Zimmer halten, Mylord. Der Tower-Garten ist für des Königs alleinigen Gebrauch, und Niemand außer ihm darf ihn betreten."

„Ich weiß Das wohl, Ew. Hoheit," erwiderte der Marquis. „Ich wußte nicht, daß meine Tochter also gefehlt hatte, und bedauere es. Merke Dir, Jane, was der Lord-Protector gesagt hat."

„Seid versichert," sprach sie sanft, „ich werde mir die Rüge Sr. Hoheit gewiß zu Herzen nehmen, aber ich fehlte aus Unwissenheit."

„Ihr werdet in den Garten gehen, wenn Ihr Lust habt, Jane, so lange Ihr im Tower bleibt," sprach Edward, indem er ihre Hand nahm. „Ich, der König, erlaube es, — mag Nein sagen, wer will. Fürchtet nicht, mich zu stören, ich werde nicht mehr hingehen."

Der Lord-Protector biß sich auf die Lippen und sah betroffen drein; als er aber bemerkte, daß sein Bruder sich über seine Verwirrung freute, kehrte sich seine Wuth gegen ihn.

„Wie kommt es, daß ich Dich bei dem Könige finde?" fragte er scharfen Tones.

„Weil ich zufällig bei Sr. Majestät bin, indem Du mich suchst, Bruder. Einen bessern Grund weiß ich nicht," erwiderte Seymour kühl.

„Ich suche Dich nicht, aber ich finde Dich, wo ich Dich nicht haben will," sprach Hertford streng. „Hüte Dich! Als Oberhofmeister des Königs steht es mir allein zu, darüber zu entscheiden, wer für seine Gesellschaft taugt und wer nicht,

und deshalb verbiete ich Dir, Dich Sr. Majestät ohne meine Zustimmung zu nähern."

Ein verächtliches Lächeln war Seymour's einzige Antwort.

Noch wüthender fuhr der Lord-Protector fort: „Wenn Du nach dieser Warnung durch irgend welche indirecte Mittel eine Zusammenkunft mit Sr. Majestät zu bewerkstelligen suchst, so werde ich Dich vor das Conseil fordern, vor welchem Du Dich über Deinen Ungehorsam gegen meine Befehle verantworten sollst."

Seymour warf einen Blick auf seinen königlichen Neffen, und da dessen Zorn jetzt erregt war, entsprach derselbe schnell der stummen Aufforderung.

„Ew. Hoheit befindet sich ganz und gar im Irrthume," versetzte er, indem er sich mit großer Entschlossenheit an den Lord-Protector wandte; „mein sehr geliebter Onkel Sir Thomas giebt mir immer die besten Rathschläge, und zwar solche, die Ihr und das Conseil durchaus billigen müßtet, wenn Ihr sie kenntet. Ich will seine Gesellschaft nicht entbehren, saget Das dem Conseil. Nein, ich will es ihm nöthigenfalls selbst sagen."

„Es sind einige Herren vom Conseil hier gegenwärtig, welche ohne Zweifel ihren Collegen die Erklärung Ew. Majestät berichten werden," sprach Seymour, indem er den Commandanten des Towers und Lord Lisle anblickte.

„Das Conseil wird ohne Zweifel die Sache in sofortige Erwägung ziehen, wenn Ew. Majestät einen solchen Wunsch ausspricht," nahm Sir John Gage das Wort; „aber verpflichtet, wie es ist, die Autorität Dessen, den es zu Ew. Gnaden Oberhofmeister ernannt hat, aufrecht zu erhalten, zweifle ich kaum, wie die Entscheidung ausfallen wird. Ich glaube jedoch, daß Seine Hoheit der Lord-Protector in seiner Weisheit und Einsicht das seinem Bruder, Sir Thomas Seymour, auferlegte Verbot zurücknehmen wird, — um so

mehr, da es hart und unangemessen erscheint und Tadel erregen muß."

„Ich bin gleicher Meinung mit Euch, Sir John," sprach Lord Lisle. „Wenn dieses Verbot ruchbar wird, so wird man sagen — und anscheinend mit Recht — daß zwischen Sr. Majestät Oheimen wenig brüderliche Liebe herrsche."

„Ich möchte nicht, daß man Dergleichen sagt, weil es nicht der Wahrheit entspricht — wenigstens, was mich betrifft," erwiderte Hertford. „Darum will ich Euren Rath, der immer so ehrlich wie einsichtsvoll ist, befolgen, Sir John Gage, und will meinem Bruder ebenso freien Verkehr mit meinem königlichen Mündel gestatten wie bisher, nur warne ich ihn, Seiner Majestät ein Vorurtheil gegen die Regierung oder gegen mein Thun in den Kopf zu setzen, wodurch meine Autorität ihr Gewicht, und meine Rathschläge ihre Wirkung verlieren könnten."

„Das will ich in Sir Thomas Namen versprechen," sagte Edward. „Darf ich Das nicht, lieber Oheim?"

„Gewiß dürft Ihr Das, mein gnädiger Herr," erwiderte Seymour. „Ich werde Euch Nichts einflüstern, als was recht und gut ist, und aller Einfluß, den ich auf Ew. Hoheit besitze, soll nur dazu angewandt werden, Euch auf die Ausübung der Gewalt vorzubereiten, die eines Tages in Eure Hände übergehen wird. Ein solches Verfahren werden sowohl der Lord-Protector, wie das Conseil nur billigen können."

„Eure Versöhnung freut mich von Herzen, meine beiden guten Oheime," sagte Edward, vom Einen zum Andern blickend, „und ich hoffe, weder meinetwegen noch aus irgend anderen Gründen wird ferner eine Differenz zwischen Euch entstehen."

Siebentes Kapitel.

Von der Schmach, welche der Gräfin von Hertford, seitens der Königin Catharina Parr angethan wird, und wie Ugo Harrington abgesandt wird, um die Prinzessin Elisabeth nach dem Tower zu geleiten.

Die Versöhnung der beiden Seymours war augenscheinlich nur so oberflächlicher Art, daß sie Niemanden zu täuschen vermochte — selbst nicht ihren königlichen Neffen. Sir Thomas würde den anmaßenden und herrischen Ton, den der Lord-Protector annahm, kaum ertragen haben, wenn er auch selbst weniger stolzen Temperaments gewesen wäre; wogegen Hertford das hochmüthige und herausfordernde Benehmen des jüngeren Seymour im gleichen Maße unerträglich war, denn er schien dieselbe Unterwürfigkeit zu erwarten, wie sie dem Willen eines Herrschers gebührt. Ihre Feindseligkeit war nur maskirt, nicht beigelegt, und drohte bei nächster Gelegenheit nur noch heftiger auszubrechen.

Der junge liebenswürdige Fürst redete sich, obschon er vollkommen begriff, wie die Dinge standen, demnach ein, daß er im Stande sein würde, den Frieden zwischen ihnen zu erhalten; aber er hatte es mit schwer zu lenkenden Personen zu thun, und er nährte sogar die Zwietracht, ohne es zu wissen. In Folge der Offenheit seiner Natur und einer an=

gebornen Zärtlichkeit, war er vollkommen unfähig, die Vorliebe zu verbergen, die er für seinen jüngeren Oheim hegte, und anstatt den reizbaren Lord-Protector zu besänftigen, erbitterte er ihn nur immer mehr gegen Denjenigen, den er nun einmal nicht anders als im Lichte eines gefährlichen Nebenbuhlers betrachten konnte. Schon sann Hertford darauf, seinen Bruder bei der ersten Gelegenheit zu entfernen, und schon hatte Sir Thomas Seymour beschlossen, koste es, was es wolle, den Lord-Protector zu verdrängen.

Im Verlaufe des Tages, an welchem sich das oben Erzählte ereignet hatte, ward wieder ein großes Bankett gehalten, welchem der junge König, der Lord-Protector, alle Mitglieder des Conseils und alle Edlen, Ritter und Hofdamen, die sich im Tower befanden, Theil nahmen. Es war mit aller Verschwendung und Pracht jenes Zeitalters ausgestattet. Der Kaplan des Tower sprach sowohl vor wie nach dem Mahle ein langes Dankgebet in lateinischer Sprache, dem Edward mit frommer Aufmerksamkeit zuhörte und bei dessen Schlusse er jedesmal ein lautes „Amen" sprach. Der junge König würde gern des Dienstes der zahlreichen Marschälle und Ceremonienmeister, der behenden Mundschenken und anderer Tafeldiener entbehrt haben, aber er fügte sich freundlich in ihre Anwesenheit. Außerordentlich mäßig in seinen Gewohnheiten trank Edward nur Wasser, und ließ den guten Speisen, die der Oberkoch für ihn bereitet hatte, kaum Gerechtigkeit widerfahren.

Beim Beginne des Festes ereignete sich ein Vorfall, der einigermaßen die fernere Harmonie störte und dem Lord-Protector neuen Grund zur Feindseligkeit gegen seinen Bruder gab. Die Gräfin von Hertford, eine überaus schöne und stolze Frau, hatte sich bei dem gestrigen Bankette neben der Königin-Wittwe zurückgesetzt gefühlt. Wegen der Erhebung ihres Gemahls zu fast königlicher Würde, glaubte sie vor der

Königin den Vortritt haben zu müssen. Sie bewog deßhalb ihren Gemahl, der bedeutend von ihr beherrscht wurde, ihr beim nächsten Bankette einen Platz neben dem Könige anzuweisen. Der Lord-Protector gab dem Oberceremonienmeister die erforderliche Anweisung, und die Sache schien in Ordnung zu sein, aber ehe Lady Hertford den bezeichneten Platz einzunehmen vermochte, erschien die Königin-Wittwe, und stolz den Platz zurückweisend, den ihr der Ceremonienmeister anwies, nahm sie ihren gewohnten Platz beim Könige ein. Sir Thomas Seymour war ihr dabei behülflich, indem er seine Schwägerin verhinderte, Platz zu nehmen, und die Königin feierlichst zu ihrem Stuhle geleitete. Wenn die der Lady Hertford von Seiten der Königin angethane Schmach am Tage vorher sich absichtslos nennen ließ, so konnte doch Ihrer Majestät Benehmen bei dieser Gelegenheit unmöglich dieselbe Entschuldigung finden. Sie war boshaft unhöfllich gegen die Gräfin und machte verschiedene schneidende Bemerkungen über den Lord-Protector, die dieser unmöglich ahnen konnte. Die Wirkung dieser Sarkasmen ward durch Sir Thomas Seymour verstärkt, der eine Zeit lang hinter dem Stuhle der Königin stand, um sich an dem Aerger seiner Schwägerin zu weiden, und der die ganze Macht seines Witzes aufbot, um die Bemerkungen Ihrer Majestät noch zu verschärfen. Lady Hertford fühlte sich fast noch mehr beleidigt, als ihr Gemahl, aber ihr Unwille war hauptsächlich gegen die Königin gerichtet, an der sie bei erster Gelegenheit sich zu rächen beschloß. Desgleichen nahm sie sich vor, den Lord-Protector zur Rede zu stellen, weil er seine Würde und die ihrige nicht genugsam gewahrt hatte. Was Sir Thomas betrifft, so machte es ihm der Platz, den er einnahm, zur Pflicht, seine Aufmerksamkeit zwischen der Königin-Wittwe und seinem königlichen Neffen zu theilen, und er entledigte sich der Aufgabe in so gewandter Weise, daß Beide entzückt waren.

Die junge Lady Grey saß an der königlichen Tafel neben ihrem Vater, und zwar nicht so fern von Edward, daß er nicht von Zeit zu Zeit hätte ein Wort mit ihr reden können. Jane aß eben so Wenig, wie der enthaltsame junge Fürst. Seymour entging diese Uebereinstimmung nicht und machte die Königin-Wittwe darauf aufmerksam. Catharina schien großes Wohlgefallen an dem jungen Mädchen zu finden, und als das Mahl vorüber war, rief sie dieselbe zu sich, lud sie ein, ihr in ihre Privatgemächer zu folgen, und fügte gnädig hinzu, daß sie viel Gutes von ihr gehört habe und sie näher kennen zu lernen wünsche. Die Einladung war Jane und dem Marquis von Dorset gleich angenehm, obschon Letzterer zu wissen glaubte, wer sie veranlaßt habe.

Als der König mit dem Lord-Protector den Banketsaal verließ, sprach er den Wunsch aus, daß seine Schwester Elisabeth nach dem Tower geholt werden möchte; so wie auch, daß seine beiden Lehrer, Sir John Cheke und Doctor Cox die Prinzessin begleiten sollten. Obgleich dem Oheime das Gesuch nicht zu behagen schien, machte er doch keine Einwendungen, und Sir Thomas Seymour, der augenscheinlich entzückt darüber war, erbot sich, nach Hertford zu gehen, um die Prinzessin abzuholen. Dieser Vorschlag ward indessen von dem Protector entschieden verworfen, aber er gab wenigstens endlich zu, daß seines Bruders Diener, Ugo Harrington, mit hinreichendem Gefolge zu dem Zwecke abgesandt werde.

„Ich will Ugo aufsuchen," rief Seymour, so bald sein Bruder eingewilligt hatte, „und ihn gleich nach Hertford schicken."

Ein Blick seines königlichen Neffen dankte ihm für den Eifer.

Aber seine Eile schien die Königin-Wittwe zu überraschen und ihr zu mißfallen, denn sie fragte in etwas scharfem

Tone: „Warum so eilig, Sir Thomas? Mich dünkt, ich habe Euch noch nicht entlassen, und ich rechnete noch für einige Zeit auf Eure Gesellschaft."

„Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau," antwortete er im Tone tiefer Unterwürfigkeit. „Seine Majestät befiehlt mir, Leute abzusenden, welche die Prinzessin Elisabeth von Hertford hierher geleiten sollen. Ich werde zurückkehren, so bald ich meinen Auftrag ausgerichtet habe."

„Wird Elisabeth in den Tower kommen?" fragte Catharina unangenehm berührt.

„Ja, Madame," antwortete Edward. „Der Lord=Protector war so gütig, meinem Wunsche, die Schwester in meiner Nähe zu haben, zu willfahren."

„Ich billige zwar nicht ganz Ihrer Hoheit Hierherkunft, allein ich kann Ew. Majestät nicht Nein sagen," bemerkte Hertford.

Unterdeß empfahl sich Sir Thomas Seymour, machte dem Könige eine tiefe Reverenz, desgleichen der Königin Catharina und ersah die Gelegenheit, um Letzterer einen Blick tiefster Ergebenheit zuzuwerfen.

So eilig als möglich machte er sich durch den Haufen von Lakaien, Kammerdienern, Gardisten und Andern, welche die Corridore erfüllten, und gelangte endlich an die ihm selbst angewiesenen Gemächer in dem Wardrobe=Tower, einem Gebäude, das um jene Zeit mit einem Theile des Palastes in Verbindung stand, den man King's=Lodgings nannte. Indem er das runde gemauerte Gemach betrat, das mit Tapeten bekleidet und so reich meublirt war, daß sein ursprüngliches kerkerartiges Aussehen vollständig verändert erschien, fand Seymour den betreffenden Mann vor einem Tische sitzen, auf welchem sich eine Flasche Wein nebst einem silbernen Becher befand. Er sang gerade eine italienische Canzone, denn er besaß einen trefflichen Tenor, und begleitete sich dazu auf der

Zither. Als er seinen Herrn gewahr wurde, legte er sofort das Instrument bei Seite und stand auf.

Ugo Harrington war von schlanker Figur und hätte schön genannt werden können, wenn nicht ein finsterer Zug in seinem Gesichte gewesen wäre. Er war ungefähr dreißig Jahre alt. Seine Gestalt war schlank, aber sehr muskulös, sein Teint olivenfarbig, die Augen dunkel und lebhaft; die Zähne waren weiß und regelmäßig und bildeten einen scharfen Contrast zu seinem rabenschwarzen Barte. Er sah mehr aus wie ein Italiener, als wie ein Engländer, und wirklich war seine Mutter eine Florentinerin gewesen, während er selbst den größten Theil seiner Jugend in der toscanischen Hauptstadt und in Rom zugebracht hatte. Er war reich gekleidet und trug ein braunrothes Sammetkoller und eben solche Beinkleider. Ein Sammetmantel, mit Pelz verbrämt, lag neben ihm, um beim Ausgehen zur Hand zu sein. Auf dem Mantel lag ein langes Rapier und ein Dolch, welche beide zu des eleganten Dieners gewöhnlicher Equipirung gehörten.

Indem er Sir Thomas respectvoll grüßte, wartete er schweigend, bis Letzterer ihm in aller Eile mitgetheilt hatte, um was es sich handelte. Er erklärte darauf, daß er sofort bereit sei, die Botschaft auszurichten, und fragte ob sein Herr noch fernere Befehle habe.

„Du sollst noch ein paar Zeilen von mir an die Prinzessin mitnehmen, Ugo," erwiderte Sir Thomas; „während ich dieselben schreibe, kannst Du die nöthigen Vorkehrungen zur Reise treffen."

Der Diener zog sich sofort in ein inneres Gemach zurück, und Seymour setzte sich an einen Tisch, auf welchem sich Schreibgeräthschaften befanden und begann seinen Brief.

Augenscheinlich gefiel ihm das Geschriebene nicht, denn nachdem er es überlesen, zerriß er es wieder und warf es in ein Holzfeuer, das lustig in dem Kamine brannte. Er be-

gann von Neuem sein Schreiben, aber das zweite gefiel ihm nicht besser als das erste und ward ebenfalls den Flammen übergeben. Der dritte Versuch schien besser zu gelingen. „Mich dünkt, so ist's gut," murmelte er, indem er das Blatt mit wohlgefälligem Lächeln überflog und es dann in ein Couvert steckte, worauf Seymour die Depesche mit einem seidenen Faden umwand und mit seinem Ringe versiegelte.

Während er noch mit dem Schreiben des dritten beschäftigt war, trat sein Diener im Reiseanzuge wieder herein, blieb jedoch in ehrerbietiger Entfernung stehen, und beobachtete seinen Herrn mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdrucke.

„Gieb dies der Prinzessin eigenhändig, Ugo, und zwar in einem passenden Momente, Du verstehst? He!" sagte Seymour, indem er ihm den Brief überreichte.

„Perfettamente, monsignore," antwortete Harrington. „Aber ich gestehe, ich erwartete nicht, der Ueberbringer eines biglietto amoroso zu sein, während ich Grund hatte, Ew. Lordschaft nahezu anderweitig engagirt zu glauben."

„Dein Schluß, daß es ein billet d'amour sei, mit dem ich Dich betraue, ist vollkommen irrig, Ugo," sagte Seymour lächelnd. „Ich habe der Prinzessin nur in kurzen Worten einigen guten Rath gegeben, dessen sie mir benöthigt schien, ehe sie in den Tower kommt. Uebrigens laß Dich durch mein Vertrauen nicht so kühn machen, Freund, und vor allen Dingen suche nie in meine Geheimnisse einzudringen. Begnüge Dich zu thun, wie ich Dich heiße, ohne nach der Ursache zu fragen. Die Zeit wird kommen, wo Du für jeden Dienst, den Du mir leistest, bezahlt werden wirst."

„Bei Sant-Antonio! ich bin schon belohnt genug," entgegnete Harrington. „Ihr seid mir ein gar freigebiger Herr gewesen, Monsignore."

„Nichts gegen Das, was ich sein werde, Ugo — aber blinden Gehorsam muß ich verlangen."

„Ihr habt nur zu befehlen, Monsignore. Aber ich wollte, ich könnte Euch bewegen, dies gefährliche Spiel aufzugeben, welches Ihr, wie ich fürchte, verlieren werdet und wobei Ihr das Sichere auch noch risquirt. Es scheint mir eine vergebliche Jagd — gettarvia la sostenza e prendere l'ombra."

„Ich bin entschlossen, es zu wagen," rief Seymour, „komme, was wolle! Die Wahrheit zu sagen, Ugo, ich bin so rasend verliebt in die reizende Prinzessin, daß ich den Gedanken nicht ertragen kann, mich in ein anderes Joch zu begeben."

„Ew. Lordschaft pflegte sonst besonnener zu sein," bemerkte der Diener, indem er mit den Achseln zuckte. E perchè questa subita mutazione? — Una pollastrina non ancora buona per la tavola."

„Halt Dein loses Maul!" rief Seymour. „Kann sein, daß meine Leidenschaft mit dem Verstande durchgeht. Aber abgesehen von meiner grenzenlosen Liebe zu der Prinzessin, die mich zu den verzweifeltsten Schritten treiben könnte, ist sie ein weit höherer Preis, als die Andere. Der Besitz ihrer Hand sichert mir den ersten Platz neben dem Throne."

„Ihr seid unwiderstehlich, Monsignore, — ich weiß Das wohl — und die Prinzessin sowohl wie jede andere Dame wird Euch ohne Zweifel erhören. Aber Das kann Euch wenig helfen. Das Conseil wird die Verbindung nie gestatten, und nach des verstorbenen Königs Verfügung ist die Einwilligung desselben unerläßlich."

„Du predigst umsonst, Harrington, ich bin unerschütterlich. Laß mich nur die Prinzessin gewinnen und alles Andere wird sich finden. Und, bei meiner Schutzpatronin! ich werde sie gewinnen."

„Wer entschlossen ist, zu gewinnen, der gewinnt. Ich

bin ganz gehorsam. Nicht nur soll dieser Brief der anbetungswürdigen Prinzeß mit den Goldflechten, die Eure Lordschaft gefangen halten, und die, ich gestehe es, entzückend schön sind, mit der alleräußersten Discretion übergeben werden, sondern ich werde auch die Gelegenheit nicht versäumen, Euer Lob zu singen."

„Achte auf das kleinste Wort und auf jeden Blick, wenn Du von mir sprichst, Ugo, und berichte mir."

„Jedes Erröthen, jedes Niederschlagen der Wimper, jeden halben Seufzer Eurer Gottheit will ich Euch getreulich berichten, Monsignore. Schade, daß ich meine Zither nicht mitnehmen kann, ich könnte ihr sonst ein Liebeslied singen, das nicht verfehlen würde, sie zu rühren. Glücklicher Weise spricht die bezaubernde Prinzessin geläufig italienisch, und wenn sie mich nur ein Wenig encouragirt, so werde ich mit ihr in jener Sprache der Liebe reden, und dann vermag ich mehr zu sagen, als ich in unserer rauhen nordischen Sprache wagen dürfte."

„So geh denn, und das Glück sei mit Dir!" rief Seymour. „Du mußt heute Abend noch mit dem Gefolge Hertford erreichen und so früh am andern Morgen zur Rückkehr aufbrechen, als die Prinzessin nur mag. Vergiß nicht, die Erzieherin Ihrer Hoheit, Mistreß Catharina Ashley, und die Lehrer des Königs sollen auch mitkommen, und sorge dafür, daß Dich die beiden alten gelehrten Faullenzer nicht unnützer Weise aufhalten."

„Soll Alles geschehen, Monsignore," erwiderte Harrington, indem er sein Rapier umschnallte und den Dolch in den Gürtel steckte. Und indem er seinen Mantel über die Schulter warf, folgte er seinem Herrn aus dem Gemache.

Eine Eskorte von fünfundzwanzig wohlberittenen Arquebusieren ward von Seymour schnell herbeigeschafft und zugleich der Befehl ertheilt, sein Leibroß für Harrington zu

satteln. Bald war Alles in Bereitschaft, und der stattliche Diener ritt an der Spitze des Zuges über die steinerne Brücke aus Bulwark-Gate hinaus und auf Hertford zu. Die Entfernung von einundzwanzig (englische) Meilen legte er in weniger als drei Stunden zurück, — keine langsame Reise für damalige Zeit und noch dazu im Winter.

Achtes Kapitel.

Wie Xit der Zwerg des Königs wird; und wie Og, Gog und Magog den König um eine Gnade bitten.

Am Nachmittage des folgenden Tages begab sich der junge König mit dem Lord-Protector und all' den Herren des obern und niedern Conseils zur Berathung in die große Rathskammer im Weißen-Tower. Obschon Edward auf einem Thronsessel saß und scheinbar der Versammlung präsidirte, war es doch augenscheinlich, daß seine Stimme wenig Gewicht hatte, und daß der wirkliche Leiter der Versammlung der Lord-Protector war. Alle Maßregeln schlug der Letztere vor, — alle Fragen erledigte er. Es ward die Form beobachtet, daß jede zu berathende Angelegenheit dem Throne unterbreitet wurde, aber man fragte in einer Weise, daß die Antwort schon von vorn herein, und zwar wie der Lord-Protector wünschte, gegeben war.

Im Allgemeinen schien das Conseil geneigt, nach Hertford's Willen zu handeln, mit Ausnahme des Lord-Canzlers; doch hatte auch Dieser bisher noch wenig Feindseligkeit bewiesen, da Nichts von genügender Wichtigkeit vorlag, was eine entschiedene Opposition gerechtfertigt hätte. Aber so gering

auch die Anzeichen einer solchen sein mochten, so waren sie doch für den Lord-Protector hinreichend, und er beschloß bei sich, den nächsten Vorwand zu ergreifen, um Wriothesley aus dem Conseil zu entfernen.

Nachdem diese Hauptsachen erledigt waren, wurden von dem Lord-Protector zwei Dinge vorgebracht, die natürlicher Weise das besondere Interesse des Königs in Anspruch nahmen — das Begräbniß seines verstorbenen Vaters nämlich und seine eigene Krönung. Es wurde festgesetzt, daß das Leichenbegängniß am Dienstag, den 15. Februar in der St. George-Kapelle in Windsor-Castle stattfinden solle; die Krönung am darauf folgenden Sonntage, den 20. Februar.

Die Berathung über die beiden Ceremonien nahm einige Zeit in Anspruch. Hinsichtlich der Krönung wurde Nichts weiter beschlossen, als daß sie wegen der großen Jugend des Königs möglichst abgekürzt werden solle; verschiedene wichtige Abänderungen in der Form, die der Bischof von Canterbury vorschlug, wurden einer spätern Berathung überlassen. Aber Heinrich's Begräbniß — so wurde festgesetzt — sollte mit unerhörter Pracht begangen werden, mit all' der Feierlichkeit und all' dem Pompe, der einem so berühmten Monarchen gebühre, möchte auch der Staatsschatz dadurch erschöpft werden.

Was den feierlichen Act betraf, der die Krone auf sein Haupt setzen sollte, so schien Edward verhältnißmäßig indifferent, aber er legte eine fast ängstliche Sorge an den Tag, ob auch dem Andenken seines mächtigen Vaters die höchstmögliche Ehre erwiesen werde, und war völlig einverstanden, daß ungewöhnliche Vorkehrungen getroffen werden müßten, um das Begräbniß mit besonderer Großartigkeit und Feierlichkeit zu begehen.

„Weil mein Vater," sprach er, „zu seinen Lebzeiten der ritterlichste und größte aller Könige gewesen ist, so ziemt sich's auch, daß er mit mehr Ehren zu Grabe getragen werde, als irgend Einer."

Wenig Antheil nahm Sir Thomas Seymour an diesen Berathungen, aber er war nicht müßig. Er benutzte die Zeit zur Förderung seiner geheimen Absichten und bot alle Mittel auf, um sich bei seinen Collegen zu insinuiren. Da er die versteckte Feindseligkeit des Lord-Canzlers gewahrte, so machte er ihm vorsichtige Vorschläge, die aber von Wriothesley, der keine Neigung zeigte, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen, schnöde zurückgewiesen wurden.

Der eigentliche Grund der Gehässigkeit, die zwischen den beiden Seymours existirte, war Lord Lisle. Er hatte ihre gegenseitige Abneigung in Haß, ihre Eifersucht in thätige Feindseligkeit und ihre unversöhnliche Stimmung in Rachsucht verwandelt.

Lord Lisle hatte längst den beiderseitigen Widerwillen der Brüder bemerkt und nährte ihn vorsichtig, in der Hoffnung, daß des Jüngeren Absicht, den Aeltern zu verdrängen, den Sturz Beider herbeiführen und ihm selbst die Bahn eröffnen würde. Deßhalb ermuthigte er Sir Thomas in dessen ehrgeizigen Projecten, so viel er, ohne sich selbst zu compromittiren, thun konnte, und er hielt ihn in dem guten Glauben, daß er zu jeglicher Cabale gegen den Lord-Protector bereit sein würde. Sein Verfahren mit dem älteren Seymour war einfacher. Indem er Hertford's Eifersucht entflammte und ihn gegen den stürmischen Bruder aufhetzte, machte er ein gutes Einvernehmen zwischen Beiden unmöglich. Lisle war es, der dem Lord-Protector hinterbrachte, daß der junge König sich früh Morgens aus seiner Kammer geschlichen habe, um insgeheim mit seinem Lieblingsoheim zusammenzukommen; und obgleich der Anstifter des Unheils sich mit Sir John Gage vereinigte und den guten Commandanten in seiner Bemühung unterstützte, die Differenz zwischen beiden Brüdern auszugleichen, so konnte er doch leicht das Werk wieder vereiteln und den Bruch, den er zu heilen sich den Anschein gab, erweitern.

Hertford war soweit davon entfernt, Lisle im Verdacht der Verrätherei zu haben oder ihm auch nur zu mißtrauen, daß er ihn für den treuesten seiner Anhänger hielt. Er wußte, daß Jener verwegen, unternehmend und gewissenlos war, aber er hatte keine Idee von der eigentlichen Natur seines Ehrgeizes oder von dem Ziele, welches er vor Augen hatte. — Hertford, der sich durch Lisle's Versicherungen der Dankbarkeit täuschen ließ und seine Treue erkauft zu haben glaubte, zog ihn gänzlich in's Vertrauen, und legte ihm sein Inneres offen dar. Im gegenwärtigen Momente würde es noch leicht gewesen sein, einen solchen Feind zu vernichten, aber der Lord-Protector ließ ihn unbewußt verstreichen.

Auch jetzt unterließ Lord Lisle nicht, dem Protector in's Ohr zu raunen, daß sein Bruder mit gewissen Conseilmitgliedern gegen ihn conspirire, und er rieth ihm, auf seiner Hut zu sein. Hertford antwortete mit bedeutungsvollem Blicke, daß er der Vorsicht nicht ermangeln werde.

Als die Versammlung sich auflöste, sprach Edward die Absicht aus, einige Theile der Festung in Augenschein zu nehmen und hieß Sir John Gage und seinen jüngeren Oheim ihn zu begleiten. Der Lord-Protector, der selbst wegen einer so geringfügigen Sache gefragt werden mußte, gab gleich seine Erlaubniß, schmälerte aber bedeutend seines Neffen Zufriedenheit, indem er sich erbot, nebst Lord Lisle mit von der Partie zu sein.

Das Wetter war überaus schön und sehr zu einer Promenade geeignet, — es war überhaupt seit Edward's Thronbesteigung immer günstig gewesen. Der starke Frost dauerte nun über acht Tage, und die Luft, obgleich scharf, war trocken und gesund. Die Sonne schien klar und verlieh Allem einen freundlichen und hellen Charakter, indem selbst die grauen Kerkermauern und die finsterblickenden Thürme, welche den innern Hof umgaben, ihren gewöhnlichen unheimlichen Anstrich

verloren. Der große, unter dem Namen Tower-green bekannte Platz war um diese Zeit, wie wir bereits gesehen, vom Morgen bis zum Abende gedrängt voller Menschen, aber in dem Augenblicke, als Edward mit seinen beiden Oheimen und den andern Begleitern aus dem Portale des Weißen-Towers trat, war der Platz zufällig noch gefüllter als sonst. Kaum wurden die Leute der Anwesenheit des jungen Herrschers in ihrer Mitte gewahr, als von allen Seiten lauter Zuruf erscholl und die Menge sich nach der königlichen Gesellschaft hindrängte.

Indem Edward langsam durch den Haufen schritt, ward seine Aufmerksamkeit auf eine kleine phantastische Figur gelenkt, die er anfänglich für einen Affen hielt; aber als er das seltsame Object genauer in Augenschein nahm, fand er, daß es ein Mensch war, und zwar das allerkleinste Specimen von einem ausgewachsenen Menschen, das sein Auge jemals erblickt hatte. Das Männlein war in eine winzige orangenfarbene Jacke mit weißen Puffen und entsprechenden Hosen gekleidet; dazu trug es einen mit himmelblauer Seide gesäumten Scharlachmantel, etwa groß genug, die Schultern eines Berber-Affen zu bedecken. In seiner Hand hielt das kleine Wesen eine glatte Mütze von grünem Sammet, die er enthusiastisch vor dem Könige schwenkte. Die Gesichtszüge des Zwergs waren entschieden affenartig, die Nase platt, mit großen Nasenlöchern, von dort bis zum Munde ein großer Zwischenraum, und das Haar lohfarben, fast pelzig. Die Stellung, welche die groteske kleine Person einnahm, machte es ihr möglich, die königliche Gesellschaft zu sehen, denn sie befand sich auf den Schultern eines riesigen Wächters, dessen kolossale Gestalt die Köpfe der Umstehenden weit überragte.

Dieser fürchterliche Sohn Enak's war in seiner Art eben so merkwürdig wie sein lilliputanischer Gefährte, vielleicht noch merkwürdiger. Seine breiten und gutmüthigen Gesichtszüge

gefielen dem Könige ungemein, und er konnte nicht umhin, ihn mit einer Art Bewunderung zu betrachten. In den Scharlachrock eines Wächters gekleidet, mit der Rose und Krone vorn und auf dem Rücken gestickt, trug der Riese eine Partisane, ungefähr so lang, wie Goliath's Speer.

„Haha, das muß einer der drei Riesen des Towers sein, von denen ich gehört habe," wandte sich Edward an Sir John Gage, indem er stehen blieb, „aber wer ist der Knirps auf seinen Schultern?"

„Hat Ew. Majestät noch nie von Xit gehört, von dem berühmten Zwerg des Towers?" rief das Männlein, der Antwort des Commandanten zuvorkommend. „Ich bin es. Und wie freue ich mich, Ew. Majestät eine lange und glückliche Regierung wünschen zu dürfen! Lang lebe der ritterliche König Edward!" rief er mit dem höchsten Discanttone seiner gellenden Stimme, indem er zugleich seine Mütze nach dem Haufen hin schwenkte, der laut in den Ruf einstimmte.

„Dieser große Bursche ist mit Ew. Majestät Erlaubniß Og — nicht Og, König von Basan, sondern Og vom Tower," fuhr er fort, indem er dem Riesen auf den Kopf patschte, der ungefähr in gleichem Niveau mit dem seinen war, „und dort, an jeder Seite des Thores von Cold-Harbour-Tower, stehen seine beiden Brüder, Gog und Magog. Ihre Größe ist so ziemlich dieselbe, aber wenn ein Unterschied stattfindet, so ist Og, obschon der Aelteste, doch wohl der Kleinere, aber er hat die breitesten Schultern."

„Wenn die Natur Dir nur eine kleine Gestalt verliehen hat, scheint sie Dich dafür mit einer gewandten Zunge ausgestattet zu haben, Männlein," erwiderte lachend der König.

„Ich klage die Natur nicht an, mein gnädiger Herr," sprach Xit. „'s ist wahr, sie hat mich um das schöne Verhältniß meiner Gliedmaßen betrogen, aber wenn sie mir auch die lange Statur versagt hat, so hat sie mir dagegen doch

mehr Hirn gegeben, als dem dicken Schädel der gewaltigen Enakssöhne."

„Halt's Maul, Du unverschämter Naseweis, oder ich werfe Dich hin!" rief Og, ärgerlich über das Gelächter der Umstehenden.

„Du wagst Das nicht, und wärst Du so mächtig wie Dein Namensbruder von Basan!" rief Xit, indem er sich fest an seine Locken klammerte. „Ich steige nicht herunter von meinem hohen Posten, bis Seine Majestät es befiehlt. Nun wirf mich hin, wenn Du Courage hast!"

„Setz' ihn vor mir nieder," sprach Edward, den die Scene amüsirte, „und hüte Dich, ihm mehr zu thun."

„Hörst Du nicht, was Seine Majestät befiehlt, elender Riese?" schrie Xit, indem er ihn am Ohre zerrte. „Setz' mich nieder zart und leise!"

Auf diesen Befehl trat Og vor, und hockte nieder, damit Xit von seiner Schulter herabspringen könne.

Aber obschon der Riese seine gewaltige Gestalt niederbeugte, so viel er nur konnte, hatte Xit doch noch einen gehörigen Sprung zu thun, und da sein Fuß unglücklicher Weise in einem Zipfel von Og's Mantel hängen blieb, so langte er unter unwiderstehlichem Gelächter der Umstehenden mit dem Kopfe auf der Erde an.

Glücklicher Weise war des Zwerges Kopf ziemlich dick, und es geschah ihm weder sonderlich Etwas zu Leide, noch verlor er die Contenance. Indem er sich rasch wieder aufraffte, schmähte er Og wegen seiner Ungeschicklichkeit, verwies den Umstehenden ihre unzeitige Heiterkeit, worauf sie noch mehr lachten, und machte dann dem Könige eine tiefe und, wie er meinte, etiquettenmäßige Verbeugung.

„Welches Amt hast Du, Kerlchen, denn im Tower?" fragte Edward; „giebts ein so kleines, daß es für Dich paßte?"

„Ein jedes Amt würde für mich passen, Majestät, weil meine Fähigkeiten dem Größten entsprechen würden," antwortete Xit schnell, „aber das Verdienst — wie ich einem so weisen Fürsten nicht erst zu sagen brauche — wird nicht immer anerkannt. Ich bin in diesem Augenblicke ohne Amt, oder ich sollte vielmehr sagen, man hat in unverantwortlicher Weise mich übersehen. Ehren und Aemter sind auf größerer Leute Haupt gefallen, aber nicht auf meines, der ich sie eben so gut versehen haben würde — vielleicht noch besser."

„Ew. Majestät erhabener Vater," bemerkte Sir Thomas Seymour, „hielt sich immer einen Narren, nein, drei, welche ihm mit Witz und Scherzworten die Zeit vertreiben sollten. Will Somers, Sexton und Patch sind veraltet, aber dieser lustige Bengel könnte wohl Einen von ihnen ersetzen und Ew. Majestät unterhalten."

„Beim Himmel! Euer Vorschlag gefällt mir, lieber Oheim," erwiderte Edward mit knabenhaftem Entzücken. „Du sollst mein Narr sein, Kerlchen, wenn Du willst," fügte er gegen Xit gewendet hinzu.

„Ich will Alles sein, was Ew. Majestät beliebt," antwortete der Zwerg, „und ich danke Euch allerunterthänigst für Eure Güte; nur möchte ich die Bezeichnung meines Amtes ein klein Wenig verändert haben. Solche Possenreißer wie Will Somers und Genossen mochten immerhin „Narren" genannt werden, denn sie waren nichts Besseres; ich aber, ich bin immer wegen meiner Lebhaftigkeit und meines Witzes berühmt gewesen, und ich hoffe, Ew. Majestät ganz anders zu amüsiren, als solche Strohköpfe."

„Wenn es Dir nicht ansteht „Hofnarr" genannt zu werden, bist Du dann mit „Hoflustigmacher" zufrieden, Du naseweiser kleiner Bursche?" fragte Sir Thomas Seymour.

„Das paßte vielleicht, aber es gefällt mir auch nicht," entgegnete Xit. „Wenn ich „Lustigmacher" anstatt „Narr"

genannt würde, so bewiese Das, daß ich ein großer Narr und ein armseliger Lustigmacher wäre, denn ein Lustigmacher ist von allen Narren der Größte, weil Jedermann ihn zum Spielzeuge macht, was mit mir Keiner soll, wie ich Ew. Majestät verspreche."

„Oho! Du bist eben so schwer zufrieden zu stellen, wie ein schwangeres Weib, Du unverschämter kleiner Schurke!" lachte Seymour.

„Welcher Titel gefällt Dir denn?"

„Wenn ich einfach Sr. Majestät getreuer Zwerg genannt werde, so bin ich sehr zufrieden," antwortete Xit sich tief verbeugend.

„Dein Wunsch soll erfüllt werden," sagte Edward, den des Männleins Schlagfertigkeit entzückte. „Von Stund' an nehme ich Dich unter diesem Titel in meinen Dienst. Du sollst eines Zwerges Gehalt und eines Zwerges Livree haben."

„Laßt das Gehalt voll ausgewachsen sein, obschon die Livree nicht so umfangreich sein darf, Ew. Majestät," sagte Xit. „Wenn mein Lohn im Verhältnisse zu meiner Größe steht, so komme ich zu Nichts. Meßt lieber nach jenem Riesen. Indeß, auf alle Fälle danke ich Ew. Majestät unterthänigst. Verleiht mir ein Schwert, und mein Glück ist vollständig.

„Eine Haarnadel paßte besser für Dich," bemerkte Seymour; „was wolltest Du Knirps mit einem Schwerte anfangen?"

„Es gebrauchen zur Vertheidigung Sr. Majestät und zur Behauptung meiner eigenen Ehre," entgegnete Xit, mit dem Stolze eines beleidigten Castilianers.

„Nun, wenn ein Schwert Dich glücklich macht, so soll mein Waffenschmied Dir eins besorgen," sagte der König. „Jetzt geh hin und führe jene drei Riesen vor mich. Ich bin neugierig sie zu sehen."

„Euer Majestät Befehl soll prompt vollzogen werden," antwortete Xit und eilte auf den Wardrobe-Tower zu.

„Hollah! Ihr faulen und trägen Titanen!" rief der Zwerg, als er in die Nähe des Thorwegs kam, an welchem Gog und Magog standen. „Halloh! sage ich. Seid Ihr ebenso taub wie dumm? Kommt gleich mit mir!"

„Was sollten wir mit Dir gehen, Du rastloser Herumstreicher?" antwortete Gog, indem er sich auf seine Partisane lehnte und lächelnd auf ihn niederblickte.

„Frage nicht, sondern folge!" rief Xit in befehlendem Tone.

„Und wenn wir auch wollten, wir könnten nicht," sagte Magog, der Jüngste und Größte der drei Riesen. „An diesem Thore ist unser Posten und wir können ihn nicht verlassen, bis wir abgelöst werden."

„Aber des Königs Majestät schickt mich her, ich soll Euch zu ihm führen, Ihr rebellischen Titanen!" rief Xit. „Gehorcht, bei Eurem Leben!"

„Was meinst Du, Gog? Ist Das Einer von des kleinen Hampelmanns Scherzen?" fragte der jüngere Riese.

„Ich weiß nicht," antwortete der Andere. „Seine Majestät ist drüben — aber wenn wir ohne des Lieutenants Erlaubniß unsern Posten verlassen, so bekommen wir einen Verweis."

„Aber meine Ordre geht der des Lieutenants oder selbst des Commandanten vor, und Ihr sollt ihr pariren!" schrie Xit, indem er mit seinen kleinen Füßchen ungeduldig den Boden stampfte. „Wißt, Ihr ungläubigen Schlingel, daß ich jetzt zu dem königlichen Haushalte gehöre!"

„Na, wenn Du Das sagst, glaub' ich alles Andere nicht," sagte Magog. „Ich geh' nicht vom Platze."

„Ich auch nicht," fügte Gog hinzu, „Du mußt ein besseres Märchen erfinden, Du falscher Teufel, um uns zu einer Pflichtvergessenheit zu verführen."

„Bei meiner Seele! Eure Dummheit kommt Eurer Länge gleich, Ihr confusen Gesellen!“ schrie Xit. „Da laßt Ihr nun all' die Zeit Seine Majestät warten. Ihr sollt das hölzerne Pferd reiten und die Peitsche fühlen, wenn Ihr mich noch länger aufhaltet!“

„Wenn es wahr wäre, daß der König nach uns geschickt hat, so sollten wir gehen,“ bemerkte Magog unschlüssig.

„Gewiß,“ antwortete Gog, „aber wir haben keine Gewißheit darüber. Ha! Da kommt Og, um uns aus der Verlegenheit zu helfen. Was sollen wir thun, Bruder?“ fügte er hinzu, als der dritte Riese mit weitausgreifenden Schritten herankam.

„Bleiben, wo Ihr seid,“ erwiderte Og. „Der König wird gleich hier sein. Nein, Xit hat Euch nicht belogen,“ fuhr er fort, als er bemerkte, wie sie nach dem Zwerge hinblickten; „er ward abgeschickt, um Euch vor des Königs Angesicht zu führen, aber da Seine Majestät durch den Commandanten des Towers erfahren hat, daß Ihr hier auf dem Posten steht, so wollte er nicht, daß Ihr selbigen verließet, sondern kommt selbst hierher.“

„Seine Majestät wird gleich hier sein,“ sagte Xit, indem er bemerkte, daß die königliche Gesellschaft sich näherte. „Nehmet ein Beispiel an mir und betraget Euch anständig.“

Noch ein Augenblick und Edward und seine Begleiter kamen heran. Die drei riesigen Wächter standen jetzt beisammen, und wie sie ihre schweren massiven Körper vor dem jugendlichen und zart gebauten Könige neigten, war es gerade, als wenn drei starke Eichen sich vor einem schwankenden Rohre neigen.

„Eine Gnade! Eine Gnade, wenn Eure Majestät geruhen!“ riefen die drei Riesen wie aus einem Munde. „Gewährt uns eine Gnade!“

„Nennt sie, brave Burschen,“ antwortete Edward, dem der Anblick gefiel.

„Möge man uns erlauben, an Euer Majestät bevorstehender Krönung, wenn auch auf dem bescheidensten Posten, Theil zu nehmen," sagte Magog, der als Sprecher für die Andern fungirte.

„Das sei Euch gewährt," antwortete Edward, „der Lord-Kämmerer soll Euch einen passenden Platz bei der Ceremonie anweisen."

„Dank, Dank, gnädigster Herr!" riefen die drei Riesen gleichzeitig.

„Gebt Jedem von ihnen 10 Goldstücke, Sir John," sprach Edward, „zum Zeichen unseres ferneren Wohlwollens."

„Eure Majestät sind zu gnädig," sagte Magog bescheiden. „Aber ich darf auch sagen, daß Eure Majestät keine drei getreuere Unterthanen hat, als meine Brüder und mich."

„Drei größere gewiß nicht," entgegnete Edward, „und ich glaube, Ihr seid ebenso treu wie groß. Es soll kein Aufzug, kein Hoffest stattfinden, bei dem diese stattlichen Burschen fehlen," fügte er, zu Sir John Gage gewandt, hinzu.

„Dafür passen sie auch ganz besonders, mein gnädiger Herr," sprach der Commandant. „Euer erhabener Vater sah ihre riesigen Gestalten bei Hofgeprängen ebenfalls gern."

„Euer Majestät Wohlwollen macht uns stolz," sagte Gog, „wir werden von nun an den Kopf noch höher tragen."

„Keine Ursache," entgegnete Xit. „Meiner Treu', Eure Köpfe ragen schon zu sehr in die Luft hinauf."

„Gehen wir zum blutigen-Tower, guter Sir John," sprach Edward zu dem Commandanten. „Ihr verspracht, mir die Kammer zu zeigen, wo die jungen Prinzen ermordet wurden."

„Ich werde Eure Majestät jetzt gleich hinführen," antwortete Gage.

„Na, Du sollst mit mir gehen, mein lustiger kleiner

Page!“ rief Edward, als er sah, daß Xit ihn bittend anschaute. „Du hast meine Gunst gewonnen, Dein Humor gefällt mir. Geselle Dich zu meinem Gefolge.“

Ueberglücklich durch diese gnädig ertheilte Erlaubniß, stolzirte Xit hinter der königlichen Familie her wie ein Pfau mit ausgebreitetem Schwanze in der Sonne.

Neuntes Kapitel.

Wie Mauger, der Henker, prophezeiht, daß gewisse Lords von seiner Hand sterben werden.

Als die königliche Gesellschaft an den breiten und tiefen Thorweg des Bloody-Tower kam, der damals an beiden Ausgängen mit starken Thoren und schweren Fallgattern versehen war, wurde einen Augenblick Halt gemacht, und Edward betrachtete sich die schönen Sculpturarbeiten der Wölbung. Nachdem er seine Neugier befriedigt, führte Sir John Gage den jungen Monarchen an ein Pförtchen an der Ostseite des Thorwegs, welches in ein kleines, finsteres Steingemach, oder vielmehr in ein Gewölbe führte, in welchem, wie es hieß, die Opfer der Grausamkeit des ruchlosen Gloucester begraben worden.

Der Commandant hätte gern den jungen König abgehalten, dies unheimliche Gewölbe zu betreten, und der Thorwächter, der sie begleitete, schien die Thür nur mit dem höchsten Widerwillen zu öffnen, aber Edward hatte sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, den Ort zu sehen, und war entschlossen, einzutreten. Was das Gemach betraf, so war an diesem selbst durchaus Nichts zu sehen, was die Neugier hätte

befriedigen können. Es war von Quadern gebaut, roh getäfelt, eng und finster, und nur durch zwei dicht vergitterte Oeffnungen matt erleuchtet. Aber es hatte einen seltsamen Bewohner, und als Edward ihn sah, begriff er sofort, warum man ihn nicht gern hatte eintreten lassen wollen.

Das Aeußere dieser Person war abstoßend und widerwärtig. Sogar die Gegenwart des Königs schien ihm nicht sonderlich zu imponiren, obschon er aufstand und eine linkische Verbeugung zu machen versuchte. Der obere Theil seines Körpers war kräftig, obschon nicht gerade breit gebaut, die Arme waren außerordentlich muskulös, aber die untern Glieder schienen schwächlich und das rechte Bein gelähmt. Seine Physiognomie war auffallend abschreckend, die Nase breit und glatt, die Augen thierisch und blutunterlaufen, der Vorderkopf und die Haut erdfarben. Seine Wangen bedeckte ein struppiger, schwarzer Bart, und das dunkle Haar an beiden Seiten des Kopfes war struppig und ungekämmt. Gekleidet war er in rothe Serge, aber über dem Rocke trug er ein ledernes Wamms, auf dem dunkle Flecke zu sehen waren, und wie es schien, von geronnenem Blute. An der rechten Hüfte trug er ein breites, zweischneidiges Schwert in der Scheide. Aber das eigentliche Werkzeug, welches sein schreckliches Amt verkündete, war ein Henkerbeil. Er geruhte nicht, dieses bei Seite zu legen, sondern stützte sich auf dasselbe, während er vor dem Könige stand. Ein anderes Beil von gleicher Form und Größe lehnte an der Wand, und daneben stand ein zweihändiges Schwert, welches zuweilen, aber selten, in Extrafällen gebraucht wurde. Als der Henker aufstand, sah man sofort, daß der Sitz, den er eingenommen hatte, der Block war, — und zwar ein vielgebrauchter Block.

Während Edward halb mit Ekel, halb mit Grauen den Henker beobachtete, fiel ihm Lady Jane Grey's Beschreibung des schrecklichen Menschen ein, und er mußte sich gestehen, daß

sie richtig war. Sir John Gage gab unterdeß dem Pförtner einen scharfen Verweis, weil er es nicht verhindert hatte, daß Seine Majestät durch solch' einen Anblick beleidigt wurde.

„Nein, die Schuld ist mein, guter Sir John," warf Edward ein, „der Mann versuchte mich abzuhalten, aber ich wollte herein. Ist es wahr, daß die beiden unglücklichen Prinzen hier begraben sind?"

„Hier, wo ich stehe, Sire," antwortete Mauger, indem er mit der Axt auf die Fliesen stieß. „Unter diesen Stein wurden die kleinen Leichen gelegt."

„Schweig', Bursche, bis Seine Majestät Dich anredet!" rief der Commandant ärgerlich.

„Na, ich meint's nicht böse," murmelte der Scharfrichter; „Seiner Majestät königlicher Vater pflegte mit mir zu plaudern, und ich dachte, ich könne das auch mit König Heinrich's erlauchtem Sprößlinge. Ich gab Seiner höchstseligen Majestät einmal einen Beweis meiner Fähigkeit, der im höchsten Grade sein Erstaunen erregte, und ich will dasselbe für Seine gegenwärtige Majestät thun, wenn er es zu befehlen geruht."

„Ich sag' Dir noch einmal, schweig'," sprach der Commandant strenge. „Hat Eure Majestät genug an diesem unheimlichen Orte gesehen?"

„Ja; jedoch bevor ich weggehe, möchte ich wissen, was für eine Probe seiner Fähigkeiten Das ist, die dieser Mann mir zeigen möchte," erwiderte Edward, dessen Neugier erregt war.

„Irgend ein Possenstreich wahrscheinlich, Eure Majestät," sagte Gage.

„Doch nicht, Sir John," entgegnete Mauger. „Ich bin kein Wahrsager, aber eine lange Praxis hat mir eine gewisse Gabe verliehen, und ich kann in dem Blicke eines Menschen lesen, ob er von meiner Hand sterben wird."

Edward blickte erstaunt darein, und sah den Commandanten an, der ungläubig mit dem Kopfe schüttelte.

„Will Eure Majestät geruhen, mich auf die Probe zu stellen?“ fragte Mauger. „Aber ich muß die Erlaubniß haben, frei zu sprechen, ohne Rücksicht auf die Person, sonst mag ich's nicht.“

„Ist Jemand hier bereit, sich der Probe zu unterwerfen?“ fragte Edward, indem er sich an seine Begleiter wandte, die alle eingetreten waren.

Mehre Stimmen antworteten bejahend.

„Und ich bin vor allen Folgen sicher, wenn ich die Wahrheit sage?“ fragte Mauger.

„Mein königliches Wort darauf,“ antwortete Edward.

„Dann trete vor, wer will, setze seinen Fuß auf den Block und sehe mich fest an,“ sprach Mauger.

„Ich will den Anfang machen, denn ich habe weder Furcht noch Glauben an Deinen Schnickschnack,“ sagte der Commandant. Und er that, wie Mauger angegeben hatte.

Nachdem ihn der Scharfrichter eine Weile fixirt hatte, sprach er mit widrigem Lächeln: „Mir wird Euer Haupt nicht verfallen, Sir John.“

„Hab's auch nicht gefürchtet, Du unmenschlicher Hund,“ erwiderte der Commandant, sich abwendend.

„Ich will den nächsten Versuch machen,“ sprach Sir Thomas Seymour, trat leichten Schrittes heran und setzte seinen Fuß graciös auf den Block.

Der Henker sah ihn einen Augenblick starr an und stieß dann mit der Axt auf den Fußboden.

Der Stein gab einen hohlen und unheimlichen Ton zurück, als ob die Todten aus ihrer Ruhe aufgeschreckt worden wären.

„Das soll heißen, daß Du mich auf dem Schaffot unter Deine Hände kriegen wirst, Du gemeiner Schuft — he?“ rief Seymour mit verächtlichem Lachen. „Meine Nerven sind nicht erschüttert. Zögert Eure Hoheit?“ wandte er sich an den Lord-Protector.

„Nein, wahrhaftig nicht," entgegnete Hertford, indem er den Platz einnahm, „ich bin nicht abergläubischer als Du."

„Laßt ab, ich bitte Eure Hoheit. Ich mag es nicht!" rief Edward.

„Nein, ich muß Eurer Majestät durchaus ungehorsam sein, sonst würde mein Bruder sagen, ich fürchte mich," entgegnete Hertford.

„Ich würde Das sagen und denken!" rief Seymour.

Und als der Lord-Protector willfahrte, stieß der Henker abermals mit der Axt auf den Stein, und abermals hallte es dumpf wieder.

„So! Eure Hoheit sind ebenfalls gerichtet!" rief Seymour lachend.

„Es scheint so," entgegnete Hertford mit erzwungenem Lächeln.

„Sehen wir, was mein Schicksal ist," sagte jetzt Lord Lisle, vortretend.

Und indem er seinen Fuß auf den Block setzte, blickte er den Henker so fest als möglich an, indem er hoffte, ihn auf diese Weise einzuschüchtern. Mauger aber zuckte nicht vor seinem Blicke, sondern, nachdem er ihn eine Weile prüfend betrachtet hatte, stieß er wiederum mit der verhängnißvollen Axt auf den Stein. Diesmal war der Ton, den er von sich gab, noch dumpfer und unheimlicher, als die vorigen Male.

„Der Schurke sollte mit seinen Ohren für seine Unverschämtheit büßen!" rief Sir John Gage ärgerlich.

„Ich habe Seiner Majestät Wort, daß ich ungestraft ausgehe," entgegnete Mauger. „Ich kann den Ausspruch des Schicksals nicht ändern und bin für den Ausgang nicht mehr verantwortlich, als wie das fühllose Schwert, das ich schwinge. Aber zuweilen habe ich Mitleid; und so betrübt mich der Gedanke, daß ein schönes und edles, junges Geschöpf, das

ich erst vor drei Tagen zum ersten Male im Tower sah, höchst wahrscheinlich meine Dienste in Anspruch nehmen wird."

Edward schauderte, als er dies hörte, denn er konnte sich der Furcht nicht erwehren, daß der entsetzliche Mann auf Lady Jane Grey hindeute. Aber er scheute sich zu fragen.

„Will noch Jemand mehr das Experiment machen?" fragte Mauger.

„Na, ich möchte wohl wissen, ob ich in Folge des Köpfens sterben werde," rief Xit und lief auf den Block zu, indem er den Henker mit komischem Ernste anschaute.

„Weg da!" rief Mauger, indem er ihn mit dem Stiele des Beiles zur Seite schob, so daß Xit in größter Eile retiriren mußte. „Dir ist kein so ehrenvoller Tod bestimmt."

Dieser Zwischenfall erregte eine Heiterkeit und verwischte einigermaßen die unangenehme Wirkung des Vorhergegangenen. Der König befahl, Mauger ein halbes Dutzend Rosenobel zu geben und verließ sammt seinen Begleitern das Gewölbe.

Zehntes Kapitel.

Wie König Edward den Herzog von Norfolk im Beauchamp-Tower besucht.

Sir John Gage ging nun vorauf und Edward mit den Uebrigen folgte ihm eine kleine steinerne Wendeltreppe hinauf, die zu einem der oberen Gemächer des blutigen-Towers führte. Hier war die blutige That geschehen, die dem Gebäude eine so entsetzliche Berühmtheit gegeben hat. Edward betrachtete das geheimnißvolle Zimmer, lauschte den detaillirten Mittheilungen des Commandanten über das tragische Ereigniß und betrat dann einen engen gemauerten Durchgang, der zu dem Quartiere des Lieutenants führte. Er wurde sehr ceremoniös von Sir John Markham empfangen und in dem Gebäude herumgeführt.

Auf seiner Wanderung ließ sich der junge Monarch durchaus Nichts entgehen, was ein historisches oder anderweitiges Interesse hatte, und legte dabei einen Scharfsinn, einen Schatz von Kenntnissen an den Tag, der bei seiner großen Jugend in Erstaunen setzen mußte. Da der König sich bei dem Commandanten nach den Staatsgefangenen erkundigt hatte, welche um diese Zeit im Tower saßen, so nahm

Sir John Gage die Gelegenheit wahr und fragte, ob es Seiner Majestät gefalle, Einen derselben, namentlich den Herzog von Norfolk, zu besuchen. Wie sich leicht denken läßt, wurde der Vorschlag nicht ohne einen Hintergedanken von Seiten des würdigen Commandanten gemacht, denn er war dem Herzoge innig ergeben und hoffte, daß der Anblick des berühmten Gefangenen Edward's Mitleid erregen und er ihm vollen Pardon gewähren werde. Auch der Lord-Protector dachte augenscheinlich an eine solche Möglichkeit, nur nicht mit Hoffnung, sondern mit Furcht, und seine Besorgniß, daß sein königlicher Neffe den unglücklichen Edelmann begnadigen möge, war so groß, daß er sich dem Besuche widersetzt haben würde, wenn er nicht gefürchtet hätte, Sir John Gage, mit dem er aus mancherlei Gründen auf gutem Fuße zu bleiben wünschte, zu reizen. Deßhalb erhob er keine Einwendungen, als Edward sofort zustimmte, nach dem Beauchamp-Tower zu gehen, wo der Herzog von Norfolk gefangen saß, — sondern verbeugte sich ernst zum Zeichen der Zustimmung und bemerkte nur: „Majestät, Ihr müßt Euer Herz stählen. Man wird voraussichtlich versuchen, es zu rühren. Aber Ihr dürft nicht vergessen, daß der Herzog von Norfolk als Hochverräther condemnirt ist und daß das Todesurtheil noch über seinem Haupte schwebt."

„Ich werde es nicht vergessen," antwortete Edward.

Die Gesellschaft brauchte nicht weit zu gehen, um den in Rede stehenden Thurm zu erreichen, weil zwischen ihm und der Wohnung des Lieutenants ein über den innern Wall führender, gepflasterter Verbindungsweg existirte, vermittelst dessen der erste Beamte der Festung die Gefangenen unbemerkt besuchen konnte.

Der Gefangene war nicht von des Königs Ankunft in Kenntniß gesetzt worden. Tombs, der Kerkermeister, schloß die Thür auf, und Edward und sein Gefolge traten ein.

Das Zimmer, welches sie betraten, war geräumig und ganz dem Zwecke entsprechend, welchem es diente. Damit in Verbindung standen zwei Zellen, die Nachts geschlossen werden konnten, die Mauern waren von Quadersteinen aufgeführt und waren ungeheuer dick, in ihnen befanden sich vier tiefe Nischen mit schmalen Oeffnungen, die von Außen dicht vergittert waren. Daß das Zimmer schon viel frühere Insassen gehabt hatte, erkannte man leicht an den zahlreichen Inschriften melancholischen Inhalts, womit die Wände bedeckt waren. Der jetzige unglückliche Bewohner hatte sich in ähnlicher Weise die Zeit zu vertreiben gesucht und war in dem Augenblicke, als die königliche Gesellschaft eintrat, gerade damit beschäftigt, ein großes Crucifix in den Stein zu meißeln.

Trotz des schweren Mißgeschicks, das ihn betroffen, und trotz seiner Jahre — er war damals weit über siebenzig — war der Herzog von Norfolk immer noch eine edle Erscheinung. Obschon seiner Würden und seines Vermögens beraubt und des Hochverraths angeklagt, besaß er Seelengröße genug, sein unverdientes Schicksal mit Muth und Würde zu tragen. Seine hohe und stattliche Gestalt war noch stolz und aufrecht wie zur Blüthezeit seines Glückes. Es waren böse Tage für ihn gekommen, aber das Mißgeschick war nicht im Stande gewesen, ihn zu erschüttern. Sein Blick war immer stolz gewesen, seine Haltung majestätisch, im Bewußtsein, der erste Pair des Reiches zu sein; und weder Blick noch Haltung waren anders geworden unter dem Drucke der Verhältnisse. Es ist wahr, daß auf seiner bleichen Stirn die Spuren des Kummers zu lesen waren und daß eine tiefe Melancholie aus seinen Zügen sprach, aber diese Veränderung erhöhte nur den interessanten Ausdruck seines edlen Antlitzes. Sein grauer Bart hatte eine ungewöhnliche Länge erreicht und an die silbernen Locken war keine Scheere gekommen. Auf dem Kopfe trug er eine glatte Sammetmütze ohne Agraffe,

Juwel oder Feder. Weder der Hosenbandorden, den ihm sein eigener Souverain, noch den St.-Michael-Orden, den ihm Franz der Erste, König von Frankreich, verliehen, hing an seinem Halse. Sein Anzug war schmucklos und bestand in einem langen, losen, mit Zobel besetzten Sammetrock mit hohem Kragen und weiten herabhängenden Aermeln, unter denen die enganliegenden Aermel eines röthlichen Wamses hervorblickten.

Als er die Gesellschaft eintreten hörte, hielt er in seiner Beschäftigung inne, und als er den König gewahr ward, legte er Hammer und Meißel hin, entblößte sein Haupt und kniete vor Edward nieder.

Es war ein rührendes Schauspiel, diesen würdigen, edlen Gefangenen zu Füßen des jugendlichen Monarchen zu sehen; aber außer Sir John Gage war Niemand davon bewegt. Selbst Edward schien nach seines Oheims Rath sein Herz gegen das Mitleid mit dem unglücklichen Gefangenen gewappnet zu haben.

Norfolk versuchte zu reden, aber seine Gemüthsbewegung war zu groß, als daß sie ihm gestattet hätte, ein Wort zu sagen, nur ein krampfhaftes Lachen entrang sich seiner Brust.

„Steht auf, Mylord-Herzog," sprach Edward kalt, „und ich bitte Euch, Euren Gefühlen einigen Zwang anzuthun."

„Will Eure Majestät einen Handkuß erlauben und meine Huldigung gestatten?" entgegnete der Herzog, in seiner demüthigen Stellung verharrend.

„Des Hochverraths angeklagt, wie Du bist, Thomas Howard, bist Du unfähig, die Huldigung zu leisten, und Seine Majestät kann sie nicht von Dir entgegennehmen," warf der Lord-Protector strengen Tons dazwischen. „Das solltest Du wissen. Steh' auf, wie Dir geheißen ward."

Durch die barsche Art und Weise zu sich selbst gebracht, erhob sich Norfolk und sprach traurigen Tones: „Das also

ist das Ende der langen Dienste, die ich dem Könige, meinem Herrn, geleistet! Himmel schenke mir Geduld — ich bedarf ihrer!"

Edward konnte sich der Rührung nicht erwehren, indem er den Schmerz des Herzogs sah, und er würde zu ihm geredet haben, wenn ihm nicht abermals der Lord-Protector zuvorgekommen wäre.

„Du vergissest der schändlichen Verbrechen, deren Du Dich schuldig gemacht hast, Thomas Howard, Verbrechen, die Du selbst in Deinem Gnadengesuche, das Du an den verstorbenen König richtetest, eingestanden hast. Diese Verbrechen haben mit Recht den Zorn des königlichen Herrn hervorgerufen und das Andenken an Deine ehemaligen Dienste ausgetilgt. Hätte Heinrich VIII. nur einen Tag länger gelebt, so wärst Du nicht mehr."

„Ich weiß es," erwiderte der Herzog, „aber eine andere und mächtigere Hand als die Deine, Edward Seymour, war thätig zu meinem Schutze. Auf Dein Anstiften war mein Todesurtheil ausgefertigt, aber es stand nicht bei Dir, Dein Werk zu vollenden — vielleicht zu einem guten Zwecke. Du, der Du meiner spottest in meiner Trübsal, kannst vor mir sterben."

„Eure Hoheit hat sich Das selbst zuzuschreiben, muß ich sagen," bemerkte Sir John Gage, gegen den Lord-Protector gewandt.

„Und was mein Gnadengesuch betrifft, so weiß Niemand besser als Du, Edward Seymour, durch welche Vorspiegelungen es mir abgelockt worden ist. Wenn Seine Majestät der König mich zu fragen geruht, so werde ich sagen, warum ich gedrängt ward, Verbrechen einzugestehen, an denen ich schuldlos war, warum mir unter die Hand gegeben wurde, um Gnade zu bitten da, wo ich ehrenvoll hätte freigesprochen werden sollen. Fehler mag ich begangen

haben — wer unter uns ist frei davon? — aber des Mangels an Treue und Ehrerbietung gegen meinen königlichen Herrn — dessen Seele sich Jesus erbarmen möge — habe ich mich nie schuldig gemacht. Zeugen für mich sind die Siege, die ich für ihn über die Schotten und Franzosen gewonnen, Zeugen meine Wunden, die ich bei der Belagerung von Jedworth und bei dem Sturm auf Montdidier erhielt, Zeugniß legt für mich ab meine Expedition nach Irland vor jetzt fünfundzwanzig Jahren, zur Zeit, als Ihr, Mylord-Protector, noch demüthig genug waret und stolz auf ein Lächeln von mir, — Zeugniß, sage ich, jene Expedition, auf welcher ich das Glück hatte, O'Moore zur Unterwerfung und die Insurgenten zur Ruhe zu bringen, wofür mir meines Königs Dank zu Theil ward. Zeugniß für mich meine Missionen an Franz den Ersten, um den vollständigen Bruch mit Seiner Heiligkeit dem Papste zu verhindern. Mein königlicher Herr war beide Male zufrieden mit mir, und auch der König von Frankreich, darf ich annehmen, denn er schmückte mich mit dem St.-Michael-Orden. Der Orden ist hin, aber Ihr könnt nicht sagen, daß ich ihn nicht besaß. Zeugniß ferner ist für mich die Unterdrückung des gefährlichen Aufstandes im Norden und die Zerstreuung der sogenannten Gnaden-Pilgerschaft. Meinen energischen Maßregeln war es zu verdanken, daß ein zweiter Aufstand niedergehalten wurde. Damals dankte mir mein königlicher Herr und nannte mich „seine rechte Hand." Zeugniß für mich sind die fünfunddreißig Jahre, die ich unausgesetzt in meines Herrn Dienst verbrachte, Zeugniß volle vierzehn Jahre, die ich dem Vater jenes Herrn diente. Und wenn es mir gestattet worden wäre, so hätte ich den Rest meiner Tage dem Sohne meines Herrn, den Gott erhalten möge, gedient."

„Ich danke Euer Gnaden von Herzen," sprach Edward.

„Ich gab Eurem erhabenen Vater immer meines Kopfes

besten Rath, Sire," fuhr Norfolk fort, „und ich gab ihn uneigennützig. Bei mehr als einer Gelegenheit habe ich mein bestes Blut für ihn vergossen und freudig würde ich es für Euch vergießen."

„Was sagt Eure Hoheit dazu?" fragte Edward den Lord-Protector.

„Beim Aufzählen der Dienste, die er seinem Herrscher geleistet," antwortete Hertford, „hat der Herzog von Norfolk sorgfältig die Erwähnung der bösen Rathschläge ausgelassen, die er gegen die Bekenner des reformirten Glaubens gegeben hat, und die geheimen Anstrengungen, die er gemacht, um die Kirche wieder unter das Joch des römischen Stuhles zu bringen. Er hat vergessen zu sagen, daß er der Haupturheber jenes blutigen Statuts der „sechs Artikel" ist und daß er der große Verfolger aller Derjenigen war, welche den neuen Glauben bekannten. Auch hat er nicht gesagt, daß 1542, bei seiner letzten Expedition nach Schottland, wie er als General-Lieutenant an der Spitze von zwanzigtausend Mann hinzog, die Campagne ohne Resultat blieb und daß der König höchlich unzufrieden damit war. Ebenso Ruhmlos würde die Expedition nach Frankreich gewesen sein, wenn der König sie nicht in eigener Person angeführt hätte."

„Meine Feinde waren damals gegen mich thätig," sprach Norfolk. „Sie mißgönnten mir meines Herrn Gunst und waren entschlossen, mich derselben zu berauben. Du, o Edward Seymour, bist immer der Vorderste unter meinen Feinden und Verläumdern gewesen. Du hast die Axt an die Wurzel Eines der besten Bäume gelegt, die je auf englischem Boden wuchsen, und hast ihn Gewissenlos niedergehauen. Hüte Du Dich selbst vor der Axt. Du hast mich meines tapferen und ritterlichen Sohnes Surrey beraubt! Ihn kann mir Nichts ersetzen! Nimmer wird des jungen Königs Majestät einen Gleichen finden, — suche er, wo er mag! Ich weine

um meinen Sohn," fuhr er mit gebrochener Stimme fort, „nicht um mich. Eines Vaters Fluch treffe Dich, Edward Seymour!"

„Eure Majestät wird bemerken, welche Rachsüchtigen Gefühle der Erzverräther nährt," bemerkte der Lord-Protector.

„Man muß den Gefühlen eines Vaters Etwas nachsehen," sprach Sir John Gage. „Der Verlust eines solchen Sohnes, wie der Graf von Surrey war, entschuldigt sehr den leidenschaftlichen Schmerz des Herzogs."

„Ich danke Euch, guter Sir John," sprach Norfolk. „Es gehört viel Muth dazu, dem Freundlosen Gefangenen ein Fürsprecher zu sein. Noch ein Wort, Edward Seymour, und ich bin fertig. Du gedachtest in den Besitz meiner Güter zu treten. Aber Du hast Dich in Deiner Habgier betrogen. Mein königlicher Herr gewährte meine Bitte und gestattete mir, die Besitzungen dem Prinzen, seinem Sohne, zu übermachen, — und es war ein Geschenk, das selbst ein König nicht zu verschmähen brauchte."

„Wir danken Euch sehr für die Berücksichtigung, Mylord Herzog," sagte Edward, „obgleich wir wünschen möchten, daß Euch andere Motive bewogen hätten, als dem Anscheine nach der Fall ist. Indeß, wir sind Euer Schuldner, und um unsere Dankbarkeit zu bezeugen, bieten wir Euch hiermit vollen Pardon an."

„Sire!" rief Hertford bestürzt.

„Unterbrecht uns nicht, wir bitten Eure Hoheit," fuhr der König mit großer Würde fort. „Wir bieten Euer Gnaden vollen Pardon," fuhr er, gegen den Herzog gewendet, fort, der den Schluß seiner Rede mit sichtlicher Spannung erwartete, „aber wir müssen die Bedingung daran knüpfen, daß Ihr Euren Irrthümern entsagt und den protestantischen Glauben annehmt."

„Eure Majestät hat wohl gesprochen," bemerkte der Lord-Protector zustimmend.

„Wie antwortet Euer Gnaden?“ fragte Edward.

„Euer Majestät Pardon kann mir wenig nützen,“ entgegnete Norfolk, den Kopf schüttelnd. „Ich schreibe die schweren Prüfungen, mit denen es dem Himmel gefallen hat, mich heimzusuchen, Dem zu, daß ich in Manches eingewilligt habe, was meinem Gewissen zuwiderlief, aber ich will in dieser Art nicht ferner mehr sündigen. Ich will nicht dem Glauben entsagen, in dem ich aufgewachsen bin, selbst nicht um den Preis meiner Freiheit und der Wiedereinsetzung in meine Würden und Aemter.“

„Euer Gnaden sind sehr hartnäckig,“ bemerkte Edward mit dem Ausdruck des Mißvergnügens.

„Es ist ein eitles Bemühen, mit ihm zu verhandeln, Sire,“ sagte der Lord-Protector. „Strengere Maßregeln würden ihn vielleicht bekehren und sie sollen angewandt werden, wenn Eure Majestät es will.“

„Versuche sie!“ rief Norfolk. „Bringt den Folterknecht her und laßt ihn seine Zangen an mir probiren, aber er soll mir nicht den Glauben entreißen, zu dem ich mich bekenne. Das Kreuz ist ebenso tief in mein Herz eingegraben, wie auf jene Mauer dort, und kann nur mit dem Leben ausgelöscht werden!“

Bei dieser Wendung des Gespräches fand Sir John Gage es angemessen, für den unglücklichen Herzog eine Bitte einzulegen.

„Wenn Eure Majestät Einem Gehör schenken will, der immer frei mit Eurem erhabenen Vater reden durfte,“ sagte der würdige Commandant, „Einem, dessen Aufrichtigkeit nie bezweifelt wurde, obschon seine Derbheit manchmal mag beleidigt haben, so gebt jeden Gedanken an die Bekehrung des Herzogs von Norfolk auf. Weder Güte noch Strenge wird ihn zum Proselyten machen.“

„Ihr habt Recht, güter Sir John!“ rief der Herzog.

„Ich will sterben für meinen Glauben, wenn es sein muß, aber ich will ihn nicht verleugnen!"

„Es wird also eine vergebliche Mühe sein," fuhr der Commandant fort, „Bekehrungsversuche mit ihm zu machen; ja, mehr noch, ich bin überzeugt, daß ein strenges Verfahren im Beginn Eurer Regierung von den unsäglichsten Folgen sein würde. Die Anhänger des alten Glaubens — auch ich gehöre zu ihnen — würden jede ungebührliche Maßregel gegen ihr Haupt, als welches sie Seine Gnaden den Herzog von Norfolk immer noch betrachten, wie einen Streich empfinden, der sie selbst träfe, als ein Beispiel Dessen, was sie ihrerseits zu erwarten hätten; in Folge dessen würden Euch die Herzen der Hälfte, nein, mehr als der Hälfte Eurer jetzt getreuen und loyalen Unterthanen entfremdet werden, Mißvergnügen würde laut werden und Unruhen entstehen, die nicht so leicht unterdrückt werden möchten und der Regierung große Ungelegenheiten bereiten könnten. Und indem ich die Sache von dieser Seite ansehe, rathe ich Euer Majestät unterthänigst, sich nicht in die Religions-Angelegenheiten Seiner Gnaden zu mischen. Macht Ihr ihn zum Märtyrer, so werdet Ihr nur der Sache dienen, die Ihr unterdrücken möchtet."

„Wenn Eurer Majestät daran gelegen ist, aus dem Herzoge einen Proselyten zu machen, so versucht, was Vernunftgründe und Ueberzeugung vermögen, bevor Ihr zum Aeußersten schreitet," bemerkte Sir Thomas Seymour. „Schickt Seine Gnaden von Canterbury zu ihm."

„Ich will Cranmer nicht sehen," rief Norfolk. „Ich verabscheue ihn. Und wenn man ihn mir aufdrängt, so werde ich meine Ohren vor seinen Worten verschließen und mit keiner Sylbe antworten."

„Was ist mit einem so Halsstarrigen, bigotten Menschen anzufangen?" rief der Lord-Protector Achselzuckend aus. „Mitleid wäre hier weggeworfen!"

„Wenn des Herzogs lange Dienste nicht im Stande sind, eine Milderung seines Urtheils zu bewirken," sprach der Commandant, „so laßt ihm wenigstens Religionsfreiheit; hier im Kerker kann sie Niemanden schaden."

„Seine Gnaden von Norfolk stehen mir zu nahe," antwortete Edward, „als daß mir sein Seelenheil nicht am Herzen liegen sollte. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß er seine Irrthümer erkennen und in der letzten Stunde noch vom Verderben errettet werde. Der Abfall eines so hochstehenden Mannes von der Gemeinschaft mit Rom wäre ein großer Triumph für die reformirte Kirche, und ich habe meinen Kopf darauf gesetzt, ihn zu bewirken. Je größer die Schwierigkeit, desto größer das Verdienst."

„Ich freue mich, so lobenswerthe Absichten von Eurer Majestät zu vernehmen," sprach Hertford, „die meisten Eurer Unterthanen werden sie mit Beifall aufnehmen."

„Noch einmal bitte ich Eure Majestät, laßt ab!" rief Gage. „Ihr seid übel berathen, wenn man Euch heißt, Eure Regierung mit Verfolgungen zu beginnen."

„Was, Sir John!" schrie der Lord-Protector, „Ihr wagt es, meinen Rath anzufechten?"

„Ja!" entgegnete der Commandant fest. „Und ich wage noch mehr. Nehmt Euch in Acht, sage ich, daß Ihr Euch das kaum gebaute Haus nicht selbst wieder einreißt. Bei meiner Seele! Ich durfte meine Meinung vor König Heinrich sagen, vor dem ich einigen Respect hatte, und Ihr meint, ich solle nicht wagen, sie Eurer Hoheit zu sagen, vor der ich gar keinen Respect habe! Beim Himmel! Ich thu' es doch!"

„Sir John, guter Sir John! Ich bitte, mäßigt Euch!" rief Norfolk. „Wenn ich unglücklicherweise der Anlaß sein sollte, Euch mit in die Grube zu ziehen, in die ich gestürzt bin, so würde Dies nur mein Leid vergrößern. Laßt meine Feinde gegen mich thun, was sie wollen. Ich kann Alles

ohne Murren ertragen, nur nicht den Gedanken, einen Freund mit unglücklich gemacht zu haben."

„Meine Bitten vereinigen sich mit denen Sir John Gage's," sagte Sir Thomas Seymour, „daß Eure Majestät diese Sache für jetzt nicht weiter verfolgen möge. Und vor allen Dingen laßt die zornige Aufwallung des Commandanten Euch nicht gegen ihn einnehmen."

„Nein, wenn mein weiser Vater Sir John's Heftigkeit in Anerkennung seines Werthes übersehen konnte, so will auch ich's nicht genauer nehmen," erwiderte Edward, „aber er sollte bedenken, daß übergroßer Eifer seiner eigenen Sache schadet."

„Ein so gerechter und doch so milder Tadel aus so jungem Munde beweist, welche Einsicht von Eurer Majestät reiferen Jahren zu erwarten steht," antwortete der Commandant. „Ich danke Euch für die Lehre und will sie mir zu Herzen nehmen."

„Ich erkenne ebenfalls an," nahm der Lord-Protector das Wort, „daß ich in Folge von Sir John's Heftigkeit zu heftig war, und darum trifft Euer Majestät Tadel ebensowohl mich wie ihn. Ich bitte um Verzeihung, guter Sir John."

„Nein, Eure Hoheit macht mehr von der Geschichte, als nöthig ist," sagte der Commandant in herzlichem Tone.

„Da sie sich Alle versöhnen, wird die wahre Ursache des Streites vergessen," flüsterte Xit, der sich noch immer bei der königlichen Gesellschaft befand, Sir Thomas Seymour zu.

„Schweig, Bursche!" sagte Letzterer barsch.

„Ich hoffe, meine ungeziemende Rede hat des Herzogs Sache nicht in Euer Majestät Augen verschlimmert," sprach Sir John Gage. „Wenn Das der Fall wäre, so würde ich es auf's Tiefste beklagen."

„Beruhigt Euch deshalb, guter Sir John," entgegnete

Edward. „Der zweite Gedanke, sagt man, ist besser als der Erste; ich habe mich besonnen, dem Herzog von Norfolk soll freie Religionsübung gestattet sein, so sehr ich auch seine Ansichten für irrig und verwerflich halte. Wenn er seine Meinungen ändert, so werde ich Das mit der lebhaftesten Genugthuung annehmen — mit der Freude des Schäfers über das verlorene und wiedergefundene Schaf. Es soll nicht an Mitteln zu diesem Zwecke fehlen und gute Bücher soll er haben. Es thut mir leid, daß ich Seiner Gnaden keine Aussicht auf Begnadigung geben kann. So lange er in seinen Irrthümern verharrt, muß er gefangen bleiben. Es wäre gegen das Interesse unserer Kirche, einem so mächtigen Gegner die Freiheit zu schenken!"

„Ich bin zufrieden und danke Euer Majestät unterthänigst," sprach der Herzog, indem er resignirt sein Haupt neigte.

„Ich muß wiederholen," sagte Edward, indem er sich anschickte hinauszugehen, „daß es Euer Gnaden eigene Schuld sein wird, wenn Ihr nicht bald wieder zu Freiheit und Ehren gelanget."

Norfolk schüttelte traurig sein Haupt und verbeugte sich dann tief, als der König mit seinem Gefolge sich entfernte.

Gleich darauf ward die Thür von Außen wieder verschlossen. Als der unglückliche Gefangene hörte, wie die Riegel vorgeschoben wurden, seufzte er tief und nahm dann Hammer und Meißel wieder zur Hand.

„Die Herzen der Menschen sind härter als dieser Stein," sagte er vor sich hin, indem er in seiner Arbeit fortfuhr. „Eine geheime Stimme sagt mir, daß die Regierung dieses Knaben nur von kurzer Dauer sein wird. Wenn es dem Himmel gefällt, mich am Leben zu lassen, bis die rechte Thronfolge in der Person von Maria wieder hergestellt und der alte Glaube wieder herrschen wird, so werde ich fröhlich sterben."



Elftes Kapitel.

Von Sir Thomas Seymour's Brautwerbung.

Gegen Abend desselben Tages kam die Prinzessin Elisabeth mit ihrem Gefolge im Tower an. Es begleiteten sie ihre Erzieherin, Mistreß Catharina von Ashley und die Lehrer des jungen Königs, Sir John Cheke und Doktor Cox. Sir Thomas Seymour, der seit länger als einer Stunde auf der Lauer gestanden und dessen Ungeduld sich während der Zeit zu fast Fieberhafter Hitze gesteigert hatte, sah kaum den Haufen Arquebusiere, die Prinzessin an ihrer Spitze, über Tower-Hill kommen, als er ihr entgegeneilte und sich dicht zur Seite ihres Zelters hielt, während sie durch die Thore der Festung ritt.

Elisabeth erröthete tief, als sie ihren schönen Verehrer sich nähern sah und gerieth in eine Verwirrung, die Seymour für eine der günstigsten Vorbedeutungen nahm. Außerdem wurden seine Hoffnungen auf einen glücklichen Erfolg noch gesteigert durch einen Bedeutungsvollen Blick seines Dieners, der hinter der Prinzessin mit Mistreß Ashley und den Lehrern des jungen Königs ritt, — ein Blick, der deutlich sagte, daß Alles nach Wunsch gegangen wäre.

Nie vielleicht sah Seymour bezaubernder für ein weibliches Auge aus, als in diesem Augenblicke. Wenn es ihm beliebte, die ganze Macht seiner anziehenden Persönlichkeit wirken zu lassen, so war er fast — wie sein Diener gesagt hatte — unwiderstehlich. Elisabeth fand ihn so.

Schon vor einigen Monaten, als der vorige König noch lebte, hatte Seymour, der eben so verwegen als schön war, keinen Anstand genommen, der Prinzessin seine Liebe zu erklären, weil er bemerkt zu haben glaubte, daß sie ein Auge auf ihn geworfen habe. Die Erklärung war indeß nur kühl aufgenommen und er war deßhalb nur den Lockungen des Ehrgeizes gefolgt und hatte an eine Heirath mit der Königin-Wittwe gedacht. Im letzten Augenblicke aber, als er fast schon an Catharina gebunden war, erwachte seine Leidenschaft für Elisabeth mächtiger als je, und so beschloß er, wie wir gesehen haben, auf die Gefahr hin, den sicheren Preis zu verlieren, noch einen letzten Versuch zu machen, die Prinzessin zu gewinnen.

Welch' kluge Vorsätze nun auch Elisabeth gefaßt haben mochte, und wie entschieden sie war, eine abschlägige Antwort zu geben, so ward doch beim Anblicke des unwiderstehlichen Freiers ihr Entschluß wankend, und sie lauschte seinen honigsüßen Worten mit einem Wohlgefallen, das ihn zu dem Schlusse berechtigte, hoffen zu dürfen.

„Euer Diener, Signor Ugo, ist ein Italiener, wie es scheint, Sir Thomas? — wenigstens sprach er meist italienisch mit mir," sagte Elisabeth, als sie durch den Thorweg des Byward-Tower ritten.

„Mezzo-Italiano, Altezza," antwortete Seymour lächelnd. „Ein Toscaner von mütterlicher Seite."

„Bei meiner Treu, ein aufgeweckter Bursche!" entgegnete sie, „und Euch sehr ergeben, scheint mir; er konnte kaum von etwas Anderem reden, als von den Verdiensten und edlen

Eigenschaften seines Herrn, und leierte so Viel über dasselbe Thema, daß ich ihm endlich heißen mußte, damit zu wechseln oder ganz zu schweigen."

„Es thut mir leid, wenn er Eure Hoheit beleidigt hat. Und wenn er sich in Zukunft nicht besser beträgt, so werde ich ihn aus meinen Diensten entlassen. Aber er hat mich so oft von Euch in solchen Ausdrücken reden hören, daß er sich wahrscheinlich für verpflichtet hielt, nun auch mein Lob vor Eurer Hoheit zu singen. Ich hätte ihm mehr Tact zugetraut."

„Nein, ich hätte mir Euer Lob wohl gefallen lassen," entgegnete Elisabeth mit leisem Erröthen, „aber als er berichtete, was Ihr über mich gesagt, da hielt ich es für an der Zeit, ihm das Wort abzuschneiden. Mich dünkt, Ihr schenkt diesem Burschen zu viel Vertrauen. Die Italiener sind sprüchwörtlich treulos."

„Aber Ugo ist nur ein halber Italiener, wie ich sagte, und er ist durch Dankbarkeit an mich gekettet. Ich habe allen Grund, ihn für treu zu halten; aber Eure Hoheit mag sich darauf verlassen, ich werde in Zukunft zurückhaltender mit meinem Vertrauen sein. Und einige Geheimnisse giebt es, die ich auf's Strengste vor ihm bewahren werde."

„Zu Einem habt Ihr ihm den Schlüssel gegeben, wovon er keine Ahnung hätte haben müssen," bemerkte Elisabeth in etwas Vorwurfsvollem Tone.

„Nein, wenn Eure Hoheit die Sache so ernst ansieht, so ärgere ich mich über den Menschen," entgegnete Seymour. „Uebrigens aber beunruhigt Euch nicht, — was er auch ahnen mag, er weiß Nichts."

„Was Das betrifft, so lasse ich mich nicht täuschen," erwiderte Elisabeth. „Kein Mensch spricht ohne Auftrag, so wie dieser Bursche that."

„Hm! Der unverschämte Bengel muß viel zu weit gegangen sein," sprach Seymour zu sich selbst. „Er soll nie

wieder Jemand in ähnlicher Weise beleidigen," setzte er laut hinzu.

„Schelten ändert Nichts," sprach die Prinzessin. „Wenn Jemand Tadel verdient, so seid Ihr es, Sir Thomas. Signor Ugo ist nur das Werkzeug seines Herrn."

„Signor Ugo soll es theuer bezahlen, wenn ich durch seine Schuld auch nur das Mindeste von Eurer Hoheit guter Meinung, die mir theurer ist, als mein Leben, verliere," sagte Seymour. „Wenn ich zu kühn war, so muß die Gewalt meiner Leidenschaft mich entschuldigen. Seit ich Eure Hoheit zuletzt in Enfield sah, haben Eure Reize mich dermaßen bezaubert, daß ich meine Vernunft nicht mehr beherrschen konnte. Jeder Gedanke, jede Regung gehört Euch. Mein Leben hängt an Eurem Odem. In Eurer Hand liegt es, mich zum Stolzesten und Glücklichsten aller Menschen zu machen, oder mich in den Abgrund der Verzweiflung zu stürzen."

„Nichts mehr davon, ich bitte Euch, Sir Thomas," antwortete die Prinzessin klopfenden Herzens, denn sie war nicht unempfindlich gegen seine Leidenschaft; „Ihr werdet die Augen der Umstehenden auf uns ziehen, und irgend ein scharfes und neugieriges Ohr könnte Eure Worte vernehmen."

„Nein, verdammt mich nicht zum Schweigen, bevor ich mein Schicksal kenne!" rief Seymour, und seine Stimme bebte vor Erregung, die auf die Prinzessin überzugehen schien, als er sich ihrem Sattel näherte. Idolo del mio cuore! Was antwortet Ihr auf meinen Brief? Sprecht, ich flehe Euch an! Erlöst mich von meinen Zweifeln."

„Morgen will ich entscheiden," sprach Elisabeth, mit fast eben so zitternder Stimme wie die seine.

„Nein! jetzt — jetzt, adorata!" rief Seymour, indem er sich noch dichter an sie drängte und ihre Hand zu fassen versuchte.

In diesem kritischen Augenblicke ließ sich die warnende

Stimme seines Dieners vernehmen. Sie waren jetzt nahe am Eingange des Palastes.

„Zitto! zitto! Monsignore!“ rief Ugo. „Eccola li! alla finestra del palazzo — la regina Catarina!“

Aufgeschreckt durch diese Warnung, blickte Seymour auf, und sah zu seinem unsäglichen Aerger und Verdrusse die Königin Catharina mit dem Earl von Hertford, der Marquise von Dorset, Lady Jane Grey und einige andere Damen des Hofes, die aus dem offenen Fenster des Palastes auf sie hernieder blickten.

Obgleich es unmöglich schien, daß die Königin-Wittwe gehört hätte, was zwischen dem Paare vorgefallen war, so ließ doch Seymour's verliebtes Wesen, sein Annähern an die Prinzessin, das Erröthen und Augenniederschlagen der Letzteren kaum über den Gegenstand ihrer Unterhaltung einen Zweifel. Der verächtliche und finstere Blick, den die Königin Sir Thomas zuwarf, überzeugte ihn, daß ihre Eifersucht erregt worden war. Elisabeth sah im selben Augenblicke hinauf, und gerieth in große Verwirrung, als sie so viele Augen auf sich gerichtet sah.

„Zieht Euch gleich zurück, Sir Thomas, ich bitte Euch,“ sprach sie hastig, „Ihr habt mich in eine gefährliche Situation gebracht.“

„Laßt sie, schöne Prinzessin!“ erwiderte er, indem er jedoch that, wie sie wünschte, und sich von ihrer Seite entfernte; „sie werden nur denken, daß wir irgend eine leichte und unbedeutende Unterhaltung geführt haben.“

„Die Königin, meine Stiefmutter, sah aus, als ob sie ungefähr die Wahrheit vermuthe,“ entgegnete Elisabeth.

„Vielleicht ist's gut, ihren Argwohn einzuschläfern,“ sprach Seymour. „Behandelt die Sache leicht und lacht darüber, wenn sie Eure Hoheit zufälliger Weise darüber befragen sollte. Gehört kann sie Nichts haben, in dieser Beziehung seid Ihr sicher.“

Gleich darauf erreichten sie den Eingang zum Palaste, wo die drei Riesenwächter standen, da Edward ausdrücklich befohlen hatte, daß sie während seines Aufenthalts im Tower immer diesen Posten innebehalten sollten. Als die Ankunft der Prinzessin in der Festung gemeldet wurde, war eine Menge von Dienern, Pagen, Stallknechten herbeigeeilt und standen nun am Fuße des Perrons, um sie zu empfangen. Unter Sir Thomas Seymour's Beistande stieg Elisabeth von ihrem Zelter herunter, betrat mit Mistreß Ashley den Palast und ward von dem Haushofmeister in die für sie bestimmten Gemächer geführt. Nachdem sie ein Wenig Toilette gemacht, verfügte sie sich in Eines der Staatszimmer, wo sie, nach Fowler's Meldung, ihren königlichen Bruder finden sollte. Edward erwartete sie in voller Ungeduld; als er sie sah, flog er ihr entgegen, umarmte sie zärtlich und hieß sie von Herzen willkommen. Kaum war das Entzücken des jungen Fürsten, seine zärtlich geliebte Schwester wiederzusehen, in eine ruhige Freude übergegangen, als das Erscheinen seiner beiden Lehrer ihn auf's Neue in eine freudige Aufregung versetzte. Zum größten Erstaunen Fowler's, der seine unterthänigste Unzufriedenheit über das Verfahren würde ausgesprochen haben, wenn er es nur gewagt hätte, — lief der König den Beiden gerade so entgegen, wie vorher, als Elisabeth kam, und bewillkommnete sie auf die zärtlichste und einfachste Weise. Indem er sie gütig bei der Hand nahm, verhinderte er sie am Niederknieen und sprach wohlwollend: „Ich habe Euch privatim empfangen, meine geehrten Lehrer, weil ich Freunden gegenüber, die ich so liebe und schätze wie Euch, aller Ceremonien überhoben zu sein wünsche. So viel wie möglich wünsche ich, daß unsere alten Beziehungen nicht aufhören. Bei erster Gelegenheit werde ich meine Studien mit Euch wieder beginnen, und unterdeß setze ich den König bei Seite und bin wieder Euer Schüler."

„Solche Worte, Sire, sind selten von königlichen Lippen gekommen,“ erwiderte Sir John Cheke, „und machen Eurem Kopfe und Eurem Herzen gleich viel Ehre.“

„Schmeichelt mir nicht, würdiger Sir John,“ antwortete Edward lächelnd. „Nun, da ich Euch bei mir habe und meine Schwester Elisabeth,“ fügte er mit einem liebevollen Blicke nach ihr hinzu, „werde ich mich vollkommen glücklich fühlen und kümmere mich nicht darum, wie lange ich noch im Tower bleibe. Seit meinem Aufenthalte hier, Elisabeth,“ fuhr er zu der Prinzessin gewendet fort, „habe ich große Freundschaft mit unserer Cousine, Lady Jane Grey, geschlossen. Ihre Neigungen stimmen merkwürdig mit den meinigen überein. Sie liest gern und ist sehr fromm. Du wirst sie gewiß lieb gewinnen.“

„Ohne Zweifel, wenn Eure Hoheit sie gern hat,“ entgegnete die Prinzessin.

„Du kannst Dir sogleich ein Urtheil über sie bilden, denn da kommt sie,“ bemerkte Edward, als der Gegenstand ihrer Unterhaltung mit der Königin-Wittwe, der Marquise von Dorset, der Gräfin von Hertford und einer Menge anderer Hofdamen, welche die Ankunft der Prinzessin vom Fenster aus gesehen hatten, hereintraten.

Catharina's Benehmen gegen ihre Stieftochter war kalt und gezwungen und ihre Begrüßung nichts weniger als herzlich. Elisabeth war ihrerseits nicht weniger zurückhaltend. Ihr Stolz ward durch das Benehmen der Königin-Wittwe sofort wach gerufen und sie fühlte sich gereizt. Ueberdieß erkannte sie instinctiv eine Nebenbuhlerin, was nicht geeignet war, sie milder zu stimmen.

Catharina hatte noch nicht Zeit gehabt, durch Wort oder Blick ihren treulosen Verehrer zu strafen, — da trat er plötzlich mitten in die eben beschriebene Scene hinein. Vielleicht hätte es klüger scheinen können, sich jetzt nicht blicken

zu lassen, aber Sir Thomas wußte Das besser. Er unterschätzte die Macht seines Einflusses auf beide Theile nicht. Auf ein beruhigendes Lächeln von ihm schwanden, wie durch Zauber, die Wolken von Catharina's Stirn, und sie sah heiter aus wie immer. Ein geheimer Blick von ihm besänftigte Elisabeth sogleich, und sie nahm der Stiefmutter gegenüber ein versöhnlicheres Wesen an. Lady Hertford bemerkte diesen plötzlichen und auffallenden Wechsel und erkannte die Ursache ebenfalls. Ein unwillkürlicher Ausruf Catharina's, als sie die auffällige Zuvorkommenheit Sir Thomas' bei Elisabeth's Ankunft im Tower bemerkte, hatte Lady Hertford auf die rechte Fährte geführt, und Beobachtungen hatten sie darauf in ihren Vermuthungen bestärkt. Nur zu gut erinnerte sie sich der Schmach, die ihr die Königin-Wittwe angethan hatte, jetzt fühlte sie, daß sie die Rache in Händen habe.

Catharina's Kälte und hochfahrendes Wesen gegen seine Schwester hatten dem liebenswürdigen jungen Fürsten wehe gethan, und er war gerade im Begriffe, sich einzumischen, als Seymour's Eintritt die Wolken zerstreute und in Sonnenschein verwandelte.

„Meiner Treu, lieber Onkel," sprach er lächelnd, „Ihr bringt gute Laune mit. Wir schienen hier auf der Schwelle irgend eines unerklärlichen Mißverständnisses zu stehen, das Eure Gegenwart aufgeklärt hat. Welches Zaubermittels bedient Ihr Euch?"

„Keines, daß ich wüßte, gnädiger Herr," antwortete Sir Thomas. „Aber wenn ich ein Zauberer wäre, so würde ich das Unheil zu nichte machen und nicht erst befördern. Ich würde Vertrauen an die Stelle Grundlosen Verdachtes setzen und unbesonnene Hitze in Sanftmuth verwandeln. Wenn ich Das könnte, so würde ich Ew. Majestät Lob verdienen."

„Ihr eignet Euch eine schöne Rolle an, Sir Thomas," bemerkte Catharina noch etwas gereizt.

„Keine bessere, als wozu er berechtigt ist, gnädige Frau," antwortete Edward. „Wenn mein Oheim seine Kunst zu gefallen jederzeit mit so gutem Erfolge anwendet, so kann er mit Recht eitel darauf sein."

„Geruhen Ew. Majestät," sprach Fowler vortretend und sich tief verbeugend, „der Haushofmeister ist eben gekommen, um anzuzeigen, daß das Banket bereit sei."

„Gut, dann wollen wir uns gleich hinbegeben," versetzte Edward. „Eure Hand, schöne Cousine," fügte er zu Lady Jane Grey gewendet hinzu, „und Ihr, lieber Onkel, führt Unsere Schwester in den Banketsaal."

Im Stillen entzückt, aber äußerlich es nicht verrathend, bot Seymour sogleich der Prinzessin seine Hand zu Catharina's großem Aerger. Voran schritt eine Anzahl von Dienern, Pagen und Ceremonienmeistern, dann folgte die ganze Gesellschaft und ward beim Erscheinen im Banketsaale von den in der Nähe der Thür stehenden Trompetern mit lustigen Fanfaren begrüßt.

Bei der Tafel saß die Königin-Wittwe neben dem Könige, denn der Lord-Protector machte keinen Versuch mehr, ihr den Platz streitig zu machen, nachdem sie ihn in der früher erzählten Weise behauptet hatte. Sir Thomas Seymour stand nicht mehr hinter dem Stuhle Ihrer Majestät, sondern setzte sich zwischen die Prinzessin Elisabeth und die Gräfin von Hertford. Es ereignete sich nichts Erhebliches bei dem Festgelage, welches eben so reich und großartig war, als die früheren, und welchem alle Mitglieder des Conseils und alle Edelleute und andere angesehene Leute, die sich gerade im Tower befanden, als Gäste beiwohnten; aber Catharina's Eifersucht ward auf's Neue erregt durch Seymour's schlecht verhehlte Aufmerksamkeiten gegen ihre junge Nebenbuhlerin, Aufmerksamkeiten, die augenscheinlich der Prinzessin nichts weniger als unangenehm waren. Die vernachlässigte Königin

schmachtete nach einer Gelegenheit, Beide ihren Zorn fühlen zu lassen, aber da sich kein Vorwand zu einem derartigen Ausbruche der Leidenschaft fand, verzehrte sie sich in stiller Wuth.

Entweder hatte den Sir Thomas alle Klugheit verlassen, oder die Macht seiner Leidenschaft beraubte ihn aller Selbstbeherrschung, denn zu Ende des Bankets machte er nicht einmal den Versuch, Catharinen zu nahen, sondern er bot wiederum der Prinzessin seine Hand, und ohne auch nur einen Blick für die zurückgesetzte Königin zu haben, oder vielleicht auch ohne nur an sie denken, folgte er seinem königlichen Neffen und der Lady Jane Grey zur Halle hinaus. Catharina stand wie versteinert bei diesem Benehmen und preßte die Hand auf's Herz, wie um ihrer Bewegung Herr zu werden. Es war ihr noch nicht ganz gelungen, als Lady Hertford auf sie zukam.

„Mich dünkt, ich errathe, was in Eurer Majestät Innerem vorgeht," bemerkte die Gräfin.

„Welch' eine Unverschämtheit!" rief Catharina stolz aus. „Mit welchem Rechte behauptet Ihr, die Geheimnisse meines Innern zu kennen?"

„Eure Hoheit verrathen Ihre Gefühle durch den Mangel an Selbstbeherrschung," antwortete Lady Hertford. „Es ist wenig Scharfsinn nothwendig, um Das zu entdecken, was Jedermann sehen kann. Uebrigens verdienten meine freundlichen Absichten nicht diese Zurückweisung. Ich kam, um Euch zu warnen, Ihr seid betrogen — schändlich betrogen von ihm, dem Ihr vertraut. Ich habe beim Banket genug gehört, um mich davon zu überzeugen. Ich könnte mehr sagen — aber meine Lippen sind jetzt stumm."

„Nein, nein! Redet! — redet! Ich bitte Euch, theuerste Gräfin!" rief Catharina in höchster Aufregung. „Ihr saßet neben ihm und müßt gehört haben, was vorging — um der Barmherzigkeit willen, redet!"

„Beruhigt Euch, ich bitte Eure Hoheit," entgegnete Lady Hertford, im Stillen über ihren Schmerz jubelnd, obgleich sie sich den Anschein von Sympathie gab. „Ich kann mich in Eure Lage versetzen und will meine Hülfe leihen, wenn Ihr sie nicht verschmäht. Wenn Ihr wirklich von dieser unwürdigen Leidenschaft — so muß ich sie nennen, trotzdem, daß Sir Thomas der Bruder meines Gemahls ist, — die Ihr über Euch habt Herr werden lassen, befreit sein wollt, so begebt Euch morgen Nachmittag in Lady Herbert's Gemach an der nördlichen Gallerie, und Ihr werdet genug hören, um Euch von der Treulosigkeit Eures Liebhabers zu überzeugen."

„Hat Elisabeth ihm dort eine Zusammenkunft bewilligt?" fragte Catharina, indem sie Todtenbleich wurde.

„Eure Hoheit wird sehen," entgegnete Lady Hertford. „Wenn Ihr mir die Sache überlassen wollt, so werde ich sorgen, daß Ihr ungesehen Zeuge dieser Zusammenkunft sein könnt."

„Thut es, Gräfin," sprach Catharina. „Beweist mir, daß er meineidig ist, und ich will jedes Gefühl in mir ertödten, und wenn ich selbst darüber sterben sollte."

„Der Beweis soll nicht fehlen, verlaßt Euch darauf," entgegnete Lady Hertford. „Aber ich thue Dieses in der Hoffnung, Eure Hoheit zu curiren, — aus keinem anderen Grunde."

„Ich weiß es, und werde Euch für immer verpflichtet sein," erwiderte die Königin gnädig.

„Aber Eure Hoheit muß sich für den Rest des Abends Zwang auferlegen, um den Erfolg des Planes nicht zu stören," bemerkte Lady Hertford. „Weder Sir Thomas noch Lady Elisabeth dürfen sich beobachtet glauben."

„Es wird schwer halten, aber ich will's versuchen," seufzte Catharina.

„Zweifelt nicht, ich thue, wie ich sage; Eure Hoheit soll bei dem Rendez-vous zugegen sein. Es soll in Eurem Belieben stehen, sie zu überraschen, wenn's Euch gut dünkt. Ich empfehle mich nun Eurer Majestät unterthänigst."

— — — — — — — — — — — —

„Endlich bin ich gerächt für die Schmach! Nein, noch nicht ganz; aber morgen wird sie ganz ausgetilgt werden." So sprach die Gräfin zu sich selbst, indem sie die Königin verließ.

Zwölftes Kapitel.

Von der Zusammenkunft zwischen Sir Thomas Seymour und der Prinzessin Elisabeth, und wie dieselbe unterbrochen ward.

Sir Thomas Seymour verließ am andern Morgen sein Zimmer im Wardrobe-Tower nicht vor der zu der Zusammenkunft mit der Prinzessin festgesetzten Stunde. In großer Aufregung, aber doch mit stolzer Zuversicht machte er sich zu dem Gange bereit. Ugo Harrington, der ihm beim Ankleiden mit geholfen, und ihm zuletzt noch ein Paar parfümirte Handschuhe gereicht hatte, begleitete ihn bis zur Thür und wünschte „buona riuscita." Aber es war zum Mindesten zweifelhaft, ob der Blick der Dieners seinen Worten entsprach, sein Lächeln drückte mehr Bosheit als Theilnahme aus.

Als Seymour durch die langen und gewundenen Gänge des Palastes schritt, um die Zimmer zu erreichen, welche seine Schwester — Lady Herbert — bewohnte, zog seine stattliche Figur und seine prächtige Kleidung die Bewunderung des zahlreichen Dienstpersonals auf sich, welches in den Gallerien umherstand, und es hieß einstimmig, daß er der ritterlichste Herr am ganzen Hofe sei.

„Sir Thomas sieht so tapfer aus, wie ein König," be-

merkte ein Oberkoch, der in weißen Damast gekleidet war und eine goldene Kette um den Hals trug.

„Seine Hoheit der Lord-Protector kann sich nicht mit ihm messen," sagte ein eben so hell gekleideter Küchenjunge.

„Alle Damen am Hofe, sagt man, sterben vor Liebe zu ihm," sprach ein geputzter Diener, der in der Gewürzkammer angestellt war.

„Ihr solltet ihn bei einem Turniere sehen, meine guten Herren," meinte ein dicker Vorschneider in der Gesindehalle.

„Oder in der Reitbahn, oder auf dem Fechtboden," setzte ein schlanker Bursche hinzu. „Kein Mensch versteht mit dem Pferde so umzugehen oder das Rappier so zu handhaben, wie Sir Thomas Seymour!"

„Seine königliche Hoheit sollte ihn Ihrer Gnaden der Prinzessin Elisabeth zum Gemahl geben," bemerkte ein zierlich aufgeputzter Page. „Kein Anderer wäre ihrer so würdig."

„Das kann sein und auch nicht sein," nahm Xit das Wort, der mitten zwischen den Leuten stand. „Wenn der Vorhang aufgeht, so wird enthüllt werden, was dahinter ist," fügte er geheimnißvoll hinzu.

„Was willst Du damit sagen, kleiner Solon?" rief der Page. „Willst Du vielleicht andeuten, daß Du mehr wüßtest als wir, die wir schon so lange Diener Seiner Majestät sind!"

„Ich weiß, was ich weiß — und was ich Dir nicht anvertrauen werde, — darauf kannst Du Dich verlassen," entgegnete Xit.

„Es ist unerträglich, was sich der Knirps einbildet!" rief der Page. „Seit er des Königs Zwerg geworden ist, thut er wie ein spanischer Grande. Ich schlage vor, daß wir ihn aus unserer Gesellschaft treiben."

„Versuche es auf Deine Gefahr, Du aufgeblasene Puppe,"

erwiderte Kit stolz, indem er die Hand an den Griff seines Schwertes legte. „Ich weiche nicht, und, bei unserer lieben Frau, wer mich anrührt, soll's bereuen!"

„Ha! was ist Das?" rief Fowler, der gerade in dem Augenblicke herbeikam, „ein Wortwechsel dicht beim Audienzsaal! Beim heiligen Kreuz! Euer Betragen muß anders werden, meine Herren, oder Einige von Euch müssen dafür büßen! Ah! Du bist da, mein lustiges Männlein?" setzte er hinzu, indem er Kit bemerkte: „Komm, folge mir. Der König hat nach Dir gefragt."

„Merkst Du was, elender Page?" rief Kit mit dem Ausdruck tiefster Verachtung seinem Gegner zu. „Wenn meine Gesellschaft sich für Dich nicht ziemt, so doch für Deinen König und Herrn. Du kannst lange warten, bis Seine Majestät nach Dir schickt. Ich folge sofort, verehrter Herr Fowler," setzte er hinzu, indem er unter dem Hohne und Gelächter der Pagen und Diener hinter dem Dienstthuenden Gentleman einher stolzirte.

Unterdessen hatte Sir Thomas sein Ziel erreicht, und mit pochendem Herzen betrat er das Vorzimmer von Lady Herbert's Gemächern. Hier fand er einen alten Portier, der ihm mit tiefer Verbeugung meldete, daß Ihro Gnaden, Seymour's Schwester, im Augenblicke nicht daheim sei, aber bald zurückkehren werde.

„Ich will ihre Rückkehr abwarten, Thopas," sprach Sir Thomas, indem er auf das innere Gemach zuschritt.

„Nein, Sir Thomas, da drinnen sind zwei Damen!" rief der Portier.

„Alt oder jung, Thopas?" fragte Seymour.

„Was Das betrifft, Sir Thomas, so halte ich die Eine weder für alt noch für für jung, sondern mitten zwischen Beidem, sie ist, wie man sagt, noch eine hübsche Frau. Die Andere aber halte ich für jung, obschon ich es nicht ganz be-

stimmt sagen kann, weil ihr Gesicht verhüllt war, aber Haltung und Gestalt verriethen ein junges Mädchen."

„Ich will hinein und darüber in's Klare kommen," sagte Seymour, über des alten Mannes Beschreibung der Prinzessin und ihrer Erzieherin lächelnd. Und indem er die Tapete aufhob, trat er in das anstoßende Gemach.

Es war ein großes Zimmer, mit kostbaren Tapeten in Silberstoff behangen. In Letzteren waren mit kunstreicher Hand goldene Nägel gestickt, während auf der Tapete Rosen, Lilien und Löwen prangten. Ueber dem weit vorspringenden Kaminmantel befand sich ein Lebensgroßes Portrait Heinrich's VIII. von Holbein gemalt, der ebenfalls das Modell zu dem Kamine entworfen hatte. Die Decke war von Holz, mit grotesquen geschnitzten Figuren verziert. Ein sehr tiefes Fenster mit farbigen Scheiben bildete eine Nische, und dort, an dem mit einem türkischen Teppiche überhangenen Tische, saßen zwei Damen, von denen die Eine Prinzessin Elisabeth, die Andere ihre Erzieherin Mistreß Ashley war. Von Letzterer muß bemerkt werden, daß sie sehr liebenswürdig und wohlunterrichtet war, aber auch ganz ungemein nachsichtig gegen die Launen ihrer etwas eigenwilligen Elevin, von der sie närrisch eingenommen war, und die mit ihr machte, was ihr gerade gefiel.

Mistreß Ashley saß im Hintergrunde der Nische und war so sehr mit ihrem Buche beschäftigt, daß man annehmen konnte, sie bemerkte Sir Thomas Seymour's Eintreten gar nicht. Welchen Gebrauch sie von ihren Ohren machte, können wir nicht berichten. Die Liebenden selbst kümmerten sich wenig um sie.

Als Elisabeth Sir Thomas sah, stand sie auf und kam ihm entgegen. Seymour warf sich ihr sofort zu Füßen.

„Steht auf, Sir Thomas," sagte sie, „in dieser Stellung kann ich Euch nicht anhören."

„Verzeiht, meine süße Heilige, wenn ich ungehorsam bin!“ rief Seymour leidenschaftlich. „Ich liege als ein Bittender vor Eurem Schrein und kann nicht aufstehen, bis mein Gebet erhört worden ist. Wehrt mir nicht, Euch so gedemüthigt meine Gelübde darzubringen und — auszusprechen, wie tief und innig ich Euch liebe.“

„Nein, in Wahrheit, Ihr müßt thun, wie ich sage,“ erwiderte Elisabeth in einem Tone, dem gehorcht werden mußte.

„Bin ich Euch denn gleichgültig geworden!“ rief Seymour mit verzweifelndem Ausdrucke, indem er aufstand. „Habe ich mich selbst getäuscht mit der Hoffnung, daß meine Liebe erwidert würde?“

„Wenn ich Euch nicht liebte, Sir Thomas, so würde ich nicht hier sein,“ entgegnete sie.

Seymour enthielt sich kaum, abermals zu ihren Füßen zu stürzen.

„Niemals klangen Worte einem sterblichen Ohre so süß, theuerste Prinzessin!“ rief er. „Sprecht sie noch einmal! O noch einmal! Ich kann kaum glauben, daß ich recht gehört habe.“

„Ihr erinnert mich, daß ich schon zu viel gesagt habe. Und doch möchte ich offen gegen Euch verfahren. Es liegt in meiner Natur, offenherzig zu sein.“

„Ich weiß es! Ich weiß es! Beglückt mich noch einmal mit den Worten, ich beschwöre Euch! Mein Herz verlangt darnach.“

„Nun denn, zum zweiten Male sei es gestanden: ich liebe Euch, Sir Thomas! Seid Ihr zufrieden?“

„O, wie soll ich Euch für das Glück danken, womit Ihr mich überschüttet! Wie könnte ich nur Worte finden, um Euch meine Bewunderung Eurer unvergleichlichen Schönheit auszudrücken! Welche Gelübde könnte ich thun, um Euch meiner Ergebenheit zu versichern! Ein ganzes Leben reicht

nicht hin, um sie zu beweisen, — aber mein ganzes Leben soll Euch gewidmet sein!"

„Ihr wollt mich also glauben machen, daß ich der einzige Gegenstand Eurer Neigung bin, Sir Thomas?" sagte sie, indem sie ihn prüfend anschaute.

„Könnt Ihr einen Augenblick zweifeln, schöne Prinzessin?" erwiderte er. „Nein, Euch gehört mein ganzes Herz!"

„Mein Verdacht kann unbegründet sein, — so will ich mich seiner zu entschlagen suchen. Das Gerücht nennt Euch einen Bewunderer unseres Geschlechts überhaupt."

„Das Gerücht lügt, wie es gewöhnlich thut, schöne Prinzessin, es lügt, wenn es sagt, daß ich ein schönes Weib anders bewundere, als ein meisterhaftes Bild oder eine herrliche Statue. Ein reizendes Weib entzückt mein Auge, aber nur wie ein Gegenstand, den man gern anschaut."

„Zählt Ihr die Königin, meine Stiefmutter, mit zu den Frauen, die Ihr nur etwa wie ein Gemälde oder eine Statue anschaut, Sir Thomas?" fragte Elisabeth.

„Ohne Zweifel," erwiderte er, „die Schönheit Ihrer Majestät erweckt kein anderes Gefühl in mir. Euch aber, schöne Prinzessin, kann ich nicht kühl betrachten."

Etwas wie ein Seufzer traf in diesem Augenblicke das Ohr der Beiden, aber sie achteten nicht darauf, weil sie meinten, Mistreß Ashley seufze.

„Mißtraut mir nicht, ich bitte Euch, schöne Prinzessin," fuhr Seymour, ungeduldig, alle etwaigen Zweifel in Elisabeth's Brust zu beschwichtigen, fort. „Königin Catharina's gnädiges Benehmen gegen mich hat meinerseits vielleicht ein lebhaftes Gefühl der Dankbarkeit hervorgerufen, was für ein wärmeres Interesse gehalten worden sein kann. Ich sage nicht, daß Dem so ist, aber es kann sein."

„Die Königin redet sich ein, daß Ihr sie liebt — da-

von bin ich überzeugt," sprach Elisabeth. „Täuscht sie sich selbst, oder täuscht Ihr sie?"

„Wahrlich, ich täusche sie nicht. Aber für eine Selbsttäuschung von Seiten Ihrer Majestät kann ich nicht einstehen."

„Pst! Was war Das?" rief Elisabeth, „mich dünkt, ich hörte einen Seufzer."

„Eure Erzieherin muß ein sehr rührendes Buch lesen, denn sie seufzt schon zum zweiten Male," antwortete Seymour. „Aber nun, da ich Euch jede nur mögliche Versicherung meiner Treue und Beständigkeit gegeben habe, beschwöre ich Euch, mich auch nicht länger in Ungewißheit zu lassen. Darf ich dies Zimmer mit der beseligenden Gewißheit verlassen, daß ich Euch mein nennen werde, oder überlaßt Ihr mich der Verzweiflung?"

„Ihr sollt nicht ganz verzweifeln, Sir Thomas. Aber Ihr müßt warten. Ich bin noch zu jung, um schon an eine Heirath zu denken, bis dahin müssen noch einige Jahre vergehen. Aber jetzt liebe ich Euch und glaube nicht, wankelmüthig zu sein. Mehr kann ich nicht sagen."

„Prinzessin!"

„Ich bin die Tochter Heinrich's des Achten," fuhr Elisabeth fort, „und als Solche werde ich Nichts thun, was meines großen Vaters oder meiner selbst unwürdig wäre. Von allen Männern, die ich je gesehen, seid Ihr der Ritterlichste. Ihr — wie ich bereits gesagt — habt mein jungfräuliches Herz gewonnen. Aber um meine Hand zu gewinnen, müßt Ihr steigen, denn nimmer werde ich ein Bündniß unter meinem Range schließen. Wäret Ihr an Eures Bruders Stelle — wäret Ihr Lord-Protector des Reichs — so würde ich nicht Nein sagen. Aber bis es Euch gelingt, eine meiner würdige Stellung zu erlangen, — bis dahin muß ich meine Liebe zu Euch beherrschen."

„Wenn mein Ehrgeiz eines Spornes bedürfte, so wür-

den mir Eure Worte ein solcher sein," sagte Sir Thomas. „Daß ich es gewagt habe, meine Augen zu Euer Majestät zu erheben, mag mein Streben nach dem Höchsten beweisen und kein scheinbar unübersteigliches Hinderniß soll mich abhalten, es zu erringen. Ich brauche Euch kaum zu sagen," fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu, „daß ich des Königs, Eures Bruders Lieblingsoheim bin, und daß, wenn es mir beliebt, meinen Einfluß auf meinen königlichen Neffen geltend zu machen, die Würde, die Ihr zur Erlangung Eurer Hand für nöthig erachtet, mein werden wird. Als meine Gattin soll Eure Majestät keiner Dame im ganzen Königreiche nachstehen."

„Aber Edward kann unserer Verbindung entgegen sein," sprach Elisabeth.

„Seine Majestät schlägt mir Nichts ab — selbst nicht Eure Hand," erwiderte Seymour.

„Aber der Lord-Protector — und das Conseil?"

„Alle Hindernisse sollen meinem Entschlusse weichen."

„Wenn Edward unter Aufsicht des Lord-Protectors bleibt, so werdet Ihr bald Euren Einfluß auf ihn verlieren."

„Das laßt meine Sorge sein," entgegnete Seymour bedeutungsvoll. „Ich bin entschlossen, den höchsten Wurf zu wagen und ihn zu gewinnen oder Alles zu verlieren. Doch die Macht gewinnen ohne den Preis, der allein der Macht den Werth verleiht, das hieße Nichts erreichen. Ich bin es zufrieden, bis zu dem Zeitpunkte zu warten, wo meine Stellung mir erlaubt, um Eure Hand zu bitten. Aber um meine Zuversicht zu stärken, bitte ich Euch, gebt mir eine Gewähr für die Zukunft: verlobt Euch mir."

„Ich binde mich nicht gern in dieser Weise," sprach Elisabeth schwankend.

„Nein, weigert mir's nicht, ich bitte Euch!"

Nach einem kurzen inneren Kampfe, während dessen ihr

Liebhaber noch dringlicher bat, gab Elisabeth nach mit den Worten: „Sei es, wie Ihr wollt. Ich bleibe bei Dem, was ich gesagt. Mistreß Ashley soll Zeuge unserer Verlobung sein."

Damit reichte sie Seymour ihre Hand, er preßte sie an seine Lippen, und sie schritten zusammen auf die Nische zu, in welcher immer noch die Erzieherin saß, als plötzlich die Tapete an der rechten Seite des Zimmers zur Seite gezogen wurde und — Königin Catharina vor ihnen stand.

Dreizehntes Kapitel.

Wie die Gräfin von Hertford um ihre Rache betrogen ward; und auf welche Art Xit den König zu zerstreuen sucht.

Die beleidigte Königin war todtenbleich. Aber ihr Auge schleuderte Blitze auf das erschrockene Paar, und sie schien nicht übel Lust zu haben, Beide zu vernichten. Catharina war in der That entsetzlich in diesem Augenblicke, und es gehörte nicht wenig Muth dazu, ihrem Blicke Stand zu halten. Aber Elisabeth besaß diesen Muth in hohem Grade, und wenn sie auch anfänglich bei dem plötzlichen Erscheinen der wüthenden Königin ein Wenig betroffen war, so sammelte sie sich doch fast augenblicklich und schaute Catharinen mit einem Blicke an, der kaum weniger haßerfüllt und rachesüchtig war, als der der Königin selbst.

Sir Thomas' Lage war eine ganz andere und viel schwierigere. Er hatte allen Grund, zu fürchten, daß er durch diese plötzliche Dazwischenkunft Beide, Elisabeth sowohl wie die Königin verliere. Letztere hatte ohne Zweifel seine Treulosigkeit entdeckt — seine sofortige Bloßstellung vor der Prinzessin stand zu erwarten. Aber er war nicht so leicht niedergedonnert, und obgleich die Situation im höchsten Grade fatal,

fast verzweifelt war, so verlor er doch keinen Augenblick seine Geistesgegenwart.

„Halt!" rief Catharina, drohend ihre Hand ausstreckend, als die Beiden bei ihrem Anblicke zurücktraten. „Kein Verlöbniß kann zwischen Euch stattfinden. Ich verbiete es im Namen des Conseils. Es würde in directem Widerspruche mit dem Willen Eures Vaters stehen, Elisabeth, und bei der Ehrerbietung, die Ihr seinem Andenken schuldig seid, heiße ich Euch, davon abzulassen!"

„Ihr habt große Ehrerbietung gegen des Königs, meines Vaters, Andenken, muß ich gestehen Madame," entgegnete verächtlich die Prinzessin.

„Ich verdiene den Hohn, aber er ziemt sich nicht von Euren Lippen," sprach Catharina.

„Warum nicht von meinen?" rief Elisabeth. „Mich dünkt, Niemand hat ein größeres Recht als ich, König Heinrich's Wittwe anzuklagen, die Sitte und Pflicht gleich wohl vergessend, sein Andenken zu verunrehren sucht, — so weit als ein so Glorreiches Andenken verunehrt werden kann — indem sie an eine Heirath mit einem Andern denkt, ehe noch der Leib ihres Königlichen Gemahls in die Gruft gelegt worden ist."

„Prinzessin!" unterbrach Seymour, „Ihr seid im Irrthume."

„Was hat Ihre Majestät hier zu thun, wenn Eifersucht sie nicht herführt?" rief Elisabeth. „Nein, ich irre nicht. Als Ihre Majestät und ich uns gestern begegneten, da fühlte ich, daß ich eine Nebenbuhlerin hatte. Leugne sie, wenn sie kann."

„Ich will nicht versuchen zu leugnen," entgegnete Catharina mit Würde. „Ich bin schändlich betrogen worden und bereue bitterlich, daß ich auf die Stimme des Versuchers hörte. Aber der Schmerz des Augenblickes diene zur Sühne meines

Fehlers, wie groß er auch sein mag. Möget Ihr, Elisabeth, niemals die Demüthigung empfinden, niemals Euch die Selbstvorwürfe machen, wie ich in diesem Augenblicke. Ich will mein Thun nicht bemänteln, aber Das kann ich sagen, daß in diesem ganzen Königreiche kein elenderes Weib existirte und existiren konnte, als Catharina Parr, die beneidete Gattin Eures Vaters, König Heinrich's. Es war eine böse Stunde, in der ich, geblendet von dem Glanze einer Krone, und der Festigkeit meiner eigenen Grundsätze vertrauend, einwilligte, sein Weib zu werden! Seit jenem verhängnißvollen Augenblicke habe ich wenig Frieden gekannt. So angstvoll ich auch die Launen meines wankelmüthigen Gemahls studirte, so war es doch kaum möglich, ihm zu Gefallen zu leben; und ihn erzürnen, wäre mein Verderben gewesen. Umringt von Feinden, war ich beständig geheimen Machinationen preisgegeben, und da der König allen gegen mich eingebrachten Klagen ein williges Ohr lieh, so entging ich ihnen nur mit Noth. Mein Dasein war ein elendes — so elend, daß ich, obgleich mit dem Scheine der Macht umkleidet, freudig mein Loos mit der Geringsten meiner Unterthaninnen vertauscht haben würde. Keine Liebe konnte eine solche Behandlung überdauern. Schrecken zertrat die glimmende Asche schwindender Zuneigung. Ich nahte meinem schrecklichen Gemahl nicht anders als mit Bangen und Zagen, ich war nicht sicher, ob mein Weg von ihm nicht auf's Schaffott führte. War es ein Wunder, daß ich nach beinahe vier Jahren solchen Elendes, als die Tage meines Elends ihrem Ende sich zuneigten, mich den Aufmerksamkeiten Eines, der mich zu bemitleiden schien und der mich anzubeten vorgab, nicht ganz unempfindlich erwies? War es ein Wunder, daß ich, als der Tod mich endlich von unerträglicher Tyrannei erlöste, vergaß, daß ich die Wittwe eines großen Königs, aber grausamen Gatten war, und daß ich, ehe er, der mich mehr denn einmal mit dem Tode be-

droht, der selbst bereits den Befehl zu meiner Hinrichtung gegeben hatte, in's Grab gelegt ward, ihm meine Hand versprach, der geschworen hatte, meine vergangenen Leiden durch ein Leben voller Hingebung zu sühnen? War es ein Wunder, daß ich mich von Sir Thomas Seymour täuschen ließ, der mit Schlangenzungen redet und der ebenso gleißnerisch und heuchlerisch, als treulos ist? Kein Wort reicht aus, um die Verachtung auszudrücken, die ich gegen ihn hege. Mein Betragen mag nicht ganz Tadelfrei sein, und Manche mögen es, wie Ihr gethan, Elisabeth, ungeziemend nennen. Aber welche Achtung schulde ich dem Andenken Eines, der mich behandeln konnte, wie Euer königlicher Vater mich behandelte? Leichtfertigkeit hat man mir nicht vorgeworfen, und ich war immer treu und gehorsam und dem Könige unterthan in allen Dingen. Aber jetzt sind alle Bande zwischen uns gelöst. Ich schulde ihm Nichts, nicht einmal Bedauern. Ich will keinen Vergleich ziehen zwischen mir und den unglücklichen Königinnen vor mir, aber übel ziemt es Anna Boleyn's Tochter, mir einen Vorwurf zu machen."

„Ich bitte Eure Majestät um Verzeihung," sprach Elisabeth, „aber ich bin auf ebenso niedrige Weise betrogen worden, als Ihr selbst," fügte sie mit einem verächtlichen Blick auf Seymour hinzu.

„Bevor Eure Hoheit mich verdammt, höret wenigstens, was ich zu meiner Vertheidigung zu sagen habe," flehte Seymour demüthig.

Aber Elisabeth würdigte ihn nicht einmal eines Blickes, sondern sprach, zu Catharina gewendet: „Eure Majestät hat ganz Recht in Ihrem Urtheile über diesen Mann. Er ist falsch und geschmeidig wie die Schlange, aber niedriger noch wie jenes Reptil. Er hat uns Beide betrogen. Machen wir gemeinschaftliche Sache gegen ihn, um ihn zu zertreten."

„Ihr seid Rachsüchtig, schöne Prinzessin," rief Seymour,

„aber ich wollte Euch Beiden rathen, Euch und Eurer Majestät, zwei Mal zu bedenken, bevor Ihr einen solchen Versuch macht.“

„Ah! Nun sehen wir ihn in seinem wahren Character,“ rief Elisabeth. „Die Schlange hat ihren Stachel gezeigt.“

„Genug, wir haben ihn entlarvt,“ entgegnete Catharina. „Ich werde ihn zu vergessen suchen,“ fügte sie mit einem Seufzer hinzu.

„Ihre Majestät wird weich,“ murmelte Seymour, die Königin aufmerksam beobachtend. „Hier ist noch nicht Alles verloren. Wäre sie allein, so würde ich nicht daran verzweifeln, mein Terrain mit einem Male wieder zu gewinnen.“

Einen Augenblick schien es, als ob sich eine solche Chance böte, denn Elisabeth machte Anstalt, sich zu entfernen, und rief ihre Erzieherin, die der Scene voll Schrecken und ungewiß, wie sie enden würde, beigewohnt hatte. Dann blickte die Prinzessin nach der Königin hin, als ob sie erwarte, daß dieselbe sie begleite. Catharina aber blieb unschlüssig und Seymour triumphirte schon.

In diesem Augenblicke trat ein Page in's Zimmer und meldete: „Der König!“

Hierauf blieben die Prinzessin und ihre Erzieherin stehen.

„Was führt den König hierher?“ fragte Catharina. „Ah, ich verstehe. Ist Seine Majestät ohne Begleitung?“ fragte sie den Pagen.

„Die Gräfin von Hertford ist bei ihm, Majestät,“ antwortete der Page.

„Das vermuthete ich,“ dachte Catharina; und indem sie sich der Prinzessin näherte, flüsterte sie: „Seid vorsichtig. Die Gräfin hat bereits Uebeles genug angestiftet. Sie darf nicht über uns triumphiren.“

„Fürchtet Nichts von mir,“ entgegnete Elisabeth in

demselben Tone. „Kein Wort meinerseits soll Eure Majestät verrathen.“

Unterdeß trat ein zweiter Page ein und rief wie der Erste: „Der König!“ Dann folgte ein Ceremonienmeister, der ein Schwert trug und eine ähnliche Ankündigung machte. Darauf ward die Tapete, welche den Eingang bedeckte, zur Seite gezogen und Edward trat in Begleitung der Gräfin von Hertford ein. Hinter dem Könige kamen Fowler und Xit.

Lady Hertford's erster Blick, als sie in's Zimmer trat, galt Catharinen, und sie war nicht wenig erstaunt und getäuscht, sie so ruhig und gelassen aussehend zu finden. Durch eine gewaltsame Anstrengung hatte Catharina ihre Fassung wiedergewonnen. Auch an Elisabeth waren keine Symptome von Aufregung wahrzunehmen. Was Sir Thomas Seymour betrifft, so war er so vollkommen unbefangen, daß kein Mensch ahnen konnte, er sei der Hauptacteur in einer Scene, wie die eben vorgegangene, gewesen. Die einzige Person, welche ihre Bestürzung nicht ganz überwinden konnte, war Mistreß Ashley. Aber um sie bekümmerte sich Lady Hertford wenig.

Nachdem der König die Begrüßung aller Anwesenden entgegengenommen, wandte er sich an Lady Hertford mit den Worten: „Als Ihr mich hierherzukommen ersuchtet, gute Tante, verspracht Ihr mir eine angenehme Ueberraschung und Unterhaltung; worin besteht nun die Ueberraschung?“

„Nach Ihrem Aussehen zu urtheilen, ist meine gute Schwägerin selbst überrascht,“ sprach Sir Thomas Seymour, „aber vielleicht nicht so angenehm, als sie hoffte. Auf alle Fälle bin ich ihr dafür verbunden, daß sie Eure Majestät hierhergeführt hat, obgleich ich fürchte, die Mühe lohnt sich nicht.“

„Vielleicht war meine Anwesenheit die Eurer Majestät zugedachte angenehme Ueberraschung,“ bemerkte die Königin-

Wittwe. „Wenn Dem so ist, so werde ich mich sehr geschmeichelt fühlen."

„Oder meine," fügte Elisabeth hinzu, „obgleich Lady Hertford kaum wissen konnte, daß ich hier war."

„Darin irrt sich Eure Hoheit," entgegnete die Gräfin. „Ich wußte es ganz genau, daß Ihr hier waret. Vielleicht wird Sir Thomas erklären, warum auch er hier ist."

„Nichts einfacher, gute Schwägerin," antwortete Seymour. „Ich kam hierher, um meine Schwester Herbert zu besuchen, und da ich hörte, daß sie sich in einem andern Theile des Palastes befinde, so würde ich mich sogleich wieder entfernt haben, wenn ich nicht Ihre Gnaden, Lady Elisabeth und Mistreß Ashley im Zimmer gefunden hätte. Ich verweilte einige Minuten im Gespräch mit ihnen, bis Ihre Majestät, die Königin-Wittwe kam und mich bis jetzt zurückhielt."

„Eine glaubwürdige Geschichte!" rief Lady Hertford aus. „Ich kann eine andere Erklärung geben."

„Wirklich! Bitte, so thut es, gute Tante," sagte Edward.

Aber die Antwort der Gräfin wurde durch einen furchtbar drohenden Blick Seymour's abgeschnitten.

„Ich habe mich eines Andern besonnen und stehe davon ab, mehr zu sagen," sprach Lady Hertford.

„Nein, gute Tante, damit bin ich nicht zufrieden," rief Edward. „Ihr zieht Sir Thomas' Wahrhaftigkeit in Zweifel und seid doch nicht im Stande oder nicht geneigt, ihn zu widerlegen."

„Dringt nicht weiter in meine Schwägerin, Sire," sprach Seymour. „Ihr merkt wohl, sie hatte einen Scherz auf meine Kosten im Sinne, und die volle Erklärung, die ich gegeben habe, hat ihm die Spitze abgebrochen." Und wieder warf er der Gräfin einen strengen Blick zu.

„Ah! So ist es, liebe Tante?“ rief Edward lachend. „Gesteht, Ihr habt fehlgegriffen.“

„Das ist nicht zu leugnen, Sire,“ antwortete Lady Hertford.

„Wer Unheil stiften will, sollte immer fehlgehen,“ sprach Catharina.

„Nein, Eure Majestät seid zu strenge,“ entgegnete Edward. „Unsere gute Tante hatte nichts Böses im Sinne bei ihrem Vorschlage.“

„So glaubt Eure königliche Hoheit, und es ist gut, wenn Ihr der Meinung bleibt,“ erwiderte die Königin.

Eine Antwort von Seiten der Gräfin auf die unkluge, sarcastische Bemerkung der Königin-Wittwe ward durch Sir Thomas Seymour verhindert, indem er seine Schwägerin beständig mit seinen Augen bewachte.

Jetzt trat Xit vor und sprach mit einer Verbeugung: „Eure Majestät kamen hierher, um überrascht und unterhalten zu werden. Es wäre Schade, wenn Ihr getäuscht würdet. Eure liebenswürdige Natur schlichtet auch gern Streitigkeiten, wenn deren unglücklicher Weise stattfinden. Möchtet Ihr nun geruhen, der Gräfin Hertford zu befehlen, daß sie Ihrer Majestät, der Königin-Wittwe, ihre Hand reicht?“

„Sire!“ rief die Gräfin, „Ihr werdet Das nicht dulden!“

„Doch, doch, gute Tante. Der Bursche hat irgend einen Spaß im Sinne, den ich ihm nicht durch eine Weigerung verderben möchte.“

So gedrängt, näherte sich Lady Hertford mit großem Widerstreben der Königin. Catharina aber richtete sich stolz empor und hielt die Gräfin mit einem kalten Blicke zurück.

„So! So!“ rief Xit mit einem komischen Blicke auf den König. „Vielleicht gelingt uns der nächste Versuch besser. Will Eure Majestät geruhen, Sir Thomas Seymour aufzufordern, die Hand Ihrer Gnaden, der Lady Elisabeth zu nehmen?“

„Warum?" fragte Edward.

„Ihr werdet sehen," antwortete der Zwerg.

„Unterstehst Du Dich mit mir zu scherzen, elender Bursche?" rief die Prinzessin aus, indem sie ihm eine gehörige Ohrfeige gab..

„Oh weh! Daß eine so sanfte Hand so derb schlagen kann," bemerkte Xit, indem er sich die Wange rieb. „Aber noch bin ich nicht fertig, Sire. Als letzte Probe, bitte ich Euch, laßt Sir Thomas Seymour seine Hand der Königin reichen."

„Der Befehl wäre unnütz!" rief Catharina. „Er soll mir nicht nahe kommen."

„Das Geheimniß ist heraus!" rief Xit triumphirend. „Hier ist ein Streit gewesen. Das also war die Eurer Majestät zugedachte angenehme Ueberraschung."

„Bei meiner Treu'! Ich glaube der närrische Kerl hat Recht."

„Du nimmst Dir merkwürdige Freiheiten heraus, Bursche," sprach Seymour zu dem Zwerge, „aber wenn Du Dir noch einmal Aehnliches mit mir erlaubst, dann sollen Deine Ohren für Deine Unverschämtheit bezahlen."

„Eines hat schon bezahlt," antwortete Xit, indem er sich hinter den jungen Monarchen flüchtete. „Meine Ohren gehören dem Könige, und wenn Eure Lordschaft sie mir nimmt, so beraubt Ihr Seine Majestät. Ihr seid, mit Erlaubniß zu sagen, Sire, in den April geschickt, und es ist die Aufgabe Eures getreuen Zwerges, Euch mit Anstand aus der Affaire zu ziehen, — eine Aufgabe, die er erfüllt hat."

„Aus dem Munde der Narren geht oft Weisheit hervor," bemerkte Edward. „Wir haben mehr von Deiner Narrheit gelernt, als wir vielleicht durch eigene Beobachtung gethan haben würden. Daß irgend ein Mißverständniß herrscht, ist klar — woraus es entstanden, brauchen wir nicht

zu wissen; aber es muß ausgeglichen werden. Kommt, gute Tante," sagte er zu Lady Hertford, „Ihr geht wieder mit uns, und was Euch betrifft, lieber Onkel," fügte er mit gnädigem Lächeln zu Diesem gewendet hinzu, „da weder die Königin, unsere Mutter, noch die Prinzessin, unsere Schwester, Eure Gesellschaft zu wünschen scheinen, so wollen wir sie davon erlösen und Euch bitten, uns zu einer Inspection unserer Rüstkammer zu begleiten."

Indem er die Königin-Wittwe und Elisabeth grüßte, verließ er mit Sir Thomas und Lady Hertford das Zimmer; die Pagen und Diener mit Fowler und Xit folgten.

Sir Thomas blieb einige Zeit in Begleitung seines Neffen, und obwohl ihm keineswegs wohl zu Muthe war, so bemühte er sich doch so erfolgreich, seine Stimmung zu verbergen und unterhielt sich mit so viel anscheinender Heiterkeit und Lebhaftigkeit, daß es ganz unmöglich war, zu vermuthen, wie wenig sein Inneres seinem äußeren Wesen entsprach.

In Gesellschaft seines Oheims besuchte der junge König die Rüstkammer und besah den ungeheueren Vorrath von Kriegsmaschinen, die um jene Zeit darin aufbewahrt wurden.

Edward's Aufmerksamkeit ward zunächst von den Rüstungen in Anspruch genommen, nämlich von den Brustharnischen rundlicher Form, wie sie damals gebräuchlich waren, mit Beinschienen, Helmen und Panzerhandschuhen. Schwerter in allen Größen und Formen, von der schweren, zweischneidigen Waffe bis zu der feinen Damasceuer Klinge, wurden dann aufmerksam geprüft, dazu andere damals gebräuchliche Vertheidigungswaffen, wie Lanzen, Streitäxte, Partisanen und Streithämmer. Seymour nahm die Gelegenheit wahr, indem er den König auf diejenigen Gegenstände hinwies, die seiner Aufmerksamkeit am Meisten würdig waren, seine Brust mit der Begier nach kriegerischem Ruhme zu entflammen, und bis zu einem gewissen Grade gelang ihm dies auch. Edward's

Wange glühte und sein Auge leuchtete, indem er den detaillirten Schilderungen lauschte, die sein Oheim von einigen Gefechten des letzten Krieges mit Frankreich machte.

„Mit der Zeit wird Eure Majestät ohne Zweifel das Heer in eigener Person anführen,“ äußerte Seymour zum Schluß, „und dann werden unsere Feinde finden, daß England einen andern Edward besitzt, tapfer wie der Dritte dieses Namens, oder wie der schwarze Prinz, sein kriegerischer Sohn.“

„Mag sein, später,“ entgegnete der König mit einem gnädigen Lächeln. „Unterdeß aber müssen wir den Oberbefehl über unsere Heere Solchen anvertrauen, die fähiger sind, als wir selbst.“

„Ah! Hier ist eine Waffe, die Eurer Majestät Aufmerksamkeit verdient,“ rief Seymour aus, indem er ein großes zweischneidiges Schwert herunternahm. „Mit diesem Schwerte hat Euer erhabener Vater oft im Turniere mit dem Herzoge von Suffolk, der ihm allein gewachsen war, gekämpft. Eure königliche Majestät wird es kaum heben können.“

„Laßt mich versuchen!“ rief Edward, indem er die mächtige Waffe nahm und sich vergeblich bemühte, sie zu schwingen. „Nein, in Wahrheit, es geht über meine Kräfte,“ fügte er hinzu, indem er das Schwert seinem Oheime zurückgab.

„Ich will Eurer Majestät lehren, es zu handhaben, daß Euch zehn gewöhnliche Schwerter Nichts anhaben können,“ rief Sir Thomas, und bis auf eine genügende Distance zurücktretend, schwang er das riesige Schwert mit ungeheurer Schnelligkeit, indem er erst einen Stoß damit führte und dann einen abwärts gerichteten Hieb. „So,“ sprach er lachend, „ein Jeder dieser Streiche hätte den Feind getödtet. Aber man kann das Schwert auch mit der linken Hand halten und auf diese Weise stoßen,“ fuhr er fort, indem er seine Worte

mit einer entsprechenden Bewegung begleitete. „Aber dann lauft Ihr Gefahr, daß der Gegner das Schwert zu fassen bekommt und Euch dessen beraubt."

„Das scheint mir auch," erwiderte Edward. „Was meinst Du, ob Du das Schwert heben kannst?" fügte er, zu Xit gewendet, hinzu, der Sir Thomas Seymour's Bewegungen mit großer Bewunderung folgte.

„Ich zweifle nicht, daß ich es schwingen kann, Sire, ja, ich könnte selbst einen Stoß damit führen," entgegnete der Zwerg vertrauensvoll. „Ich habe Og's Partisane getragen, und Das ist eine mächtigere Waffe."

„Gebt es ihm, lieber Onkel," sprach der König.

„Es ist kein Spielzeug für seine Hände," rief Sir Thomas, indem er das gewaltige Schwert klirrend niederfahren ließ, so daß Xit erschreckt zurück fuhr. Aber er trat augenblicklich wieder vor, und indem er den Griff mit beiden Händen faßte, bemühte er sich vergebens, einen Kreis mit der Waffe zu beschreiben. Nach wiederholten Anstrengungen, die seinen Kopf in einige Gefahr brachten und den König sehr amüsirten, mußte Xit ablassen und bekennen, daß das Schwert zu schwer für ihn sei.

Sir Thomas erklärte dann die verschiedenen Kampfesweisen und wie Streitaxt, Hellebarde und Partisane zu Hieb, Stich und Stoß gehandhabt würden, indem er zugleich seine Erklärungen practisch mit den Waffen, die er mit größter Gewandtheit handhabte, erläuterte. Als die Lection vorbei war, kehrte Edward in den Palast zurück, ließ Doctor Cox und Sir John Cheke rufen und lag eifrigst seinen Studien ob, während Seymour froh war, erlöst zu sein, und sich nach dem Wardrobe-Tower begab.

Vierzehntes Kapitel.

Wie Ugo Harrington in Sir Thomas Seymour's Vertrauen gezogen wird.

Sobald Sir Thomas sein eigenes Zimmer betrat, legte er die Maske ab, und sein Diener, der am Ausdrucke seines Gesichtes erkannte, daß irgend Etwas schief gegangen war, hütete sich wohl, ihn anzureden, sondern beobachtete seinen Herrn mit einem sonderbaren Lächeln, als er sich ärgerlich auf ein Ruhebett hinwarf. Nach einer Weile brach Seymour das Schweigen.

„Du kannst ungefähr errathen, was passirt ist, Ugo," sprach er. „Aber die Sache steht viel schlimmer, als Du Dir vorstellen kannst. Ich habe sie Beide verloren."

„Diavolo! Beide! Wie Das Monsignore?"

„Gerade diejenige Person auf Erden, die ich am Weitesten weggewünscht hätte, war insgeheim Zeuge meiner Unterredung mit der Prinzessin; und gerade in dem Augenblicke, als ich des Preises sicher zu sein glaubte, ward er mir entrissen. Wenn ich Dir sage, daß Königin Catharina hinter der Tapete hervortrat, wo sie auf der Lauer gestanden und alle meine Liebesbetheuerungen, alle meine Gelübde angehört

hatte, so kannst Du Dir die Scene denken, die nun folgte. Ihre Majestät sah aus, als ob sie mich durchbohren möchte, wie die liebenswürdigen Florentinerinnen es zuweilen mit ihren treulosen Liebhabern machen. Aber Das war Nichts im Vergleich zu den Vorwürfen, die ich von beiden Seiten zu hören bekam. Sie tönen mir noch in den Ohren."

„Die Situation muß Nichts weniger als angenehm gewesen sein. Und es mißlang Euch, Monsignore, Eine der beiden Damen zu versöhnen?"

„Mißlang vollständig, Ugo. Die Prinzessin ist sicher verloren, und ich fürchte, die Königin ebenfalls."

„Per dio! das ist schlimm. Ihr werdet Euch erinnern, ich hatte eine schlimme Ahnung, als Eure Lordschaft auf solch' ein Abenteuer ausging."

„Ich wollt', ich wär' Deinem Rathe gefolgt, Ugo, und Catharinen treu geblieben. Aber ich war von Elisabeth's Reizen bezaubert; selbst jetzt noch, wo sie mich verachtet, bete ich sie an."

„Und Ihr sagt, sie ist verloren?"

„Ach ja! Ugo — unwiderbringlich verloren."

„In dem Falle denkt nicht mehr an sie, sondern richtet Eure Gedanken ganz auf die Königin — Das heißt, wenn Ihr die Hoffnung habt, Euer altes Verhältniß zu Ihrer Majestät wieder herzustellen."

„Ich verzweifle nicht ganz an einer Versöhnung, Ugo, aber schwer halten wird sie."

„Via, via, monsignore. Alles Große ist schwer zu erlangen. Ihr habt mir oft gesagt, daß Ehrgeiz die Euch beherrschende Leidenschaft sei. Aber Ihr scheint Euch in Euch selbst geirrt zu haben."

„Ich habe Dir die Wahrheit gesagt!" rief Seymour von dem Ruhebette aufspringend. „Ehrgeiz ist meine herrschende Leidenschaft, ihr müssen alle andern sich unterordnen. Hinfort

will ich nur an meine Erhebung denken. Höre, Ugo, Du weißt Etwas von meinen Projecten, aber Du sollst mehr wissen, denn ich kann Dir trauen.“ Der Diener verbeugte sich lächelnd. „Ich schulde dem Lord-Protector wenig brüderliche Liebe, denn er hat sich immer als mein Feind gezeigt. Seit Jahren schon legt er es darauf an, mich niederzuhalten, aber erfolglos, denn ich bin trotz Seiner gestiegen. Wenn meine Schwester, Königin Jane, am Leben geblieben wäre, so würde ich schnell gestiegen sein, denn sie gab mir vor ihrem ältesten Bruder den Vorzug, aber indem ich sie verlor, verlor ich auch viel von Henry's Gunst. Und warum? — Weil mein Bruder Edward fürchtete, daß ich ihn verdrängte. Ihm danke ich es, daß ich übergangen wurde, während Heinrich meinen Bruder reich machte und zu Ehren erhob. Kann ich solche Behandlung vergessen? Nie!“

„Ich wundere mich nicht über Eure Rachegefühle, Monsignore.“

„So wirst Du Dich auch nicht über die Mittel wundern, die ich zu ergreifen gedenke. Hertford's Eifersucht hat mich bis zu des Königs letztem Augenblicke verfolgt. Gewisse Gunstbezeugungen konnte er nicht verhindern, auch nicht ganz Heinrich's Hinneigung zu mir, die Dieser selbst mehrfach kundgegeben hat, zurückhalten; aber er verleumdete mich dermaßen, daß ich niemals des Königs Vertrauen gewann, noch ward ich jemals mit etwas Wichtigem betraut. Mancher Posten ward frei, während Hertford an der Spitze der Geschäfte stand, aber sein böswilliger Einfluß war immer beim Könige thätig, und ich ward übersehen. Durch meines Bruders Künste, durch sie allein, ward ich von der Liste von Heinrich's Testamentsvollstreckern ausgeschlossen und dem niedern Conseil zugetheilt, obgleich mein rechtmäßiger Platz in dem höhern wäre. Aber diese letztere Ungerechtigkeit wäre wieder gut gemacht worden, wenn Heinrich nur ein Wenig länger gelebt

hätte. Sir John Gage und ich wurden von dem sterbenden Könige fern gehalten, bis er nicht mehr im Stande war, seinen Befehlen Gehorsam zu verschaffen. Es ist da irgend Etwas mit der Unterschrift, Ugo, das mich auf den Verdacht bringt, es war nicht alles in Ordnung dabei, und Sir John ist gleicher Meinung, obschon er über die Sache schweigt. Nach meiner Ueberzeugung war der König todt oder sterbend, als das Testament gestempelt wurde — denn gestempelt ward es, nicht unterschrieben."

„Wenn Dem so ist, Monsignore, so werden die Helfer bei dem Betruge schwerlich der verdienten Strafe entgehen."

„Weder in dieser, noch in jener Welt sollen sie ihr entgehen," erwiderte Seymour strengen Tones. „Welches Heinrich's Absichten waren, weiß ich von Sir John Gage, — wie sie vereitelt wurden, weiß mein Bruder am Besten. Aber nicht nur hat Hertford das große Unrecht, das er mir angethan, nicht wieder gut gemacht, sondern seine Eifersucht ist in jüngster Zeit in förmlichen Haß verwandelt worden. Er fühlt, daß mein Einfluß bei unserem königlichen Neffen größer ist, als der seinige. Darum fürchtet er mich, und möchte mich gern ganz verdrängen, wenn er könnte. Glücklicher Weise ist er dazu nicht im Stande. Jetzt bin ich zu stark für ihn," fügte er mit bitterm Lächeln hinzu, „und es soll ihm schwer werden, mich zu vernichten oder auch nur ferner niederzuhalten. Er glaubt mich zu besänftigen, wenn er mich zum Baron Seymour von Sudley und Lord-Admiral von England macht. Es ist Etwas, und ich werde weder Titel noch Amt verschmähen. Aber es ist mir nicht genug. Hertford möchte alle Macht und Größe in sich vereinigen und mir nur den Abfall lassen. Sich selbst hat er zum Lord-Protector und zum Gouverneur des Königs gemacht — letzteres Amt sollte mein sein, würde mein sein, wenn der König seinen Willen hätte — wird später mein sein!"

„Mögen Eure Hoffnungen in Erfüllung gehen, Monsignore!“ rief Ugo aus.

„Du wirst sehen,“ entgegnete Seymour mit bedeutungsvollem Lächeln. „Aber um das Maß meiner Kränkungen voll zu machen, hat Hertford nicht nur die beiden wichtigen Aemter im Staate an sich gerissen, sondern er hat auch die Absicht, die Würden eines Lord-Schatzmeisters und Graf-Marschalls, die der Herzog von Norfolk verwirkt hat, hinzuzufügen, nebst dem Range und Titel des Herzogs von Somerset.“

„Seine Hoheit sorgt gut für sich, Das muß man gestehen,“ sagte Ugo.

„Er mag sich wohl vorsehen, wenn er seinen Platz behaupten will,“ entgegnete Seymour, „denn beim Haupte meines Vaters, ich will nicht ruhen, bis ich ihn verdrängt und mich selbst an seine Stelle gesetzt habe. Was er fürchtet, soll geschehen. Hätte er die Beute mit mir getheilt, so hätte ich mich vielleicht ruhig verhalten, jetzt aber werde ich mich nur mit dem Ganzen zufrieden geben — ich will Herzog werden, Protector, Lord-Schatzmeister, Graf-Marschall, — Alles! Und er soll weniger werden, als ich jetzt bin.“

„Wenn sich Solches ereignen sollte, so würden Eure Hoheit es reichlich verdient haben.“

„Die Haltung der Parteien ist meinem Vorhaben günstig,“ fuhr Seymour fort. „Unter der Lava des Vulkans glimmt ein Feuer, das jeden Augenblick, bei der geringsten Bewegung die Oberfläche durchbrechen kann. Der alte Adel haßt meinen Bruder und beugt sich ihm nur mit Widerstreben, während er mir freundlich gesinnt ist; mit dem römischen Stuhle stehe ich viel besser als er, weil ich, obschon ich mich zu dem neuen Glauben bekenne, tolerant gegen den alten bin, und nicht daran denke, die Reformation weiter zu betreiben. Mein Plan soll der des verstorbenen Königs sein,

der durch den Weg, den er einschlug, seine Klugheit beurkundete, indem er nämlich die eine Secte durch die andere im Gleichgewichte erhielt und keiner einen Vorzug zu Theil werden ließ. Indem Hertford sich so enge mit den Reformern verbündet, zieht er sich die Feindschaft der Papisten zu; darauf rechne ich. Mein Anhang wird viel stärker sein, als der seinige, und er muß darum vorsichtig gehen, wenn ich ihn nicht zum Straucheln bringen soll."

„Der Einfluß Eurer Lordschaft auf den König ist die beste Garantie für den Erfolg Eures Planes," bemerkte Ugo. „Wenn das Conseil ebenfalls könnte gewonnen werden, so wäre das Uebrige leicht."

„Ich habe schon Verschiedene von ihnen ausgehorcht, aber ich muß vorsichtig verfahren, um nicht meines Bruders Verdacht zu wecken. Der Lord-Canzler ist unzufrieden; und der Graf von Arundel, Lord St.-John, der Bischof von Durham und Sir Anthony Brown sind sichere Verbündete, wenn Cranmer noch fernere Versuche macht, um die Feindseligkeiten gegen den römischen Stuhl zu steigern. Uneinigkeit muß ausbrechen, und in diesem kritischen Augenblicke werde ich an der Spitze einer mächtigen Partei hervortreten und die Zügel der Regierung ergreifen. In Erwartung eines solchen Ereignisses soll es meine Sorge sein, mich der Person des Königs zu versichern. Ich wünsche nicht eine Rebellion hervorzurufen, aber ehe ich mein Ziel verfehle, werde ich es thun; und wenn ein Aufruhr stattfindet, so soll es am Führer nicht fehlen."

„Eure Lordschaft seid Verschwörer im großen Style — ein zweiter Catilina!" bemerkte Ugo, auf seine eigenthümliche Art lächelnd.

„Dies ist eine Zeit, wo Pläne gemacht werden können, denn Alles ist gelockert und ungeordnet," sprach Seymour. „Ein König auf dem Throne, der nur dem Namen nach Kö-

nig ist — Minister, welche die höchste Gewalt usurpiren möchten — streitende Parteien in Staat und Kirche — ein alter Adel, der den jüngst creirten verachtet — ein neuer habsüchtiger und unersättlicher Adel — ein unzufriedenes, gedrücktes, mit Steuern überlastetes Volk — Complotte und Verschwörungen müssen aus diesen verworrenen Elementen entstehen — und Andere außer mir, weiß ich, brüten schon über Plänen."

„Da vero, Monsignore?" rief Ugo mit einem fragenden Blicke aus.

„Ja, freilich," antwortete Seymour. „Mein Bruder ist nicht fest genug, um den Schwierigkeiten und Gefahren gegenüber, die auf ihn eindringen werden, seinen Platz zu behaupten, selbst wenn er auch von mir Nichts zu befürchten hätte. Lord Lisle giebt vor, sein Freund zu sein, aber ich vermuthe, daß er geheime Absichten gegen ihn im Schilde führt."

„Mich dünkt, Lord Lisle war ein Anhänger Eurer Lordschaft," bemerkte Ugo mit einer gewissen Unruhe.

„Ich werde ihm nicht ferner mehr vertrauen, bis ich seiner sicher bin. Was meinst Du von Lisle, Ugo? Sag', Du kennst ihn."

„Nicht hinreichend, um ihn genau zu beurtheilen, Monsignore," entgegnete der Diener. „Aber ich bin überzeugt, er könnte Euch sehr unterstützen, wenn er wollte."

„Ohne Zweifel," entgegnete Seymour. „Lisle ist gerade der Mann, den ich brauche: er ist kühn, ehrgeizig und nicht sehr scrupulös. Sieh, was Du mit ihm anfangen kannst, Ugo, aber verrathe mich nicht."

„Darüber seid ruhig, Monsignore."

„Sei freigebig mit Versprechungen; führe in Versuchung, wie Du willst."

„Es soll geschehen, wie Ihr befohlen. Aber horcht! Es ist Jemand im Wartesaale."

„Es ist Dorset; ich kenne seine Stimme. Was führt ihn her? Gebe der Himmel, daß er Nichts von meinem Streite mit der Königin gehört hat."

„Das ist nicht wahrscheinlich," erwiderte der Diener. „Ihre Majestät wird die Sache für sich behalten. Aber da kommt Seine Lordschaft. Soll ich mich zurückziehen, Monsignore?"

„Ja, aber nahe genug, damit ich Dich rufen kann."

Als Ugo verschwand, ward der Marquis von einem Pagen hereingeführt und von Sir Thomas herzlich bewillkommnet.

„Ich komme, um mich nach Eurem Befinden zu erkundigen, guter Sir Thomas," sprach Dorset. „Mich dünkt, Ihr sehet sehr wohl aus."

„Ich befand mich niemals besser, theuerster Marquis — niemals besser. Wie befinden sich die Frau Marquise und Eure Tochter, Lady Jane? Habt Ihr über meinen Vorschlag nachgedacht?"

„Hm — ja!" antwortete zögernd der Andere. „Ich fürchte fast, ich muß ihn ausschlagen."

„Er hat von dem Streite gehört," dachte Seymour. „Eure Lordschaft ist der beste Richter in seinen eigenen Angelegenheiten," sagte er in gleichgültigem Tone. „Ohne mich kann aus der besprochenen Verbindung Nichts werden. Ihr wißt vermuthlich, daß der Lord-Protector die Absicht hat, den König mit der Königin von Schottland zu verloben, welche noch ein Kind ist und von außerordentlicher Schönheit zu werden verspricht."

„Ja, aber die Schotten schlugen den Heirathsantrag, den der verstorbene König ihrer jungen Königin machen ließ, aus," entgegnete Dorset. „Wenn Heinrich VIII. fehl ging, so wird der Lord-Protector schwerlich glücklicher sein."

„Die Annahme des Vertrags kann durch's Schwert

erzwungen werden — eine Art von Arrangement, welche der Lord-Protector ganz gewiß versuchen wird, wenn man ihm nicht zuvorkommt."

„Aber andere Mächte werden das Bündniß nicht gestatten. König Franz ist dagegen."

„Seine allerchristliche Majestät wird seinen königlichen Bruder Heinrich nicht lange überleben, wenn wahr ist, was ich von dem Gesandten hörte. Die Opposition Frankreich's ist unnütz. Die Schotten werden lieber den Vertrag unterzeichnen, als sich den Gräueln des Krieges aussetzen. Die Verlobung meines königlichen Neffen mit der jugendlichen Königin Maria wird stattfinden, wiederhole ich, — wenn Dem nicht zuvorgekommen wird."

„Aber wer soll ihm zuvorkommen?" fragte der Marquis.

Seymour lächelte, als ob er sagen wollte: „Ich kann ihm zuvorkommen, wenn ich will." Aber er sprach es nicht aus.

„Ich fürchte, Sir Thomas, Ihr überschätzt Eure Macht ein Wenig."

„Nicht im Geringsten, bester Marquis. Ich verspreche Nichts, was ich nicht halten kann." Dichter an Dorset herantretend, sagte er ihm in's Ohr: „Ich nehme es auf mich, Eure Tochter, Lady Jane, mit meinem königlichen Neffen zu verheirathen. Aber sie muß meiner Obhut übergeben werden."

„Aber Ihr müßt verheirathet sein, bevor Ihr sie aufnehmen könnt — rechtmäßig verheirathet, Sir Thomas. Eine hochstehende Frau, wie zum Beispiel Ihre Majestät die Königin-Wittwe, wäre mir gerade der rechte Schutz für meine Tochter."

„Ich wußte es, daß er von dem Streite gehört hat," dachte Seymour. „Gut, Marquis," sprach er, „angenommen, Lady Jane Grey wird Ihrer Majestät anvertraut?"

„Ah! dann, in der That — aber nein! Das kann nicht sein.“

„Warum nicht? Ich sehe, was geschehen ist. Meine böswillige Schwägerin, Lady Hertford, hat der Marquise erzählt, daß irgend ein kleines Mißverständniß zwischen der Königin und mir stattgefunden hat.“

„Kein kleines Mißverständniß, wie ich höre, — denn ich will gestehen, daß mir eine derartige Andeutung gemacht worden ist, — sondern ein heftiger Streit in Folge der Eifersucht Ihrer Majestät auf die Prinzessin. Ah! Sir Thomas — was heißt es, der schönste Mann am Hofe zu sein? Aber Ihr habt eine große Chance verloren.“

„Unsinn! Ich habe keine Chance verloren, wie Ihr erfahren werdet, Marquis. Meine liebenswürdige Schwägerin hat das meiste Aufsehen von dem Streite gemacht, sie hat ihn selbst veranlaßt und wollte damit die Königin, für deren Beleidigung beim Banket sie sich zu rächen sucht, ärgern, nicht mich. Der Zwist zwischen mir und Ihrer Majestät ist von keiner Erheblichkeit — ein Streit zwischen Liebenden — und wird sehr bald ausgeglichen sein.“

„Es freut mich, Das zu hören, Sir Thomas, freut mich sehr, um Eures eigenen Interesses willen.“

„Und um Eures ebenso gut, mein bester Marquis. Heirathe ich nicht die Königin, so heirathet Eure Tochter nicht den König.“

„Ihr kommt da zur Sache, Sir Thomas.“

„Ich pflege nicht drum herum zu gehen, wo ich gerad'aussteuern kann. Und nun, Marquis, soll mir die Verfügung über Lady Jane's Hand zustehen?“

„Ah, Sir Thomas, ich werde Euch sehr verpflichtet sein.“

„Kann ich sonst noch Etwas für Eure Lordschaft thun?“

„Ich möchte Euch nicht belästigen, Sir Thomas, aber zufällig könnte ich gerade ein Paar hundert Pfund — sagen

wir fünfhundert — gebrauchen — und wenn Ihr mir die ohne Ungelegenheit für Euch leihen könntet, so würde ich Euch sehr verpflichtet sein. Jede Sicherheit, die Ihr verlangt —"

„Sicherheit ist nicht nöthig, Marquis. Euer Wort genügt. Ich bin entzückt, Euch dienen zu können, nicht nur jetzt, sondern jeder Zeit. Heda, Ugo!" rief er. Und als der Diener, der in Gehörweite war, prompt auf den Ruf antwortete, fügte er hinzu: „Hier ist der Schlüssel von meiner Chatoulle. Zähle fünfhundert Pfund in Gold ab und schaffe die Summe in die Gemächer des Marquis von Dorset."

Ugo nahm den kleinen goldenen Schlüssel aus der Hand seines Herrn, verbeugte sich und ging.

„Wenn ich das Doppelte verlangt hätte, er würde es auch gegeben haben," murmelte Dorset. „Ich werd' mir den Rest ein ander Mal ausbitten. — Ihr setzt großes Vertrauen in Eures Dieners Ehrlichkeit," setzte er dann laut hinzu.

„Mit gutem Grunde, Mylord, ich habe ihn erprobt."

In diesem Augenblicke trat ein Page ein und meldete: „Der König!"

Gleich darauf ward Edward von Fowler ganz der Etiquette gemäß in's Zimmer geleitet. Der Rest des Gefolges, unter dem sich Xit befand, blieb im Vorzimmer.

„Da ich meine Studien beendet habe, lieber Onkel," sagte der König, „so wollte ich mir bei Euch eine Stunde Erholung suchen. Sollen wir über die Wälle spazieren?" Sir Thomas verbeugte sich zustimmend. „Ich wollte meine Schwester Elisabeth mit haben, aber sie ist außer Stande und ließ sich entschuldigen. Ach! lieber Onkel, Ihr verdient Tadel. Ihr habt sie irgendwie beleidigt. Aber Ihr müßt Euch wieder versöhnen. Ich mag nicht, daß zwei mir so liebe Menschen gespannt mit einander bleiben."

„Nein, Eure Majestät, es ist Nichts zwischen uns."

„O gewiß, ich bin überzeugt davon, und zwischen Euch und der Königin, unserer Mutter, auch — aber wir wollen Alles ausgleichen. Ihr sollt uns auch auf unserem Spaziergange Gesellschaft leisten, Mylord Dorset, wenn Ihr Lust habt. Wie geht's unserer schönen Cousine Jane?"

„Meine Tochter ist wohl — ganz wohl, mein gnädiger Herr," erwiderte Dorset. „Gerade wie Eure Majestät liegt sie selbst im Tower ihren Studien ob. Als ich sie verließ, las sie gerade den Phaedon von Plato."

„Dann wollen wir sie nicht stören, denn besser kann sie nicht beschäftigt sein. Sonst würde es uns Freude gemacht haben, uns auf dem Wege mit ihr zu unterhalten."

„O, ich bin überzeugt, Lady Jane würde Eurer Majestät Gesellschaft der des größten heidnischen Philosophen vorziehen — selbst des göttlichen Plato," sagte Dorset.

„Das weiß ich nicht," erwiderte Edward lächelnd. „Unserer Cousine Jane sind Bücher lieber als Gesellschaft. Ihr werdet bald stolz sein dürfen auf die Gelehrsamkeit Eurer Tochter, Mylord-Marquis."

„Ich kann von Lady Jane sagen, was ihr Vater nicht selbst sagen kann," mischte sich Seymour ein. „Sie ist eben so fromm wie gelehrt, und eben so sanft wie fromm. Sie wäre eines Thrones würdig."

„Ihr sprecht enthusiastisch, lieber Onkel," sagte Edward. „Aber Ihr sagt doch die Wahrheit. Das ist meine Meinung über meine Cousine. Aber sie muß nicht zu viel studiren. Ein wenig Bewegung wird ihr wohlthun. Was meint Ihr, Mylord von Dorset?"

„Ich werde sie sogleich zu Eurer Majestät bringen," entgegnete der Marquis. „Sie wird Euch mit Freuden gehorchen."

„Ihr werdet uns auf den nördlichen Wällen finden," sprach Edward, als Dorset sich mit einer tiefen Verbeugung

entfernte. „Ihr habt Recht, lieber Onkel,“ bemerkte er, sobald sie allein waren, „meine Cousine Jane würde einen Thron zieren. Ich wollt', eine Solche könnte ich heirathen.“

„Warum nicht Lady Jane selbst, gnädiger Herr?“ fragte Seymour.

„Mein Onkel, der Lord-Protector, will mich mit der Königin von Schottland verloben.“

„Aber wenn Eure Majestät die Lady Jane vorzieht?“

„Ich werde nicht wählen dürfen,“ seufzte Edward.

„Fragt mich um Rath, bevor Ihr in irgend ein Verlöbniß willigt.“

„Das will ich,“ antwortete Edward lächelnd, indem er mit seinem Onkel weiter ging.

Fünfzehntes Kapitel.

Von Xit's gefährlichem Fluge über den Towergraben auf Pacolet's Pferd.

Begleitet von Seymour und gefolgt von Fowler und Xit nebst Pagen und Dienern, stieg Edward dem Broad-Arrow-Tower gegenüber eine steinerne Treppe hinauf, die nach dem äußeren Walle führte, und ging dann langsam weiter nach der großen runden Bastion, die unter dem Namen Braß-Mount bekannt ist und an dem äußersten nordöstlichen Ende der Wälle liegt. Hier machte er Halt und versuchte, mit seinem Onkel eine Unterhaltung anzuknüpfen, aber sein zerstreutes Wesen verrieth, daß seine Gedanken abwesend waren. Endlich erschien Lady Jane mit ihrem Vater auf dem Walle, und mit einem Freudenrufe eilte ihr der junge König entgegen. Als er seiner schönen Cousine aber bis auf einige Schritte nahe gekommen war, hielt er inne, als ob er sich plötzlich des Unpassenden seiner Bewegung bewußt werde. Er erröthete tief, aber nicht minder Lady Jane, die, wie er, stehen blieb und sich tief verneigte. Die Befangenheit, welche Edward mit einem Male befiel, dauerte, bis Sir Thomas Seymour näher trat und sie mit scherzenden Bemerkungen

und Lachen verscheuchte. Edward wurde nun beredt genug. Auf seinen Wunsch ging Lady Jane an seiner Seite, und er verwickelte sich sogleich mit ihr nicht in eine leichte und spielende Unterhaltung, sondern in ein ernstes Gespräch, ähnlich wie im Towergarten. Sie nur bei einander zu sehen, war schon ein erfreulicher Anblick; erfreulicher aber noch war es, ihnen zuzuhören. Es hat selten zwei solche Kinder gegeben. Man hätte nicht zwei Wesen finden können, die besser für einander geschaffen waren, und doch .... Aber wir wollen nicht vorgreifen. Der Marquis von Dorset und Sir Thomas Seymour folgten in respectvoller Entfernung, aber entzückt über Das, was sie wahrnahmen. Letzterer war der Verwirklichung seiner ehrgeizigen Absichten sicher, und Ersterer sah seine Tochter bereits als Königin.

So verging ungefähr eine Stunde — ohne daß der junge König und seine schöne Gefährtin des Verlaufs der Zeit gewahr wurden — als Edward, der bis dahin für nichts Anderes, als für seine Cousine Augen gehabt, bemerkte, daß auf der andern Seite des Towergrabens irgend etwas Ungewöhnliches vor sich gehe. Es hatte sich ein großer Kreis von Menschen gebildet, in dessen Mitte ein Seiltänzer seine Künste trieb, die, nach dem Geschrei und Applaus zu urtheilen, die Zuschauer in Erstaunen und Entzücken versetzten. Welcher Art die Künste waren, konnte der König nicht erkennen. Bald darauf begann der Haufe sich zu zerstreuen, und man sah den Seiltänzer ein hölzernes Pferd wegtragen, das er ohne Zweifel bei seinen Vorstellungen benutzt hatte.

„Was mag der Mensch mit dem hölzernen Pferde gemacht haben?“ fragte der König Sir Thomas.

„Ich bin nicht im Stande, es Euch zu sagen, gnädiger Herr,“ antwortete Seymour.

„Erlaubt Eure Majestät mir das Wort, so kann ich Antwort geben,“ sprach Xit vortretend. „Es ist Pacolet und



sein Zauberroß. Bei flüchtigem Betrachten scheint das Pferd von Holz gemacht; aber Pacolet behauptet, es besitze Zauberkräfte und könne mit dem Reiter durch die Luft fliegen. Gesehen habe ich Das freilich nie und kann die Wahrheit der Behauptung also nicht verbürgen."

„Wie, Du einfältiger Junge, Das ist eine alte Geschichte, die Du da erzählst," bemerkte Jane. „Sie ist in der französischen Romanze von Valentine und Orson zu lesen."

„Ich weiß Das nicht, gnädigste Lady, denn ich bin nicht sehr belesen in französischen Romanzen," antwortete Xit, „aber jener Mensch ist Pacolet, und Das ist sein Pferd, und ein wundervolles kleines Pferd ist es. Eure Majestät mag lächeln, aber ich glaube, es geht nicht mit rechten Dingen zu."

„Wenn Das wäre, so müßte der Hexenmeister verbrannt werden, aber ich glaube, er hat Nichts mit der schwarzen Kunst zu schaffen."

„Was werdet Ihr sagen, Sire, wenn ich Euch erzähle, daß dieser Zauberer — dieser Pacolet — behauptet, sein Pferd könne mich über den Towergraben tragen?"

„Wenn ich Das sehe, so will ich Pacolet wirklich für den Zauberer halten, für den Du ihn ausgiebst," antwortete der König. „Ich bin halb geneigt, die Behauptung des Mannes auf die Probe zu stellen. Was meint Ihr, schöne Cousine?" fügte er, zu Lady Jane gewendet hinzu. „Sollen wir diesen Pacolet kommen und sein Wunderpferd uns zeigen lassen?"

„Es würde ohne Zweifel ein amüsantes Schauspiel sein, wenn der Mann selbst dabei keine Gefahr liefe," antwortete sie.

„Nein, wenn das Pferd gebracht wird, dann bitte ich Eure Majestät um Erlaubniß, es zu reiten," sprach Xit. „Ich habe die allergrößte Lust dazu."

„Aber Du könntest den Hals brechen, und ich habe keine Lust, Dich zu verlieren."

„Eure Majestät sind sehr gnädig, aber die Gefahr ist Nichts im Vergleich zu der Ehre."

„Laßt ihn seinen Willen haben, gnädigster Herr," sagte Sir Thomas Seymour. „Es wird ihm Nichts geschehen. Morgen Nachmittag um diese Zeit will ich Pacolet und sein Pferd hierher bestellen, und wenn Eure Majestät geruhen, zugegen zu sein, so verspreche ich Euch ein Amüsement."

„Wir wollen hier sein, lieber Onkel, und unsere schöne Cousine hoffentlich ebenfalls?"

Natürlich verweigerte Lady Jane nicht ihre Zusage, und nachdem man noch eine Strecke weit den Wall entlang gegangen war, kehrte der König mit seiner Begleitung nach dem Palaste zurück.

Am folgenden Nachmittage erschien Edward, der mit einiger Ungeduld den von seinem Oheim versprochenen Zeitvertreib erwartete, wieder auf dem Walle, aber mit einem viel zahlreicheren Gefolge, als am Tage vorher. Außer Sir Thomas Seymour und dem Marquis von Dorset befanden sich jetzt noch der Graf von Arundel, Sir John Gage und Sir John Markham in der Gesellschaft des Königs. Unter den Damen sah man außer der Marquise von Dorset und ihrer Tochter, der Lady Jane, die Prinzessin Elisabeth und die Königin-Wittwe. Der junge Monarch hatte die beiden Letzteren in der ausdrücklichen Absicht zu dem Schauspiel eingeladen, die Differenz auszugleichen, die, wie er wohl sah, noch immer zwischen ihnen und seinem Oheim schwebte. Aber die Versöhnung gelang ihm nicht. Beide, seine Schwester und die Königin, blieben unbeweglich. Elisabeth behandelte Sir Thomas mit der äußersten Verachtung und schenkte ihm weder Wort noch Blick. Obgleich nicht so Verachtungsvoll in ihrem Benehmen wie die Prinzessin, so war die Königin doch nicht weniger kalt und gemessen und wies jede Annäherung ihres Freiers mit Stolz zurück. Obgleich Edward den

Grund der Feindseligkeit nicht zu errathen vermochte, so betrübte ihn diese doch sehr, und er sprach sein Bedauern darüber gegen den Oheim aus, der nachlässig mit den Achseln zuckte, als ob es sich um eine Sache handle, die ihm wenig zu denken gebe. Im Geheimen aber hatte Sir Thomas Alles aufgeboten, um sich bei der Königin wieder in Gunst zu setzen. Er hatte um eine Privatunterredung gebeten, aber das Gesuch ward abgeschlagen. Er hatte mehr als eine rührende Epistel geschrieben, voller Klagen, Bitten, Verzweiflung, Betheuerungen und Versprechungen. Diese Briefe wurden der Hand seines getreuen Dieners anvertraut, aber keine Antwort kam zurück. Dennoch verlor Sir Thomas nicht den Muth. Der Sturm wird bald ausgetobt haben, dachte er. Nach dem schärfsten Frost muß Thauwetter kommen. Der Sturm dauerte übrigens ziemlich lange und das Frostwetter wollte kein Ende nehmen.

Was aber auch in seinem Innern vorging, Sir Thomas hütete sich wohl, es äußerlich merken zu lassen. Heiter und witzig wie immer, war er nur darauf bedacht, seinen Neffen zu unterhalten. Seymour's Hauptziel schien in der That nur zu sein, Edward und Lady Jane zusammen zu bringen, und wenn ihm alles Andere mißlang, so glückte ihm dies vollständig. Während der ganzen Zeit, die Edward auf dem Walle blieb, behielt er Lady Jane in seiner Nähe und schien ganz in ihr aufzugehen, zum Entzücken der Marquise von Dorset, die Demjenigen, der die Zusammenkunft veranstaltet hatte, nicht genug ihren Dank auszudrücken wußte.

Aber es ist Zeit, uns nach den Vorbereitungen umzusehen, die für Xit's Luftreise gemacht worden waren. Vom Braß-Mount aus sollte das Zauberpferd seinen Ritt beginnen. Auf dieser Bastion, der größten, höchsten und stärksten der ganzen Tower-Festung, hätte eine Menge von Personen Platz gehabt, aber es wurde nur die königliche Gesellschaft,

und was dazu gehörte, zugelassen. Der Braß-Mount war vermittelst hoher Mauern geschützt, innerhalb welcher sich eine Plattform befand. Hier standen einige der schwersten Kanonen der Festung, mit der Mündung aus der durchbrochenen Mauer hervorragend. Eine dieser Kanonen war heruntergenommen worden und auf der Lafette befand sich statt ihrer das Zauberpferd, den Kopf gegen die offene Brustwehr gerichtet, wie zum Fluge bereit.

Es war ein seltsam aussehendes Pferd, häßlich wie ein Kobold, ohne Zweifel groß genug für einen Reiter wie Xit, aber dennoch kleiner als ein ausgewachsener schottischer Pony. Es hatte einen sonderbar verhext und bös aussehenden Kopf, gerade wie er für ein Thier, das mit übernatürlichen Kräften ausgestattet war, paßte, Hörner sowohl wie Ohren und ungeheure Augen, die es öffnen und schließen konnte. Nur Kopf, Hals und Schwanz waren sichtbar, da der Leib des Pferdes mit roth und gelb gefleckten Decken, die bis auf den Boden hingen, verhüllt war. Auf dem Kopfe trug es einen Schmuck von hochrothen Federn. Ferner hatte es einen Zaum mit sehr breiten Zügeln, einen hohen Sattel mit Schwanzriemen; aber anstatt des Steigbügels baumelte an jeder Seite ein Stiefel mit langem Schafte. Das war Pacolet's Pferd.

Der Zauberer selbst hatte ein dunkelfarbiges Gesicht, lebhafte, schwarze Augen, die Physiognomie eines Zigeuners und gehörte auch wahrscheinlich diesem wandernden Volke an. Er trug ein enganschließendes Gewand von gelblicher Seide, einen metallenen Gürtel, mit mystischen Characteren beschrieben, eine mit ähnlichen Figuren bedeckte spitze Mütze und einen weißen Stab mit einem vergoldeten Knopfe.

Zu beiden Seiten des Zauberpferdes standen Gog und Magog, ihre gewaltige Hellebarde in der Hand. Ihre breiten, lachenden Gesichter bewiesen, wie guter Laune sie waren und

daß sie sich auf das zu erwartende Schauspiel freuten. Der lilliputanische Held des Tages war noch nicht erschienen, da er sich im Gefolge des Königs befand.

Während die königliche Gesellschaft sich auf der Plattform in der Nähe des Zauberpferdes, dessen phantastischer Aufputz viele Heiterkeit erregte, niederließ, begab sich Sir Thomas Seymour zu Pacolet, und nachdem er einige Worte mit ihm gewechselt hatte, klatschte er in die Hände, zum Zeichen, daß Alles fertig sei. Auf dieses Zeichen trat augenblicklich die winzige Gestalt Xit's aus dem Haufen lachender Pagen und Diener hervor. Mit gemessenem Schritte kam er heran und verbeugte sich im Vorbeigehen unterthänigst vor dem Könige. Auf selbem Wege kam ihm Pacolet entgegen, der ihn bei der Hand nahm und auf die Plattform hob.

„Mein Roß ist bereit, wenn Ihr es seid, guter Master Xit," sprach der höfliche Zauberer. „Beliebt's Euch, sogleich aufzusitzen?"

„Nicht so eilig, würdiger Pacolet," entgegnete Xit, in dem Bewußtsein, daß Aller Augen auf ihm ruhten. „Laßt mich das Pferd einen Augenblick prüfen. Bei meiner Treu'! Es hat einen bösen Blick!"

„Ihr werdet finden, daß es leicht zu regieren ist, wenn Ihr auf seinem Rücken sitzt," bemerkte Pacolet, indem er zwei Reihen blendend weißer Zähne zeigte.

„Mag sein, aber der Ausdruck seines Auges gefällt mir nicht. Es ist Bosheit und Teufelei darin, als ob es ihm Spaß machen würde, mich abzuwerfen. Alle Heiligen stehen mir bei! Das Thier schien mich anzublinzeln!"

„Nicht unmöglich," erwiderte Pacolet, dessen eine Hand auf dem Kopfe des Pferdes lag, „es hat die Gewohnheit zu blinzeln, wenn ihm Etwas gefällt."

„Das ist ein Zeichen seiner Zufriedenheit?" fragte Xit. „Ich hätte das Gegentheil geglaubt. Wie heißt das Geschöpf?"



„Es wird Dädalus genannt, Euch zu dienen, guter Master Xit.“

„Dädalus!“ rief Xit entsetzt. „Gebe der Himmel, daß ich kein Icarus sei! Ich liebe den Namen nicht. Er ist von böser Vorbedeutung.“

„Es ist eine Name wie jeder andere,“ bemerkte Pacolet achselzuckend.

„So, so! Dädalus — so so! Ihr seht, er will fliegen.“

„Wenn Du Dich fürchtest, aufzusteigen, so sag' es ohne Weiteres und mach' Dich davon!“ rief Gog unwirsch. „Du langweilst Seine Majestät mit Deiner Bangigkeit.“

„Ich mich fürchten?“ rief Xit aufgebracht. „Wann sahst Du mich je vor einer Gefahr zurückschrecken, elender Riese? — Noch eine Frage, würdiger Pacolet, und ich bin bereit. Was sollen diese Stiefel?“

„Die sollen Deine Beine umschließen und Dich im Sattel halten,“ antwortete der Zauberer.

„Aber ich kann mich ohne sie festhalten,“ meinte Xit mit unzufriedenem Blicke.

„Genug davon! Herauf mit Dir ohne Weiteres!“ rief Magog. Und indem er den Zwerg ergriff, setzte er ihn auf den Sattel, während Pacolet im selben Augenblicke seine Beine in die Stiefel steckte. Xit sträubte sich, aber sein Zappeln half ihm wenig, und er war genöthigt, gute Miene zum bösen Spiele zu machen. Endlich trat Pacolet von ihm weg und hinter das Pferd.

Darauf nahm Xit seine Mütze ab und winkte der königlichen Gesellschaft, die das Schauspiel höchlich amüsirte, einen Gruß zu, stieß das Pferd mit seinen Stiefeln in die Seite und rief: „Vorwärts mit Dir, Dädalus! — Marsch!“

Aber, obschon er mit verdoppelter Kraft das Pferd spornte, es bewegte sich nicht, sondern ließ nur einen drohenden, schnaufenden Ton hören.

„Hol' Dich die Pest!" schrie der Zwerg. „Es will sich nicht rühren!"

„Ich glaubte, Du wüßtest um das Geheimniß." sprach Pacolet. „Drehe die Schraube auf seiner rechten Schulter, und es wird rasch genug davon eilen."

Xit folgte der Weisung des Zauberers, und Dädalus fuhr sogleich durch die Oeffnung in der Brustwehr, aber doch nicht so schnell, daß der kleine abenteuerliche Reiter nicht vorher Zeit gehabt hätte, wiederum seine Mütze vor dem Könige zu schwenken. Noch ein Moment und der Zwerg war verschwunden, und Alles eilte nach dem Rande des Gemäuers hin, um zu sehen, was aus ihm geworden. Diejenigen, die zunächst standen, konnten nun sehen, wie das Fliegen bewerkstelligt wurde. Zwei lange Drähte, stark genug, um Roß und Reiter zu tragen, aber in einiger Entfernung nicht sichtbar, waren von der Bastion bis an das gegenüber liegende Ufer über den Graben gezogen. Auf diesen Drähten glitt das Zauberroß dahin, wobei es noch durch ein am Schwanzriemen befestigtes Seil, das Pacolet in der Hand hatte, festgehalten wurde. Am Rande des Grabens befand sich eine Menge von Leuten, aber da, wo die Drähte befestigt waren, und wo der Zwerg muthmaßlich anlangen würde, hielten Gog und ein halbes Dutzend stattlicher Gardisten den Platz frei.

Kaum kam Xit mit seinem hölzernen Pferde aus der Maueröffnung hervor, als die Zuschauer ein lautes Geschrei erhoben, das der entzückte Xit durch ein Schwenken seines Hutes beantwortete, und dann begann er seine Reise abwärts wie einen Triumphzug. Sein Entzücken stieg, wie er weiter gelangte, aber es kam ihm theuer zu stehen. Indem er die lauten Grüße von unten beantwortete, lehnte er sich zu weit nach links, das Pferd schlug sofort um, und der Reiter hing mit dem Kopfe nach unten über dem Graben.

Das jubelnde Gelächter verwandelte sich plötzlich in einen Schrei des Entsetzens, aber für den unglücklichen Zwerg war keine Hülfe möglich, denn Pacolet bemühte sich vergebens, ihn wieder heraufzuziehen. Nicht lange blieben die Zuschauer in der Schwebe. Xit's Zappeln machte ihn bald aus den Stiefeln los, er stürzte Kopfüber in's Wasser und verschwand.

Aber jetzt war die Rettung zur Hand. Og sprang schleunigst in den Graben und watete auf die Stelle zu, wo Xit verschwunden war. Obgleich das Wasser bald an seine Schultern reichte, so schritt der Riese doch weiter, bis das Männchen plötzlich neben ihm auftauchte. Schnell packte er ihn mit einem freudigen Ausrufe, hielt ihn in die Höhe wie eine triefende Wasserratte und trug ihn unter dem Gelächter und Beifallsrufen der Zuschauer an's Ufer.

Sechszehntes Kapitel.

Wie König Heinrich VIII. feierlich bestattet wurde. Wie der Leichenzug sich aus dem Westminster-Palast herausbewegt.

Die Zeit, welche zur Beisetzung des Königs bestimmt worden war, rückte heran, und da die hierbei stattfindenden Feierlichkeiten die großartigsten waren, die man jemals im britischen Lande oder vielleicht irgendwo in der Welt gesehen hat, so wird man vielleicht entschuldigen, wenn wir etwas länger dabei verweilen. Sie geben nicht nur ein lebendiges Bild jener Zeit, die an Aufzügen und Ceremonien aller Art ein besonderes Vergnügen fand, sondern die außerordentlichen Ehren, die man Heinrich bei seiner Beerdigung erwies, beweisen auch das Ansehen, in welchem Heinrich bei seinen Unterthanen stand, und daß man ihn trotz seiner Grausamkeit als einen mächtigen Monarchen ehrte. Durch seine unvergleichliche Pracht schloß das Begräbniß auf würdige Weise eine Regierung, die nur ein langes Schauspiel war — ein größtentheils prachtvolles Schauspiel — zuweilen tragisch und selbst grauenhaft; immer aber großartig und imponirend. Glücklicher Weise steht uns ein reiches Material zu genauer Beschreibung zu Gebote, und wir werden uns desselben frei bedienen, um eine aus-

führliche Schilderung des merkwürdigsten königlichen Begräbnisses geben zu können.

Von den geschicktesten Chemikern und Aerzten einbalsamirt, in faltenreiche Leinwand gekleidet, mit einem Tuche von Sammet, das Silberschnüre festhielten, überdeckt, ward der Leichnam des mächtigen Monarchen zuerst auf demselben Lager, auf dem er verschieden war, ausgestellt. Auf die Brust war eine Rolle geheftet, in der seine Titel und sein Sterbetag mit großer und mit kleiner Schrift verzeichnet standen. Darauf wurde der Körper in einen bleiernen Sarg gelegt und mit diesem in einen andern, reich geschnitzten und ungeheuer großen Sarkophag von Eichenholz.

Mit einem blausammtnen Leichentuche, auf welchem ein silbernes Kreuz lag, überdeckt, ward dann der schwere Sarg in einen Saal gebracht und auf ein großes mit Goldtuch überhangenes Untergestell gesetzt, wo er fünf Tage lang blieb. Unterdeß brannten beständig Lichter in dem Saale, und Tag und Nacht hielten dreißig Kammerherren Wache, und von dem Caplane wurden Messen gelesen und Gebete gesprochen für die Ruhe des verstorbenen Fürsten.

Alle Zugänge zu der Capelle innerhalb des Palastes wurden schwarz behangen und mit dem königlichen Wappen und Stammbaume geschmückt; daneben ein Namensverzeichniß seiner verschiedenen Frauen. In der Capelle selbst waren Flur und Wände mit schwarzem Tuche ausgeschlagen, letztere, so wie die Decke, mit Bannern und Standarten des heiligen Georg geschmückt. Der Hochaltar, mit schwarzem Sammet überdeckt, prangte von Silber und Juwelen. In der Mitte des Sanctuariums, von ebenfalls schwarz überkleideten Schranken umgeben, stand ein prächtiger, mit Wappen und Fähnchen gezierter Katafalk. An jeder Ecke trug er die Fahne eines Heiligen, mit Gold in Damast gestickt, und davor befand sich noch ein kleinerer Altar, der, ähnlich wie der Hoch-

altar, mit Silberzierathen und Juwelen bedeckt war. Unter dem Katafalk erhob sich ein Thronhimmel von Goldtuch, mit einem Umhang von schwarzer Seide mit schwarz und goldenen Fransen. Ringsum brannten achtzig viereckige Wachskerzen, je zwei Fuß lang und alle zusammengenommen tausend Pfund schwer.

Am Mittwoch, den 2. Februar 1547, am Lichtmeßtage, wurde der Sarg — nachdem er in der Nacht vorher mit einem prächtigen Leichentuche von Goldstoff, mit eingewebtem silbernen Kreuze und mit den königlichen Wappenschildern geschmückt, überdeckt worden war — unter feierlichen Ceremonien in die Capelle geschafft, wo er auf den Katafalk gesetzt wurde und all' die brennenden Wachskerzen rings umher. Hier wurde darauf ein kostbares Goldtuch mit edlen Steinen über den Sarg gebreitet.

An dem darauf folgenden Tage versammelte sich der Marquis von Dorset als erster Leidtragender mit zwölf andern Edelleuten, unter denen die Vornehmsten die Grafen von Arundel, Oxford, Shrewsbury, Derby und Sussex waren, in dem Palaste, alle in Zobel gekleidet und den Kopf verhüllt. Je zwei und zwei — der Hauptleidtragende vorauf, mit einem Schleppenträger hinter sich, gingen sie dann nach der Capelle. Bewaffnete Diener und Ceremonienmeister schritten vor dem feierlichen Zuge her; geschlossen wurde er von dem Vice-Kämmerer und andern Beamten, alle in Trauerkleidern. Bei dem Katafalke angelangt, kniete der Marquis von Dorset zu Häupten, seine Gefährten zur Seite desselben nieder.

Dann erschien ein Priester am Eingange des Chors und rief mit lauter Stimme: „Um der ewigen Barmherzigkeit willen, betet für die Seele des allerhöchsten und mächtigsten Fürsten, unseres verstorbenen Königs und Herrn, Heinrich's VIII."

Nun kamen Gardiner, Bischof von Winchester, Tunstal, Bischof von Durham, und Bonner, Bischof von London, im

vollen Ornate aus der Sacristei und schritten auf den Hochaltar zu; ein feierliches Requiem wurde gesungen und der ganze Chor stimmte in den Hymnus ein.

Drei Tage blieb der Sarg in der Capelle, während welcher Zeit unausgesetzt Wache gehalten wurde und die Lichter brannten. Die zum Begräbnisse gehörigen Feierlichkeiten dauerten noch drei fernere Tage. Die königliche Leiche wollte man mit allen nur erdenklichen Ceremonien nach Schloß Windsor bringen. Am ersten Tage sollte im Zionskloster Halt gemacht, am zweiten Tage Windsor erreicht werden, und am dritten die Beisetzung in der St. Georgs-Capelle stattfinden.

Am Montag, den 14. Februar früh Morgens, begann die Ceremonie. Noch waren die Schatten der Nacht nicht ganz gewichen, als unzählige Fackeln die Thore, Mauern und Fenster des Palastes und die zahlreichen, in den Höfen versammelten Gruppen auf phantastische Weise beleuchteten.

Vor dem Thore der großen Halle stand ein prächtiger, mit sieben der größten flandrischen Pferde bespannter Leichenwagen. Letztere trugen schwarze Sammetdecken, die bis zur Erde reichten, und an jedem Pferde war das Wappenbild des Königs in Gold gestickt viermal angebracht; außerdem war der Kopf der Thiere mit dem königlichen Wappenzeichen geschmückt. Der Wagen war merkwürdig anzusehen. Er war von ungeheurem Umfange, und die stark vergoldeten Räder funkelten wie eitel Gold. Der untere Theil des Fuhrwerkes war mit blauem Sammet verhangen, der zwischen den Rädern bis auf die Erde reichte. Der obere Theil bestand aus einem riesigen, von vier Säulen getragenen Baldachin. Die Säulen waren mit Goldstoff umwickelt; vom selben Zeuge war der Baldachin, mit einer reich verzierten Kuppel in der Mitte. In dem Wagen lag eine dicke, mit weiß und goldenem Zeug überzogene und mit blauseidenen und goldnen Fransen besetzte Matratze.

Nachdem der Leichenwagen vorgefahren war, kam aus der Capelle hervor ein feierlicher Zug, bestehend aus Prälaten mit Chorrock und Inful, und aus weltlichen Lords in Trauerkleidern. Die Bischöfe gingen je zwei und zwei und sprachen unterwegs Gebete. Dann folgte der von sechs kräftigen Gardisten getragene Sarg. Hinter dem Sarge gingen der Marquis von Dorset und die zwölf Leidtragenden, letztere je zwei und zwei. Viele Fackelträger, die Meisten zur Seite des Sarges gehend, begleiteten den Zug. Nachdem der Sarg in den Wagen gesetzt war, wurde ein Leichentuch von Goldgewebe darüber geworfen.

Nun kam ein Gegenstand, der für das Hauptprachtstück galt und allgemein Staunen und Bewunderung erregte. Es war Dies das Bildniß des verstorbenen Königs, schön in Holz geschnitzt von dem geschicktesten Holzschneider jener Zeit und von keinem Andern, als von Holbein selbst gemalt. Mit Heinrich's eigenen Kleidern von Goldtuch und Sammet angethan und mit Edelsteinen aller Art geschmückt, war dies Bildniß wunderbar Lebenstreu. In die rechte Hand hatte man ihm ein goldenes Scepter gegeben, während die Linke den Reichsapfel mit dem Kreuze trug. Auf dem Kopfe ruhte eine Krone von unschätzbarem Werthe. Ueber den Schultern hing der Hosenbandorden und unterhalb des Kniees waren die Insignien des Ordens, wie sie der König bei seinen Lebzeiten zu tragen pflegte, angebracht. Die Haltung der Gestalt war eine stolze und befehlende, genau die des gewaltigen Fürsten.

Die drei riesigen Towerwächter, die nicht wenig stolz auf ihr Amt zu sein schienen, trugen dies Bildniß und stellten es unter die Aufsicht Fowler's und anderer Dienstthuenden Edelleute in den Wagen, wo es mit den Füßen auf einem goldgewirkten Kissen ruhte und vier seidene Schnüre, die an den Säulen des Wagens befestigt waren, es aufrecht hielten.

Während dieser Vorbereitungen, die eine bedeutende Zeit in Anspruch nahmen, hatte sich in den äußeren Höfen des Palastes eine Menge von Menschen versammelt, die ihrer Ungeduld in verschiedener Weise Luft machten. Der feierliche Anlaß verhinderte selbst nicht einige Streitigkeiten und Schlägereien, welchen die Hellebardiere und bewaffneten Diener zu Pferde vergeblich Einhalt zu thun suchten. Wie die Zeit vorrückte und der Haufe sich mehr und mehr langweilte, vermehrten sich solche Ungebürlichkeiten und die Wache hatte genug zu thun, um diese Tumultuanten und Spectakelmacher außerhalb der Schranken zu halten, welche von den Thoren des Palastes bis Charing-Croß gezogen waren. Diese ganze Strecke entlang drängten sich zahllose Zuschauer; jedes Fenster war besetzt und jedes Dach hing voll lebender Wesen.

Gerade als die Glocke der Westminster-Abtei acht schlug, ließ sich auch die verhängnißvolle Glocke der St.-Paulskirche vernehmen, die nie anders geläutet wird, als wenn ein König stirbt oder begraben wird, und unter dem langsamen und feierlichen Geläute aller benachbarten Thurmglocken setzte sich der Leichenzug von dem Palasthofe aus in Bewegung.

Voran ritten zwei Stabträger des königlichen Hauses mit langen schwarzen Stäben, dann kam der Sacristeidiener mit dem Meßner, Kinder und Geistliche, letztere im Chorhemde und Gebete singend. Zu jeder Seite des Zuges gingen zweihundertfünfzig arme Männer, in langen Trauerkleidern und mit Mützen auf dem Kopfe. Auf der linken Schulter hatten sie als Zeichen das roth und weiße Kreuz in einer Strahlensonne und darüber die königliche Krone. Jeder dieser Männer trug eine lange brennende Fackel, und die Menge dieser Flammen war von besonderer Wirkung. Zwei Karren voll Fackeln zum Ersatz fuhren mit. Diese Abtheilung wurde von dem Träger einer Standarte mit dem Drachen geschlossen, während zu jeder Seite ein Wappendiener mit den

Reichsinsignien einherschritt. Dann kamen eine Menge Vorreiter, Diener der Gesandtschaften, Trompeter, Diener und Hausbeamte, je nach ihrem Grade, alsdann die Bannerherren, begleitet von Herolden und bewaffneten Dienern.

Jetzt kam der Leichenwagen in Sicht. Vorauf wurden zwölf Banner getragen, die Träger zu zwei und zwei gehend. Die sieben großen Pferde, welche die schwere Maschine zu ziehen hatten, wurden von schwarz gekleideten Stallknechten geführt und von ebenfalls in Trauer gekleideten Ehrenknaben geritten. Sie hatten den Kopf bedeckt und trugen Jeder ein großes Banner der königlichen Herrschaften mit dem alten englischen Wappen. Zu beiden Seiten der Pferde gingen dreißig in Zobelpelz gekleidete Personen, Jeder eine lange brennende Fackel tragend. Neben ihnen eine Anzahl von Pagen und Reitknechten.

An jeder Ecke des Wagens ging ein Ritter mit einem Wappenschilde und an jeder Seite ritten drei andere, mit Mänteln und Kapuzen, die Pferde mit bis auf die Erde hangenden schwarzen Decken bekleidet. Die zur Rechten waren Sir Thomas Seymour, Sir Thomas Paston und Sir Thomas Heneage; die zur Linken Sir John Gage, Sir Thomas Darcy und Sir Maurice Berkeley.

Gleich hinter dem Leichenwagen ritt allein der Haupt-Leidtragende, der Marquis von Dorset, das Pferd mit schwarzem Sammet behangen, und hinter ihm kamen die zwölf andern Leidtragenden, die Pferde bis auf die Erde bedeckt. Eine lange Reihe von Dienern der Edelleute und Andern schlossen sich an.

Es war nun heller Tag, obgleich trübe und nebelig. Aber die zahllosen Fackeln beleuchteten den Zug und verliehen ihm ein seltsames, geisterhaftes Aussehen. So betrachtet, erschienen die schwarzen Gestalten geheimnißvoll und unheimlich. Aber die Blicke waren alle auf den merkwürdigen Leichen-

wagen gerichtet. Das Bildniß des Königs war so wunderbar lebensähnlich, daß nicht Wenige der leichtgläubigen und halbgebildeten Zuschauer meinten, Heinrich sei selbst zurückgekehrt, um sein eigenes Leichenbegängniß zu überwachen; von Allen aber wurde das Bildniß des Königs als ein Wunder der Kunst betrachtet. Ueberall hörte man im Vorüberziehen Ausrufe des Erstaunens und der Bewunderung, und Viele knieten nieder, als ob ein Heiliger vorübergetragen würde. Der Anfang des Zuges war schon eine Strecke über Spring-Gardens hinaus, als die Letzten erst aus dem Hofe des Palastes kamen, und von Charing-Croß aus gesehen gewährte die lange Reihe dunkler Gestalten mit den Standarten, Bannern, Fackeln und dem Leichenwagen ein Schauspiel, wie es nach dem von hier nicht wieder gesehen ward, obschon mancher stattliche Zug in späteren Zeiten dieselbe Straße zog.

Am Fuße des schönen gothischen Kreuzes hatte sich bei Zeiten eine Menge von Menschen versammelt. Unter ihnen war ein großer Franciscaner-Mönch, der ein finsteres Schweigen beobachtete und dem Schaugepränge mit einem solchen Ausdrucke der Verachtung zuschaute, daß Mancher verwundert dachte, warum er sich überhaupt wohl eingefunden habe. Nachdem der schwere Leichenwagen sich die Höhe hinaufgearbeitet hatte und an Charing-Croß angelangt war, wurde ein kurzer Halt gemacht, und während dieser Pause drängte sich der große Mönch vor, schlug die Kapuze zurück, so daß man ganz sein strenges und todtenbleiches Antlitz sah, aus dem ein Paar Augen wie im Wahnsinne leuchteten, streckte seine Hand aus gegen den Sarg mit dem königlichen Leichname und rief mit lauter Stimme: „In der Fülle seiner Macht tadelte ich den Gottlosen König, den Ihr jetzt mit so unsinnigem Pompe zu Grabe geleitet, um seiner Sünden willen. Begeistert von oben, erhob ich meine Stimme und sagte ihm, wie sein Leben ein Hoffnunglos Gottloses gewesen sei, so solle auch sein Schicksal

dem des Bösesten aller Könige gleich sein, und Hunde würden sein Blut lecken. Und ehe er noch in's Grab gelegt ist, werden meine Worte in Erfüllung gehen."

In diesem Momente ritten zwei Diener heran und drohten, dem Sprecher mit ihren Keulen den Schädel einzuschlagen, aber einige aus der Menge schützten ihn vor ihrer Wuth.

„Schlagt ihn nicht!" rief ein ältlicher Mann von anständigem Aeußern, „er ist verrückt. Es ist der wahnsinnige Vater Peto. Platz da für ihn! Laßt ihn durch!" fügte er, zu den hinter ihm Stehenden gewendet, hinzu, die auch theilnehmend gehorchten, so daß der Mönch unbehelligt davon kam.

Siebenzehntes Kapitel.

Was in der Klosterkirche zu Zion um Mitternacht von den Wächtern gehört und gesehen wurde.

Herrlich gelegen an den Ufern der Themse zwischen Brentford und Isleworth, ungefähr halbweges von der Hauptstadt nach Windsor, befand sich das aufgehobene Zionskloster, welches als erster Halteplatz für den Leichenzug bestimmt worden war. In diesem einst so angesehenen, jetzt aber unheimlichen und entweihten Kloster, welches der habsüchtige König aller seiner Einkünfte und Reichthümer beraubt hatte, war die schöne, aber unglückliche Catharina Howard eingesperrt gewesen. Vergeblich hatte sie hier um Einsprache von oben gefleht vor demselben Altare, vor dem später die Leiche ihres tyrannischen Gemahls stehen sollte, und halb wahnsinnig vor Entsetzen hatte man sie hinweggeholt, um auf Heinrich's ruchlosen Befehl von Henkers Hand zu sterben. Schuldig mochte sie sein, aber was war ihre Schuld im Vergleiche zu der ihres unerbittlichen Gatten und Richters!

Großartige Vorbereitungen waren jetzt in dem vernachlässigten Kloster getroffen worden, um das ungeheure Leichengefolge unterzubringen. Glücklicher Weise war das Gebäude

ein sehr weitläufiges, die Hallen und Zimmer, obschon verfallen und verkommen, faßten eine unglaubliche Menschenmenge, wovon sie jetzt den thatsächlichen Beweis lieferten. Zur Zeit unserer Geschichte war eine reichliche Bewirthung bei traurigen Anlässen ebenso gebräuchlich, wie bei Festgelagen und Freudenfesten, und die ungeheuren Vorräthe, die zur Speisung der zu erwartenden Gäste in Zion aufgespeichert worden waren, beschränkten sich keineswegs auf „Leichengebäck".

Für das Unterkommen der geistlichen und weltlichen Lords, der fremden Gesandten und anderer Personen hohen Ranges war trefflich gesorgt; die Mehrzahl der an dem Trauerzuge Theilnehmenden aber mußte sich selbst helfen, und nie waren die Schlafgemächer des Klosters, selbst in seinen blühendsten Zeiten so gefüllt gewesen. Die Säle und Hallen des alten Gotteshauses waren schwarz behangen und mit Wappenschildern geschmückt, und die schöne alte Klosterkirche, die bei dieser Gelegenheit neu aufgeputzt wurde, war ebenfalls in Trauer gekleidet, der Hochaltar mit schwarzem Sammet bedeckt und mit denselben Juwelen, Gold- und Silbergeschirren ausgeschmückt, die ehedem aus dem Klosterschatze geraubt worden waren. In der Mitte des Chors, von doppelten Schranken umgeben, war ein Katafalk aufgestellt, der fast noch prächtiger war, als der in der Capelle von Westminster. Die Umhänge des hohen Baldachins waren mit Fransen von schwarzer Seide und Gold besetzt, und an der Seite waren Fähnchen, Wappenschilder und große Banner angebracht. Eine beträchtliche Anzahl großer Wachskerzen brannte ringsum.

Der Leichenzug kam natürlich nur langsam weiter, und es war ein Uhr vorbei, als er in Brentford ankam. Von hier aus ritt eine Anzahl von Rittern, Edelleuten und Dienern mit dem Lord-Mayor und dem Alderman von London nach Zion vorauf, wo sie sich in langen Reihen zu jeder Seite des Klosterthores aufstellten. Ungefähr um zwei Uhr

langte der Leichenwagen vor der westlich gelegenen Klosterthür an. Das Bildniß des Königs wurde zuerst heruntergenommen und von den drei Riesenwächtern mit entsprechender Sorgfalt und Ehrerbietung in die Sacristei gebracht. Unter vielen Ceremonien wurde dann der Sarg heruntergehoben und durch zwei Reihen von Rittern und Edelleuten hindurch nach dem bestimmten Platze im Chore gebracht. Rings in dem mit herrlicher Schnitzarbeit versehenen Chore wurden all' die verschiedenen Banner und Standarten, welche bei der Procession gebraucht worden waren, aufgestellt.

Der Chor mit seinen tausend Wachskerzen, den Leidtragenden von höchstem Range, den geistlichen Würdenträgern, die ihr heiliges Amt verrichteten, den Caplanen, Chorsängern und Andern, mit seinem Schmucke von Bannern und Wappenschildern gewährte einen seltsam frappirenden Anblick, und als der Bischof von London im Vereine mit den Chorsängern ein feierliches Todtenamt hielt, war die Gesammtwirkung von Schauspiel und Hymnus eine wahrhaft ergreifende. Nicht nur der Chor, sondern auch das ganze Schiff der großen Klosterkirche war so gedrängt voller Menschen, daß Diejenigen, welche bei der Ceremonie thätig waren, darin behindert wurden.

Der Gottdesdienst war jedoch kaum beendigt, als auch die Kirche vollständig geräumt wurde, bis auf die Wächter, und jetzt begann mit allem Ernste die Vertilgung der guten Dinge, die in Halle und Speisesaal bereit standen. Von einem Ende des Klosters bis zum andern wurde gegessen und getrunken und die Schaffner, Küchenjungen und Diener hatten genug zu thun, um den nicht enden wollenden Anforderungen zu entsprechen. Leider müssen wir sagen, daß unter den Leidtragenden große Heiterkeit herrschte, und einige Lieder wurden gelegentlich gehört, die nicht gerade wie Trauerlieder klangen. An den Klosterthoren wurden reichlich Speisen vertheilt und den Armen Almosen gegeben.

Bei der Leiche wurde beständig Wache gehalten und der Posten alle Stunden gewechselt. Aber trotz der aufgebotenen Wachsamkeit begab sich ein sonderbarer Vorfall, den wir sogleich erzählen werden.

Etwas vor Mitternacht war die Reihe, Wache zu stehen, an den drei Riesenwächtern, und als der ältere Bruder, auf seine ungeheure Hellebarde gelehnt, zur Linken der Bahre stand, bemerkte er, daß unter dem den Sarg bedeckenden Leichentuche ein dunkler Strom hervorgequollen war, der langsam an der einen Seite des Katafalks heruntertröpfelte. Entsetzt starrte er auf die blutige Lache, bis einige Tropfen auf den Boden gelangt waren. Dann stieß er einen Schrei aus, der seine Brüder sofort an seine Seite brachte.

„Was hast Du, Og?“ riefen die beiden Riesen.

„Seht hier,“ sprach der Andere, „das ist des Königs Blut. Der Sarg ist aufgesprungen.“

„Ohne Zweifel!“ rief Gog. „Das ist ein entsetzliches Unglück, aber wir können Nichts dafür.“

„Dummes Zeug!“ rief Magog. „Die schlechten Wege zwischen hier und Brentford, auf denen der Wagen zu sehr gestoßen wurde, haben Schuld, nicht wir! Aber was ist zu thun? Mich dünkt, wir müssen Jemand rufen.“

„Ja, aber der Blutfluß wird immer stärker. Wir sollten ihm Einhalt thun.“

„Wie geht Das an? Können wir den geplatzten Sarg wieder dicht machen?“

„Andere können es, wenn auch nicht wir,“ sagte Og. „Wir dürfen nicht säumen, Hülfe zu schaffen. Diese entsetzlichen Flecke müssen vertilgt werden, ehe morgen die Träger kommen.“

Ohne Weiteres eilte er auf das große westliche Thor der Kirche zu, gefolgt von seinen Brüdern, die ganz außer sich zu sein schienen über das entsetzliche Ereigniß. Aber

kaum hatten sie die Thür erreicht, als sie plötzlich durch ein heftiges Bellen, das augenscheinlich vom Chore herkam, erschreckt wurden.

Sie blieben augenblicklich stehen, und als sie nach dem Chore zurückblickten, bot sich ihnen ein Anblick, der sie vor Grauen erstarren machte. Innerhalb der Schranken und dicht neben dem Katafalk, wo der schauderhafte Strom heruntergeflossen war, stand eine große dunkle Gestalt, die unter den obwaltenden Umständen verzeihlicher Weise für eine überirdische gehalten wurde. Bei der schwarzen Gestalt befanden sich zwei kohlschwarze Hunde, mit Augen, die in der Phantasie der Riesen wie Karfunkel leuchteten. Von ihrem Herrn angefeuert, zerrissen diese Hunde die blutbefleckte Decke des Katafalks mit ihren Zähnen.

„Das ist der Satan in eigener Person!" rief Magog. „Aber ich werde ihm entgegentreten und diese Höllenhunde von ihrem höllischen Thun abhalten."

„Ich gehe mit Dir," sprach Og. „Ich fürchte weder Menschen noch Teufel."

„Und ich will nicht zurückbleiben," sprach Gog und ging mit.

Aber trotz ihres gepriesenen Muthes schritten sie höchst vorsichtig weiter, und noch ehe sie bis zum Chore gelangt waren, kam ihnen die dunkle Gestalt, mit den knurrenden Hunden zur Seite, entgegen. Sie erkannten nun, daß die anscheinend dämonische Gestalt ein Mönch war, mit der Kapuze dicht über dem geisterhaften Gesichte.

Indem er seine Hand nach ihnen ausstreckte, sprach der Mönch in einem Tone, daß die Hörer neues Entsetzen packte: „Meine Worte sind in Erfüllung gegangen. Heinrich hat sich dem Bösen verkauft, und ich warnte ihn vor seinem Schicksale, wie Elias, der Thisbiter, den Ahab warnte. Das Gericht Ahab's ist über ihn gekommen. Auf demselben Flecke,

wo Catharina Howard kniete, bevor sie zum Tower gebracht wurde, haben die Hunde des Frauenmörders Blut geleckt — sein Blut!"

Bevor sich die Riesen von ihrer Bestürzung hinlänglich erholt hatten, um den Versuch zu machen, ihn zu verhaften, war der Mönch Peto durch eine Seitenthür verschwunden, durch die er wahrscheinlich auch in die Kirche gelangt war.

Voller Bestürzung berathschlagten die Riesen, was zu thun sei, als der große Flügel des westlichen Thores sich aufthat und Lord St.-John, der Oberceremonienmeister, mit drei Gardisten eintrat. Die zerrissene Decke des Katafalks machte jede Verheimlichung unmöglich, selbst wenn die Riesen zu einem solchen Versuche geneigt gewesen wären. Sie setzten also Lord St.-John sogleich von dem geheimnißvollen Vorfalle in Kenntniß.

Der Oberceremonienmeister sah bei der Erzählung höchst ungnädig aus, und die Riesen erwarteten zum Wenigsten einen scharfen Tadel, wenn nicht gar eine ernste Bestrafung ihrer Nachlässigkeit. Zu ihrem Erstaunen aber verwandelte sich der Aerger des Zuhörers in großen Ernst und, ohne irgend eine sie betreffende Bemerkung zu machen, schritt er zu einer Untersuchung des Katafalks. Nachdem er sich von der Wahrheit des ganz ungeheuerlichen Berichtes überzeugt hatte, gab der Oberceremonienmeister sofort den Befehl zur Wiederherstellung des Sarges und der zerrissenen Decke, so wie zur Reinigung der Stelle, indem er den Riesen bei Todesstrafe verbot, ein einziges Wort über die geheimnißvolle Erscheinung des Mönchs und der Hunde zu reden.

Den Rest der Nacht hindurch wurde strenge Wache gehalten und Sorge getragen, daß ein ferneres Eindringen unmöglich war.



Achtzehntes Kapitel.

Wie die königliche Leiche in die St. Georgs-Capelle gebracht wird.

Am andern Morgen erhoben sich die zahlreichen Insassen des Klosters bei Zeiten und bereiteten sich zum Aufbruche nach Windsor. Die Meisten der zum Zuge Gehörigen hatten auf Stühlen oder Bänken schlafen müssen oder auch auf den Binsen, womit der Flur reichlich bestreut war. Alle indeß waren lange vor Tagesanbruch auf. In jenen derben Zeiten wich das Frühstück nicht sonderlich vom Mittag- oder Abendessen ab, und den Gästen wurde vor dem Aufbruche ein sehr consistentes Mahl nebst gewürzten Weinen vorgesetzt.

Um sieben Uhr präcise bewegte sich der Leichenzug in derselben Ordnung wie Tags vorher, und von eben so viel brennenden Fackeln begleitet, zum Klosterthore hinaus. Als der Trauerzug sich dem Dorfe Isleworth näherte, wurden die Glocken angezogen und die Geistlichkeit erschien, um die königliche Leiche zu beräuchern. Aehnliche Ceremonien wurden in jedem Dorfe, durch welches man zog, wiederholt.

Von der nördlichen Terrasse des Schlosses Windsor aus bot die Procession, indem sie sich langsam von Eton her über

die Themsebrücke bewegte, einen besonders merkwürdigen und höchst interessanten Anblick; aber nur Wenige genossen ihn von hier aus. Die Schloßbewohner hatten meist alle Hände voll mit Vorbereitungen für die erwarteten Gäste zu thun, und Diejenigen, die nicht so in Anspruch genommen waren, hatten sich nach der Themsebrücke begeben, wo sich der Mayor von Windsor, die Aldermen, Grundbesitzer und Bürger, sowie die Geistlichkeit der Kirche Johannes des Täufers, die in der Stadt liegt, aufgestellt hatten. Von hier bis zu dem Schlosse war der Weg auf beiden Seiten gesperrt, und die Einzäunung bis auf die Erde mit schwarzem Tuche behangen und mit Wappenschildern und genealogischen Registern bedeckt. Wie im Kloster zu Zion, nur in viel großartigerem und reichliche- rem Maßstabe, waren auch im Schlosse Vorbereitungen zur Aufnahme der zahlreichen und vornehmen Gäste nebst ihrem Gefolge getroffen. Alle diejenigen Zimmer, welche für die angesehensten Edelleute und Gesandten bestimmt waren, hatte man schwarz verhangen, so wie auch die St. Georgs-Halle und das Innere des Garter-Towers.

Ein schöneres kirchliches Gebäude, als die St.-Georgs-Capelle zu Windsor, existirt wohl nicht, und um die Zeit, von der wir reden, war der Bau noch vollkommen erhalten. Keine entweihende Hand hatte seine Schönheit verunziert. Der äußere Anblick war überraschend — die zahllosen geschwärzten Thürme waren mit blitzenden Wetterfahnen geschmückt, die von vergoldeten Löwen, Antilopen, Windhunden und Drachen getragen wurden. Das Innere entsprach dem Aeußeren und glücklicher Weise ist der beste Theil nur wenig verstümmelt worden. Man kann sich nichts Herrlicheres denken, als die reich decorirten Wölbungen, die von unvergleichlich schönen Pfeilern getragen wurden, dann die schlanken und graziösen Säulen des Schiffes, die zahlreichen Capellen und Emporkirchen, oder den vollendet schönen Chor.

Im Schiffe waren die Wappen Heinrich's VIII. gemalt, sowie auch diejenigen seiner berühmten, ihn überlebenden Zeitgenossen, Carl's V. und Franz' I., welche Beide Ritter des Hosenbandordens waren. Zur Zeit unserer Geschichte waren die Fenster der Capelle von dunkel gefärbtem Glas, sie glühten in den bunten und gesättigten Farben des Rubins, des Topases und des Smaragds und verbreiteten ein feierliches Licht über die architectonischen Wunderwerke des Gotteshauses. Der Bau war im vorigen Jahrhundert von Edward IV. begonnen, von Heinrich VII weiter ausgeführt und verschönert und mit der unvergleichlich schönen Decke des Chors versehen worden; Heinrich VIII. vollendete ihn, wie auch an den heraldischen Zeichen, womit das schöne Getäfel der Kirche geschmückt ist, und andern Spuren sich erkennen läßt.

Der stattfindenden Ceremonie wegen war das Innere der Kirche zum Theil schwarz verhangen, der Boden des Schiffes in der Mitte mit schwarzem Tuche bedeckt und die Säulen der Nebenschiffe mit Bannern und Wappenschildern geschmückt. Der Flur des Chores war ebenfalls mit schwarzem Teppich belegt, und die reichgeschnitzten Kirchenstühle der Ritter des Hosenbandordens mit Zobelbesetztem Sammet überkleidet.

Mitten im Chore, von zwiefachen Schranken umgeben, stand ein Katafalk, größer und prächtiger noch als die beiden andern im Westminster-Palaste und in der Zionskirche. Er war fünfunddreißig Fuß hoch, hatte acht Felder und dreizehn Capitäler, die in eigenthümlicher Weise gemalt und vergoldet waren. Ein reicher Thronhimmel überdachte ihn. Am Fuße des Katafalks war noch ein dritter mit schwarzem Sammet und mit Silbergeschirr und andern Kostbarkeiten bedeckter Altar. Unter dem herrlichen Katafalk befand sich die Gruft, in welche binnen Kurzem die königliche Leiche auf ähnliche Weise herabgelassen werden sollte, wie es jetzt auf unseren

Kirchhöfen gebräuchlich ist. In dem Gewölbe lag bereits die einst so liebreizende Jane Seymour, an deren Seite Heinrich ruhen wollte. Hier wurde später auch die Leiche des unglücklichen Carl I. bestattet.

Nachdem Alles innerhalb des Chores geordnet war und tausend große Wachskerzen um den Katafalk brannten, brachten die drei Riesenwächter zuerst das Bildniß des Königs durch das westliche Thor der Kirche herein und setzten es auf dem Chore nieder; Gardisten brachten darauf den Sarg durch den offen gelassenen Weg, sechs Lords trugen den Baldachin darüber. Voraus gingen der Bischof von Winchester und andere Prälaten im Ornate bis zum Katafalk, wo der Sarg in ehrfurchtsvoller Weise niedergesetzt wurde.

Unterdessen hatte der Bischof von Winchester, dem als ersten Prälaten die Verrichtung des heiligen Amtes oblag, seinen Platz vor dem Hochaltare eingenommen, zu beiden Seiten die übrigen Bischöfe, das Conseil, mit dem Lord-Protector an der Spitze, der Lord-Canzler hinter ihm, betraten den Chor und setzten sich zu beiden Seiten desselben nieder, so daß der Erzbischof von Canterbury sich dem Hochaltare zunächst befand.

Auf der obern Gallerie war jetzt eine Bewegung bemerkbar; die Königin-Wittwe begab sich nach der königlichen Loge. Zwei Ceremonienmeister gingen voraus. In schwarzen Sammet gekleidet, ohne jegliches andere äußere Zeichen der Trauer, sah Catharina zwar etwas bleich aus, doch waren sonst keine Spuren des Leides in ihrem Gesichte zu lesen. Es begleiteten sie die Marquise von Dorset und ihre Tochter, Lady Jane Grey, die Gräfin von Hertford und andere Damen, Alle in tiefe Trauer gekleidet. Hinter ihnen sah man eine Menge von Gesandten und andere angesehene Fremde. Aber weder die Prinzessin Mary, noch die Prinzessin Elisabeth waren zugegen. Eben so wenig — wie schon

wird bemerkt worden sein — nahm der junge König Theil an dem Leichenzuge.

Als die Königin-Wittwe allein voran in der Loge Platz genommen hatte, während die übrigen Damen standen, trat Norrey vor und ersuchte die Anwesenden in herkömmlicher Form, für das Seelenheil des verstorbenen Königs zu beten. Darauf wurde ein Requiem gesungen und von dem Bischofe von Winchester und andern Prälaten die Messe gelesen.

Am Schlusse des Gottesdienstes verließ die ganze Versammlung die Kirche, und auf dem Chore blieben nur die Leichenwächter, deren Zahl bedeutend vermehrt worden war.

So reichlich auch die Bewirthung in Zion gewesen war, in Windsor wurde sie bedeutend übertroffen. In der St.-Georgs-Halle wurde den Edelleuten und Anderen von hohem Range ein Banket gegeben, wo der Lord-Protector mit dem Conseil und den Gesandten unter dem Thronhimmel saß. In den verschiedenen Speisezimmern waren ebenfalls Tische gedeckt, woran die große Anzahl von Esquires, Gardehauptleuten, Herolden, Dienern und Andere niedersaßen. Unsere drei Riesen fanden den Weg zur Speisekammer, und Kellner und Küchendiener sorgten trefflich für sie. Sie vertilgten eine unglaubliche Quantität von Speisen und Getränken.

Die Nacht war weit vorgerückt, ehe die Festlichkeiten ein Ende hatten. Und auch dann noch blieben Nachzügler an einigen Tischen sitzen. Aber nicht nur in dem Schlosse, sondern auch außerhalb war die geräuschvollste Bewegung, denn in beiden Höfen, dem oberen sowohl, wie in dem tiefer gelegenen, gingen Stallknechte und Dienstleute aller Art beständig aus und ein. Die Terrassen jedoch waren einsam, obgleich die Schönheit der Nacht wohl manchen der Gäste zu einem Spaziergange im Mondenlichte hätte verführen können. Gegen Mitternacht öffnete sich das Hinterpförtchen an der Südseite eines der Schloßthürme und Sir Thomas

Seymour, gefolgt von seinem Diener, trat heraus. Beide trugen schwarze Sammetmäntel, mit Zobel besetzt. Sie gingen rasch auf die östliche Terrasse zu, ohne zu verweilen und der herrlichen Waldlichtung zu ihren Füßen einen Blick zu schenken, und nachdem sie den durch die Mauern gebildeten Kreis halb durchschritten hatten, erreichten sie die nördliche Terrasse, welche in tiefem Schatten lag, da der Mond sich auf der entgegengesetzten Seite des Himmels befand. Weit über die Wiesen hinaus war der unregelmäßige Schatten des mächtigen Thurmes gelagert, aber die silberne Themse glitzerte im Mondenscheine und in ihm schlummerte friedlich die benachbarte Kirche von Eton. Ein heiliger Friede schien auf der Landschaft zu ruhen, aber Seymour war unempfänglich dafür. Ihn beschäftigten andere Dinge, die seine Seele bewegten. Die Glocke, welche Mitternacht schlug, schreckte ihn auf, und er schritt mit seinem Diener durch den Thorweg, der mit dem unteren Hofe in Verbindung stand und nach der St.-Georgs-Capelle führte. Indem er sich an die Seitenthür der Bray-Capelle begab, sah er hier mehre Gardisten aufgestellt, sowie auch zwei Ceremonienmeister, die zu dem Gefolge der Königin gehörten. Bei diesem Anblick pochte sein Herz freudig. Er wußte, daß Catharina in der Kirche war, und trat sofort mit seinem Diener ein. Schiff und Flügel waren in tiefes Dunkel gehüllt und bildeten den schroffsten Contrast zu dem glänzend erleuchteten Chore, die Wächter standen um den Katafalk, Caplane am Hochaltare, der Chor sang ein Klagelied. Seymour blieb in der Nähe einer Säule stehen und hieß Ugo nach dem Chore gehen. Nach einer kleinen Weile kehrte der Diener zurück und sprach: Die Königin ist da, — sie kniet am Hochaltare neben dem Sarge."

„Ich will hier auf sie warten. Zieh' Dich zurück, bis ich Dich rufe."

Eine volle Viertelstunde verging, ehe Seymour's Wachsamkeit belohnt wurde. Nach Verlauf dieser Zeit trat Catharina aus dem Chore. Wie Sir Thomas vorausgesetzt hatte, war sie ohne alle Begleitung und ging langsamen Schrittes auf die Thür neben der Bray=Capelle zu, als Seymour hinter dem Pfeiler hervor und ihr in den Weg trat.

„Verzeiht mir, Catharina! Verzeiht mir, Königin meines Herzens!" rief er, indem er sich ihr halb zu Füßen warf.

Catharina war überaus betroffen und würde sich zurückgezogen haben, aber er faßte ihre Hand und hielt sie fest.

„Ihr müßt — Ihr sollt mich hören, Catharina!" rief er aus.

„So faßt Euch kurz und laßt meine Hand los," antwortete sie.

„Ich weiß es, ich verdiene keine Verzeihung!" rief er, „aber ich weiß auch, daß Ihr von Natur barmherzig seid, und darum wage ich zu hoffen. O Catharina! Ich bin geheilt von dem Wahnsinn, der mich befallen hatte, und bitter bereue ich meine Thorheit. Ihr habt die ganze Gewalt in meinem Herzen wieder erlangt, um sie auf ewig zu behaupten."

„Mich gelüstet nicht darnach, in einem so verrätherischen Herzen zu thronen," entgegnete Catharina strenge. „Ihr bittet umsonst, Seymour. Eine Treulosigkeit wie die Eure ist nicht zu verzeihen."

„Sprecht nicht so, schöne Königin!" rief er leidenschaftlich. „Stürzt mich nicht in Verzweiflung. Sagt mir, wie ich mein Vergehen büßen kann, und es soll geschehen. Aber verurtheilt mich nicht zu Schlimmerem als zum Tode!"

„Da Ihr Euch einmal falsch und meineidig erwiesen habt, wie kann ich Euch jetzt glauben? Kann ich dem Zeugniß meiner eigenen Sinne mißtrauen? Kann ich vergessen, was ich gehört?"

„Aber ich bin von meiner Tollheit geheilt, ich sage es

Euch, Catharina. Jahre der Ergebenheit sollen meine Schuld sühnen. Ich will mich jeder Strafe unterwerfen, die Ihr mir auferlegt, — wenn mir nur die Hoffnung endlicher Vergebung winkt."

„Ich wollte, ich könnte Euch glauben!" seufzte die Königin. „Aber nein, nein! Es kann nicht sein. Ich will nicht noch einmal hintergangen werden."

„Bei meiner Seele! Ich hintergehe Euch nicht!" rief er, ihre Hand an seine Lippen pressend. „Stellt mich auf die Probe, und wenn ich je an meinem jetzigen Gelübde unwandelbarer Liebe irre werde, so stoßt mich für immer von Euch!"

Eine kleine Pause folgte, worauf Catharina in zögerndem Tone sprach: „Ich muß Zeit zum Ueberlegen haben."

„Bis wann?" fragte er flehend.

„Das kann ich nicht sagen. Nicht eher werde ich über die Sache reden, bis sich das Grab über Heinrich geschlossen hat. Ich wünsche Euch gute Nacht, Sir Thomas."

„Gute Nacht, schöne Königin! Gebe der Himmel, daß Ihr günstig für mich entscheidet!" rief Seymour, als er fortging.

Und als sein Diener sich vorsichtig näherte, rief er jubelnd: „Vittoria! Ugo, — fatta!"

Neunzehntes Kapitel.

Pulvis Pulveri, Cinis Cineri.

Gegen 9 Uhr am nächsten Morgen begann die Glocke zu läuten, und Alle, die bei der Ceremonie betheiligt waren, eilten nach der St.-Georgs-Capelle. Binnen Kurzem waren Alle an ihren Plätzen. Um den erleuchteten Katafalk standen die Leidtragenden in ihren Mänteln. Die Mitglieder des Conseils, mit dem Erzbischof von Canterbury an ihrer Spitze, saßen in den Stühlen. Der Bischof von Winchester in vollem bischöflichen Ornate, nebst den anderen Prälaten, stand am Hochaltare. Die Königin-Wittwe war in ihrer Loge, ihre Damen hinter ihr. Niemand fehlte.

Alsdann begann die Messe, bei welcher der Bischof administrirte. Nach dem Requiem trat der Marquis von Dorset an den Altar und opferte in tiefster Demuth und Ehrerbietung ein Goldstück als Meßpfennig, worauf er an seinen Platz zu Häupten des Sarges zurückkehrte. Dann kam der seltsamste Theil der ganzen Ceremonie. Im Schiffe der Kirche wurde einige Bewegung bemerkbar, und Diejenigen im Chore, welche jenen Theil der Kirche, der gedrängt

voll war, überblicken konnten, sahen einen Ritter, ganz in Stahl gekleidet — jedoch unbehelmt — auf einem schwarzen, reich geschirrten Rosse durch das offene westliche Thor langsam den von der Versammlung offen gelassenen Weg entlang reiten. Zu beiden Seiten stand eine Reihe von Leuten, welche Fackeln trugen, deren Licht auf dem Harnisch der ritterlichen Gestalt und in den Zierathen des Pferdes funkelte, und dadurch wesentlich den Effect des Schauspiels erhöhte. Der Reiter war Chidiock Paulet, König Heinrich's Waffenträger, eine echt kriegerische Erscheinung, mit schönem, frischen Gesichte und dichtem braunen Barte. In seiner Hand trug er eine abwärts gekehrte Streitaxt. Als Paulet den Chor erreichte und unter dem Bogen hielt, waren Aller Augen auf ihn gerichtet. Es war seltsam, fast erschreckend, an solcher Stätte und bei solcher Gelegenheit eine Reiterfigur zu sehen. Eine kleine Weile blieb Paulet bewegungslos wie eine Statue. Aber sein Pferd schnob und scharrte mit seinen Hufen den Boden. Dann traten Lord Morley und Lord Dacre vor und halfen ihm absteigen. Nachdem er sein Pferd einem Diener übergeben, der es von dannen führte, begab sich Paulet mit den beiden Lords nach dem Altare und überreichte die abwärts gekehrte Streitaxt dem Bischofe. Gardiner nahm die Waffe, kehrte ihre Spitze nach oben und gab sie einem Waffenträger, der sie auf den Altar legte.

Es war jetzt der feierliche Moment gekommen. Gardiner und die übrigen den Gottesdienst verrichtenden Prälaten begaben sich von dem Hochaltare nach dem Katafalk und der Erzbischof von Canterbury nahm ein Wenig mehr im Hintergrunde Platz. Der ganze Chor stimmte an: „Circumdederunt me,“ während die Bischöfe beständig über der Leiche räucherten.

Bevor der feierliche Gesang verhallt war, that sich die Gruft auf, und langsam senkte sich der Sarg in das Gewölbe hinab.

Die irdischen Reste des mächtigen Monarchen waren für immer verschwunden.

Während der darauf folgenden Stille trat Gardiner an die Oeffnung, ihm folgten alle obersten Beamten des königlichen Haushalts, wie der Lord-Haushofmeister, der Lord-Kämmerer, der Schatzmeister, der Rechnungsführer und die vier Ceremonienmeister. Sie hielten ihre Stäbe in der Hand und ordneten sich um die Gruft.

Dem Bischofe war Erde gebracht worden, er warf sie in das Grab, und nachdem er die Worte: „Pulvis pulveri, cinis cineri“ gesprochen, brach Lord Saint-John den Stab über seinem Haupte entzwei, und indem er die Stücke hinabwarf, rief er mit schmerzlichem Tone: „Lebewohl dem größten aller Könige!“

Dann zerbrach der Graf von Arundel seinen Stab mit den klagenden Worten: „Lebewohl dem weisesten und gerechtesten Fürsten der ganzen Christenheit, der England's Ehre stets im Herzen trug!“

Sir John Gage kam nun an die Reihe, und mit aufrichtigem Herzen sprach er: „Lebewohl dem besten aller Herren, wenn auch dem strengsten!“

Aehnliches sprachen William Knevet und die Ceremonienmeister, als sie ihre Stäbe zerbrachen.

Dieser Act hatte etwas überaus Ergreifendes. Während der Ceremonie herrschte die tiefste Stille. Beim Schlusse löste ein allgemeiner tiefer Seufzer den Alp, der auf der Versammlung lastete.

In diesem Augenblicke schaute Sir Thomas Seymour, der im Chore so stand, daß er die Loge der Königin sehen konnte, empor. Catharina hatte das Gesicht mit ihrem Taschentuche bedeckt und weinte augenscheinlich.

Dann wurde ein feierliches De profundis gesungen und unterdessen die Gruft geschlossen.

Nach Beendigung der Hymne trat Gartner, begleitet von drei Edelleuten, in die Mitte des Chores und sprach mit lauter Stimme also: „Allmächtiger Gott, verleihe Du in Deiner unendlichen Gnade ein langes und glückliches Leben dem allerhöchsten und mächtigsten Fürsten, unserm Könige und Herrn Edward VI., von Gottes Gnaden König von England, Frankreich und Irland, Beschützer des Glaubens, und auf Erden nächst Gott Schirmherr der Kirche von England und Irland, allerhöchstes Haupt und Herr des allervornehmsten Hosenbandordens!"

Nach dieser Proclamation rief er mit heller Stimme: „Lange lebe der edle König Edward!" Die ganze Versammlung stimmte in den Ruf, der dreimal wiederholt wurde, mit ein.

Darauf bliesen die Trompeter in den Emporkirchen einen lauten und energischen Tusch, daß es in dem ganzen Gebäude wiederhallte.

Also endete die Leichenfeier des allerhöchsten und gewaltigen Königs Heinrich's VIII.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.

Von demselben Verfasser sind im gleichen Verlage ferner erschienen:

Ainsworth, W. H., Auriol, oder das Lebenselixir. Aus dem Engl. von Dr. E. Susemihl. 2 Bde. Schillerf. 1853. 20 Ngr.

— — **Schloß Chiverton**. Aus dem Engl. von Dr. E. Susemihl. 1845. 15 Ngr.

— — **Mervyn Clitheroe**. Aus dem Engl. von W. E. Drugulin. 4 Bde. Schillerform. 1860. 1 Thlr. 20 Ngr.

— — **Crichton**. Aus dem Engl. von W. A. Lindau. II. verb. Aufl. 1845. 3 Bde. 1 Thlr.

— — **Guy Fawkes**. Histor. Roman. Aus dem Engl. von Dr. E. Susemihl. 1841. 3 Bde. m. Kupfrn. 3 Thlr.

— — **Die Hexen von Lancashire**. Aus dem Engl. von Dr. E. Susemihl. 4 Bde. Taschenform. 1849. 1 Thl. 25 Ngr.

— — **Jacob II**. oder die Revolution von 1688. Histor. Roman. Aus dem Engl. v. A. Kretschmar. 3 Bde. 1847. 48. 1 Thlr.

— — **Der St. James-Palast**, oder der Hof der Königin Anna. 3 Bde. 1844. 1 Thlr.

— — **Die alte St. Paulskirche**. Erzählung von der Pest und Feuersbrunst. Mit Kupfern. 3 Bde. 1842. 3 Thlr.

— — **Nathan der Quäker**, oder der Satan des Urwaldes. Nordamerikanischer Roman von Bird, herausgegeben v. W. H. Ainsworth. 3 Bde. 1838. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

— — **Das moderne Ritterthum**, oder ein neuer rasender Roland. Aus dem Engl. von Dr. E. Susemihl. Schillerformat. 1858. 20 Ngr.

— — **Jack Sheppard**. Aus dem Engl. von J. G. Günther. 4 Bde. 1839. 2 Thlr. 25 Ngr.

— — **Die Speckseite**, oder die Sitte zu Dunmow. Aus dem Engl. von Dr. E. Susemihl. 2 Bde. 1854. 1 Thlr.

— — **Die Sternkammer**. Aus dem Engl. von Dr. E. Susemihl. 3 Bde. 1854. 1 Thlr. 20 Ngr.

— — **Die Tochter des Geizigen**. Aus dem Engl. von Dr. E. Susemihl. 3 Bde. 1843. 22½ Ngr.

— — **Der Tower zu London**. Aus dem Englischen von Dr. E. Susemihl. 3 Bde. 1841. 3 Thlr. 10 Ngr.

— — **Der Verschwender**. Aus dem Engl. von Dr. E. Susemihl. 2 Thle. 1858. 1 Thlr.

— — **Das Windsorschloß**. Aus dem Engl. von Dr. E. Susemihl. 3 Bde. 1843. 20 Ngr.





